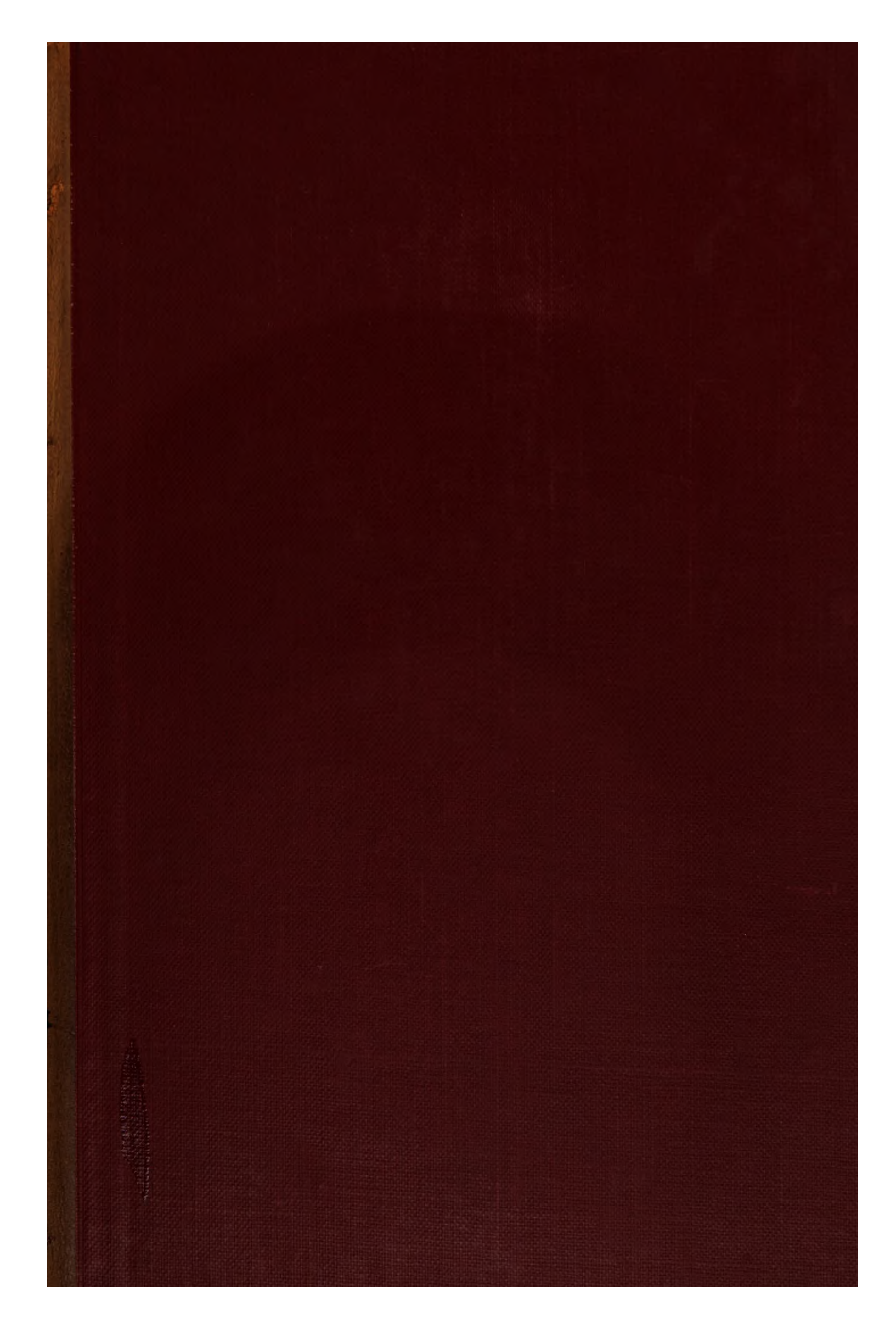





UNIVERSITY OF WISCONSIN
NUMEN
LUMEN
BRARY

Herrn Rößler
zur freundlichen
Erinnerung an
den Ludwigfilm.

Ferdinand Bonn

Bernau 1914.



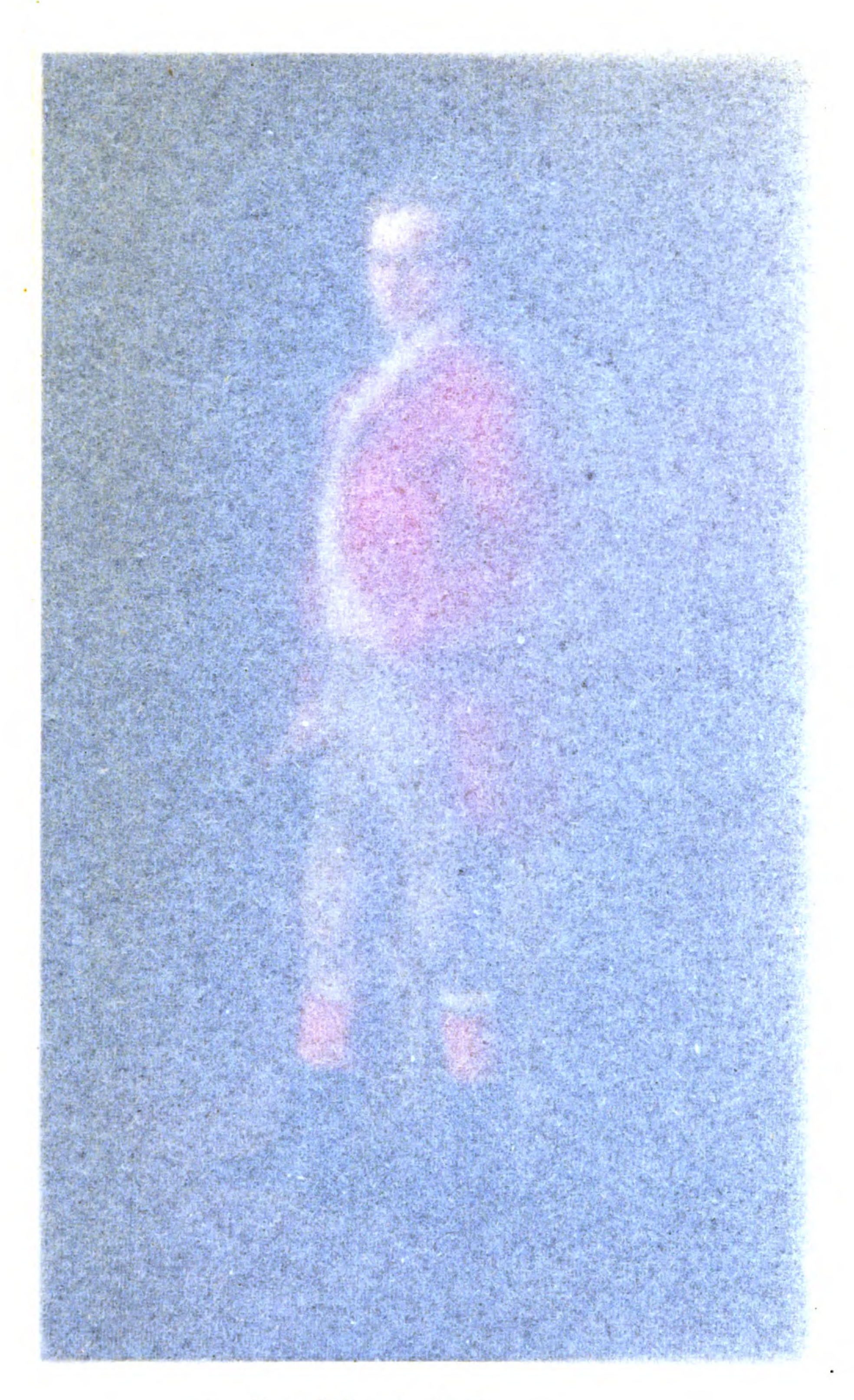
Ferdinand Bonn als Parforce-Reiter

Ölgemälde von I. Koppay

FERDINAND BONN
GESAMMELTE WERKE



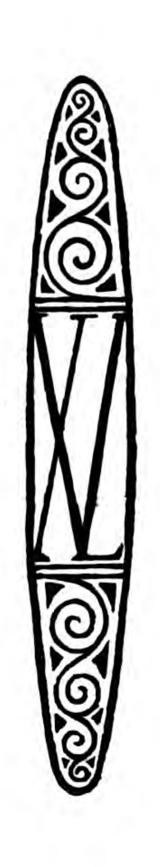
LEIPZIG
IM XENIEN-VERLAG



…dinand Bonn als Pa…

…emälde von I. Kop…

FERDINAND BONN
GESAMMELTE WERKE



LEIPZIG
IM XENIEN-VERLAG

FERDINAND BONN
GESAMMELTE WERKE
ERSTER BAND



Ferdinand Franz Josef Bonn ist geboren am 20. Dezember 1861 in Donauwörth als der Sohn des damaligen Staatsanwalts Franz Bonn und seiner Gattin Bertha geborenen Promoli. Franz Bonn, als Humorist und Mitarbeiter der „Fliegenden Blätter" unter dem Namen von Miris bekannt, war eine außerordentlich vielseitig begabte Künstlernatur. Er musizierte, malte, dichtete und wäre, wenn ihn das Geschick nicht in die juristische Laufbahn gebracht hätte, sicher für die deutsche Bühne von eminenter Bedeutung geworden. Noch in späteren Jahren in Amt und Würden bedauerte er oft, seinem Jugenddrang, Schauspieler zu werden, nicht gefolgt zu sein, und seinen unerschöpflichen Humor meist in Vereinstheatern und Gelegenheitsdichtungen verzettelt zu haben. Waren ihm auch manche Erfolge als Humorist beschieden und hat er auch in seiner Gedichtsammlung „Für Herz und Haus" manches zarte Lied von dauerndem Wert geschaffen, so nahm ihn doch der juristische und später parlamentarische Beruf zu sehr in Anspruch, als daß er seine herrlichen Gaben zu voller Reife hätte bringen können. Glücklich im Familienkreise, kindlich und bescheiden, ohne alle die harten, selbstischen Charaktereigenschaften, die im Leben sich Geltung verschaffen, genügte es ihm, Kindertheater zu schreiben, die zu dem besten zählen, was in dieser Gattung sich erhält. Ferdinand Bonn war sonach seit den Anfängen seines

1*

Denkens in einer durchaus künstlerischen Atmosphäre. Die Talente, die er sämtlich vom Vater erbte, wurden von außen fortwährend genährt. Im Hause Bonn wurde immer gesungen, gepfiffen, deklamiert, improvisiert, gemalt und geschnitzt. Schon der Großvater, Oberrechnungsrat Bartholomäus Bonn, muß nach den Aufzeichnungen Franz Bonns in der Familienchronik ein sehr lustiger Herr gewesen sein. Er spielte gut Flöte und wie er beim Tiroler Aufstand als bairischer Beamter aus Innsbruck fliehen mußte, hatte er nur ein paar silberne Löffel retten können, was seinem Humor nicht den mindesten Eintrag tat. Gegen Vorgesetzte war er widerhaarig, mild gegen Untergebene, ein Original namentlich im höheren Alter. Zu Beuerberg in Oberbaiern ist er begraben, nachdem er 82 Jahre erreicht hatte. Er folgte dahin seiner Tochter Elisabeth, die in das Salesiannerinen-Kloster eingetreten war. Eine andere Tochter wurde Barmherzige Schwester. Ein sehr frommer Zug neben einer unbändigen Lebensfreude charakterisiert die ganze Familie, in der die Söhne, trotz aller Begabung, früh sterben und verkommen, die Töchter den Schleier wählen. Ganz anders war die Familie der Mutter. Vater Promoli, der 95 Jahre alt wurde, ehemaliger Apotheker und äußerst liberal, und seine Frau Louise geb. Knorr, aus einer Münchener Patrizier-Familie mit italienischem Einschlag. Die Firma Angelo Sabadini besteht noch in München in der Kaufingerstraße. Sabadinis einzige Tochter heiratete der Stammvater der Knorrs. Die Promolis, früher Prómoly geschrieben, stammen aus Ungarn. Vater Bonn wurde von Donauwörth nach Ansbach versetzt, später nach Baireuth und München. Dort besuchte der kleine Ferdinand die deutsche und lateinische Schule mit sehr mäßigem Erfolg. In München starb seine junge Mutter bei einer Typhusepidemie, ein nachhaltiger und schwerer Verlust für den Zehnjährigen. Viel allein, macht er

sich, wenn er nicht auf der Straße tollt, über den Bücherschrank des Vaters her und verschlingt alles ohne Auswahl. Doch bleibt ihm Shakespeare das Buch der Bücher. Ihn liest er wieder und wieder. Von da ab beginnt er selbst Dramen zu schreiben. So bleibt, da er auch malt und Violine spielt, für die Schule wenig Zeit. Er kommt gerade so mit, namentlich in der Mathematik leistet er wenig, dagegen weisen die Zeugnisse in Deutsch und Turnen immer die ersten Noten auf. Besonderes Ansehen erlangt er bei Professoren und Mitschülern durch Theateraufführungen, in denen er Autor, Darsteller, Regisseur, Dekorationsmaler in einer Person ist. Einige dieser Stücke sind noch vorhanden: „Aus Händels Jugend" und „Der Tilly kommt". Endlich wird das Gymnasium absolviert und Ferdinand Bonn wird als Hörer der Rechte an der Münchener Universität immatrikuliert und tritt gleichzeitig in das 3. reitende Artillerie-Regiment als Einjähriger.

Wir lassen hier die lustigen Soldatengeschichten folgen, die Bonn als junger Soldat geschrieben und die als Separatband bei Hugo Steinitz, Berlin, erschienen, bis jetzt 18 Auflagen erlebten. Sie sind zwar für Jugend und Volk berechnet, aber in den gesammelten Werken dürfen sie doch nicht fehlen. Es zeigt sich in dem urwüchsigen Humor und der plastischen Kraft dieses Erstlingswerkes der künftige Dramatiker.

Der Xenien-Verlag.

Eine Million.

„Peter!"

Keine Antwort.

„Pe—e—eter!"

„Herr Leidnam?" tönt es aus dem Nebenzimmer.

Peter kommt herein und tritt stramm an vor seinem Herrn, dem Dragonerleutnant Freiherrn von Müller,



welcher an seinem Schreibtisch sitzt und den Wolken der Zigarre nachschaut.

Peter ist ein kleiner, stämmiger Dragoner mit einem dicken Kopf, einer großen Nase und etwas abstehenden Ohren. Mit den blauen Augen schaut er ehrlich und dabei pfiffig seinen Herrn an.

„Wenn du nur nicht gar so schwerhörig wärst, Peter, man muß sich ja die Knöpfe aus der Uniform

schreien. — Ja, ja, du brauchst nichts zu erwidern, ich weiß schon, Alter, wie du dazu gekommen bist — horch — es läutet — sieh nach draußen!"

Peter kehrt mit zwei Briefen zurück. „Melde gehorsamscht d'r Briefträger."

Der Leutnant durchfliegt die Papiere.

„O du vernageltes Kanonenrohr!" ruft er. „Tee bei Kommerzienrats! — Und der liebe Herr Samuel Einstein will mich heute um 11 Uhr besuchen.



— Peter! — Spitz' deine langen Ohren. Geh' zu Kommerzienrat Protzler. Eine Empfehlung, ich kann nicht die Ehre haben, — hörst du? — weil — na, warum denn gleich — weil ein Fremder da ist."

„Sie kommen heut awend aus der Wasch, Herr Leidnam", entgegnete Peter.

„Was willst du? — Schwatz kein Blech, sondern paß auf!"

Damit setzte der Herr Leutnant die Mütze auf, drehte seinen schönen, blonden Schnurrbart, schnallte den Pallasch um und ging aus.

Peter nahm erst den Zigarrenstummel seines Herrn aus dem Aschenbecher, steckte ihn in seine Spitze und ging dann, lustig dampfend, zu Kommerzienrat Protzler.

Gegen Abend kam der Herr Leutnant heim.

„Peter!“

„Herr Leidnam?“

„Hole ein Abendessen für zwei Personen. Mein Kamerad Hutter kommt den Abend. — Apropos, hast du meine Befehle vollzogen? — Zieh’ mir die Stiefel aus! — Na, was sagten sie bei Protzlers? — Oh! Du wirfst mich ja um —na, was grinst du denn wie ein Maikäfer?“

„Ach, entschuldige der Herr Leidnam. Des sin so freundliche Leut. Die Frau Kommerzienrat hat m’r aach en Dohler geschenkt.“

„Wie ist denn das zugegangen?“

„Ja, die Frau Rat un die Fräulein, die wollte ewe ausgehe un sin an der Tür gewese, un da hawe se mich gleich gefrogt, un da sach ich: ’n schän Empfehl vum Herr Leidnam, und er kennt die Ehre nit hawe — es sei kei Hemd mehr do — —“

Sprachlos sah der Leutnant seinen Diener an.

„Un da hawe se ang’fange zu lache, daß se sich geboge hawe, un daß ich gemeint, der Frau Rat möcht ihr dicker Kropp blatze. Un da sin se dohernacher recht freindlich gewese, un ob ich aus d’r Pfalz sei, un — —“

„Peter“, sagte Baron Müller, sein Lachen verbeißend, „wenn du nicht ein so treuer Kerl wärst, könnte ich dich bei deinen langen Ohren nehmen.

Es sei ein Fremder da, hab’ ich gesagt, nicht es sei kein Hemd mehr da. In was für Verlegenheiten hast du mich schon gebracht, du Dickhäuter!“

Inzwischen kam der Kamerad Hutter, ein netter junger Offizier mit einnehmendem Gesicht.

Peter deckte den Tisch, stellte das dampfende

Goulasch darauf, sorgte für Bier und Wein und richtete das Rauchtischchen.

Die Herren amüsierten sich natürlich sehr über Peters neuestes Stück, deren er schon viele geliefert hatte, und nach denen im Offizierskasino stets Nachfrage war.

„Warum schickst du eigentlich den schwerhörigen Burschen nicht fort?“ fragte Hutter, als sie allein waren.

„Weil er eine Perle ist!“

„Eine Perle — mit dem Kopf?“

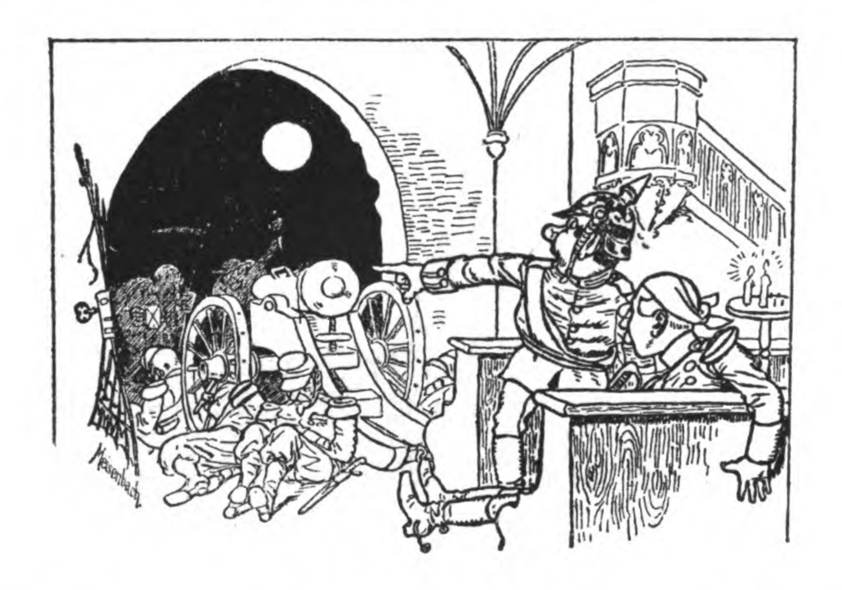


„Jawohl! Er hat mir im 70er Feldzug das Leben gerettet, dann blieb er bei mir und stand wieder ein, nachdem seine Dienstzeit schon abgelaufen war, aus bloßer Anhänglichkeit.“

„Das Leben hat er dir gerettet?“

„Ja, mein Lieber. — Nimm dir eine Zigarre! Du warst 70 noch Kadett, ich ein junger Offizier — na, also das weißt du, daß ich bei Gravelotte eine Kugel in die Existenz bekam. Ich blieb liegen, wo ich vom Gaul gefallen war; unterdessen zog sich die Schlacht weit fort, es war keine Aussicht, daß die Verwundeteträger mich finden würden, denn es wurde Abend

— da kam auf einmal mein Peter grinsend daher. Schlau, wie er ist, sieht er sich nach einem Obdach um und schleppt mich auf dem Rücken einen Hügel hinauf zu einer arg zerschossenen Kapelle. Da macht er mir ein Lager auf einer Kirchenbank. Auf dem Hügel hatte französische Artillerie gestanden. Unsere Reiter hatten sie über den Haufen geritten, und nun lagen und standen die verlassenen Geschütze und Protzen da herum. Eine Kanone stand im Eingang der Kapelle, garniert mit den toten Artilleristen.



Ich fieberte tüchtig und konnte nicht schlafen, und Peter wachte mit mir. Der Mond schien hell. Da stößt mich Peter auf einmal:

‚Um Gotteswille, Herr Leidnam — die Hyäne!" — „Was willst du?" fragte ich matt. „Die Hyäne des Schlachtfelds!" sagte er; das hat er einmal irgendwo gelesen gehabt. Aber es war in der Tat so. Ich richtete mich mühsam auf und sah durch das offene Tor der Kapelle eine Schar bewaffneter Strolche draußen, welche eben daran waren, die Gefallenen zu plündern.

„Wir sind verloren!" sag' ich und laß mich wieder zurücksinken. „Alleweil noch net", meint Peter, „i

dunner, wann nor des Ding do gelade wär — e Zindschnur hängt dran", — und damit macht er sich an die Kanone, die wirklich noch geladen war, und in dem Augenblick, wo die Kerls ihn bemerken, reißt Peter an der Schnur, und mit einem furchtbaren Donner kracht der Kartätschenschuß unter die Bande, die tot und verwundet liegen bleibt oder schleunigst Reißaus nimmt. Es war ein Schlag in dem Gewölb der Kapelle, daß ich meinte, es fiele



alles zusammen. Als ich meinem braven Peter danken wollte, da grinste mich der Ärmste sehr freundlich an, aber er verstand mich nicht mehr, er war fast taub. Es hat sich seither etwas gebessert, aber zeitweise ist er wie vernagelt."

„Ja, jetzt begreife ich es', sagte Hutter, „das ist ja eine famos schneidige Geschichte, so was möchte ich auch erlebt haben!"

„Ach ja", begann Baron Müller wieder, „die Erinnerung an den Feldzug gäbe ich um nichts — ist mir doch viel Merkwürdiges passiert. — Zum Beispiel die Geschichte mit der dummen Million."

„Halleluja! Heute taut er auf!“ rief Hutter. „Überall heißt es, du seist ein so interessanter Mensch, vielleicht bloß deshalb, weil du überall den großen Schweiger spielst. Also raus mit der Millionengeschichte!“

„Ist sehr einfach“, sagte Müller. — „Willst du weiß oder rot — brennst du noch? — Na also, weil ich doch schon davon gesprochen habe und du mein liebster Kamerad bist — also ich war mit Peter und zehn Dragonern auf einem Schloß einquartiert in Aumont. Die Marquise d'Aumont, die dort mit ihrer Tochter wohnte —“

„Aha!“ machte Hutter.

„Keine Randglossen! Wenn ich bitten darf, sonst erzähle ich nicht — — —“

Die machten zu der Einquartierung anfangs böse Gesichter, als sie aber sahen, wie meine Leute diszipliniert waren, und daß ich ein Mann von Erziehung sei, der sogar einen Walzer von Chopin auf ihrem Flügel spielte, als wenn er mein Landsmann gewesen wäre, da wurden sie freundlicher, und wir wurden zuletzt ganz herzlich miteinander. — Es waren schöne Tage!“

Hutter hatte schon wieder eine Bemerkung auf der Zunge, schluckte sie aber mit einem Glas Wein hinunter.

„Wir erwarteten schon längst Feindseligkeiten der Franktireurs, die mehrfach als in nächster Nähe sichtbar gemeldet wurden. Ich hatte den Auftrag, mich bei ihrer Annäherung zur Schwadron, die eine Meile hinter uns lag, zurückzuziehen. — Eines Abends, als ich eben die junge Marquise zu einem ihrer Lieder, die sie so schön sang, am Flügel begleitete, und wir alle drei ganz vergaßen, daß rings um uns Krieg sei, krachten Schüsse, mein Unteroffizier rumpelt in den Salon und meldet, Franktireurs in großer Anzahl hätten das Schloß überfallen. Ich eilte sogleich hinunter und fand meine braven Burschen schon im Gefecht

an dem großen Gittertor des Parks. Wir konnten uns da nicht halten, denn die Franktireurs stiegen über die Parkmauer. Tapfer aus den Karabinern feuernd, zogen wir uns ins Schloß zurück. Aber ein dicker Rauch, der aus einem Nebengebäude desselben aufstieg, zeigte mir, daß hier das Heil nur im Rückzug liege, der mir ja ohnehin anbefohlen war. Ich ließ im geschlossenen Hofraum aufsitzen und wollte von den Damen Abschied nehmen, wie es unter diesen Umständen nötig war.

Die Marquise aber beschwor mich unter Tränen, sie nicht zurückzulassen, sie hätten das Schlimmste von ihren Landsleuten zu befürchten. Die beiden Damen waren auch schon zur Flucht mit der ganzen Dienerschaft bereit, die Equipage war angespannt, und wenn der Feind das Schloß noch nicht umringt hatte, konnten wir durch das Tor rückwärts auf das freie Feld entkommen. Der Rückzug stand gottlob nach offen. Ich ließ fünf Mann mit dem Unteroffizier zurück. Sie sollten aus den Fenstern feuern, bis wir draußen waren. In höchster Eile galoppierten wir anderen durchs Tor. Kaum sind wir ein paar hundert Schritte weit, so fängt die Marquise, die ganz den Kopf verloren hatte, im Wagen ein fürchterliches Lamento an. Sie teilte mir, während ich nebenherritt, in abgebrochenen Sätzen kurz mit, daß sie ihr Vermögen in einer großen Blechschatulle auf ihrem Schreibtisch habe stehen lassen — es sei eine Million. Ich lasse also halten, gebe dem Kutscher die Richtung an, die er fahren sollte, und jage mit meinen fünf Dragonern und Peter wieder zurück. Unterdessen war es den Franktireurs eingefallen, sich die Rückseite des Schlosses zu betrachten, und als wir zum Schloß bei der hinteren Tür wieder hineinwollten, kamen uns die Kameraden entgegen mit der Meldung, wir würden im Augenblick umzingelt sein. Jetzt galt kein Feiern, ich gab Peter mein Pferd zu halten, während die Leute wieder tüch-

tig auf die Franktireurs feuerten, die wir im Scheine der brennenden Gebäude heranschleichen sahen.

Ich wie der Wind die Treppen hinauf ins Zimmer der Marquise — da steht die Schatulle — draußen am Korridor tappen schon die Franktireurs und schlagen in ihrer dummen Wut alles kurz und klein. Die Schatulle gepackt — hinunter — aufs Pferd gesprungen, Pallasch 'raus — im linken Arm die Million — „Zur Attacke vorwärts marsch!" Und wie alle



Wetter reiten wir auf den Feind los, der uns ehrerbietigst durchläßt und uns nachfeuert, was das Zeug hält. Sieben Verwundete hat mich die Affäre gekostet, auch die Schatulle hat was abgekriegt — siehst du hier das Loch — und dem Peter haben sie eins von seinen langen Ohren gestreift. Wir ritten in der Richtung der vorausgefahrenen Equipage; die aber mußten mit Windes Flügeln gefahren sein, denn als wir nach einstündigem Ritt zu unserer Schwadron kamen, waren die Flüchtlinge nicht da. Sie hatten offenbar den Weg verfehlt. Zu meinem größ-

ten Leid mußten wir gleich zum Regiment stoßen, und es ging in Eilmärschen weiter. Nein, Hutter, du kannst dir nicht denken, was ich diese Blechschachtel verwünscht habe — was hat Peter ihretwegen für Verdruß gehabt! Ich konnte sie doch nicht immer unterm Arm tragen, deshalb wurde dem Peter so eindringlich klar gemacht, welche Verantwortung er mit diesem Reichtum übernähme, daß er in seinem Übereifer eine Dummheit nach der andern machte.

Wunderbarerweise brachten wir unser Sorgenkind glücklich nach Hause. Da liegt es jetzt zwei Jahre und kein Mensch fragt nach ihm. Ich habe alle nur möglichen Nachforschungen angestellt; in vielen französischen Blättern ließ ich's ausschreiben. Ich wendete mich um Aufschluß an die Behörden. Alles, was ich erfuhr, war: die letzten Angehörigen der Familie seien ein General d'Aumont in Amerika und die Marquise mit ihrer Tochter. Über den ersteren wisse man zurzeit nichts Näheres, die beiden anderen seien bei dem durch die D e u t s c h e n zerstörten Schlosse Aumont im Feuer umgekommen. Daß dies nun nicht der Fall war, wußte ich — aber was war aus ihnen geworden?

„Weiß Gott, ob ich die gute Marquise und Claire wiedersehe?"

„Claire?!" entschlüpfte es Hutter.

„Ja, Claire hieß die junge Marquise, warum fragst du?"

„Pardon, es fiel mir nur ein, daß du deinen heißgeliebten Vollblutrenner auch Claire genannt hast, und weil wir Kavalleristen —"

— „Unsere Pferde fast ebenso lieben wie unsere Bräute", ergänzte Müller, „so vermutest du?" —

— „Vermute ich", ergänzte Hutter, „daß du in die allerdurchlauchtigste Marquise junior verliebt bist!"

„Verliebt? Ob dies das richtige Wort ist?" entgegnete Müller traurig: „Seit zwei Jahren denke ich nur e i n e n Gedanken!"

„Also darum so schweigsam! Na, und sie, deine Claire?"

„M e i n e Claire! Glaubst du denn, ich war so unhöflich, als Feind und Einquartierter die leiseste Andeutung zu machen?"

„Geh! Pack' deine Million wieder ein", sagte Hutter, „es wird einem ganz unheimlich, so viel Geld anschauen zu müssen, wenn man drei Mark vierzig Pfennige in der Tasche hat. — Da weiß ich, zu wem ich kommen muß, wenn mir einmal das Moos ausgeht. Jetzt begreif' ich, warum du dem Herrn von Telewitz immer aushilfst, dem ich übrigens an deiner Stelle keinen Groschen pumpen würde, weil er ein undankbarer falscher Schwätzer ist; es kann ihn so kein Mensch ausstehen im Regiment."

„Ja", sagte Müller, „es ist eine dumme Gutmütigkeit von mir, da ich ja selbst vorläufig auf Pump lebe — nicht hiervon", er deutete auf die Kassette, „denn hier liegt noch alles gerade so, wie es gelegen hat, und kann meinetwegen noch hundert Jahre so liegen. Mein Vermögen schwebt zurzeit in der Luft. Du weißt ja, mein Vater hatte schon einen Prozeß wegen unseres großen Gutes mit einer Seitenlinie unseres Geschlechtes. Er folgte während des Feldzuges meiner seligen Mutter, und als ich nach Hause kam, hatten meine lieben Verwandten von meinem Erbe Besitz ergriffen. Ich fing natürlich gleich einen Prozeß an, den ich in diesen Tagen endlich gewinnen muß; ich erwarte täglich Nachricht von meinem Anwalt, da die Sache eben endgültig vor dem Obertribunal entschieden wird. Dann, liebes Hutterchen, bin ich ziemlich wohlhabender Gutsbesitzer, dann kommt auch Herr Samuel Einstein bald zu seinen vorgeschossenen Moneten."

Leutnant Hutter machte sich auf den Heimweg.

Peter leuchtete hinunter und schloß das Haustor auf, da wollte eben der Telegraphenbote läuten.

„Ein Telegramm für dich", rief Hutter zum Fenster

hinauf. „Gratuliere zum Sieg. Das kostet morgen Sekt. Gute Nacht!“ Peter brachte das Telegramm seinem Herrn, der es ihm eilig aus der Hand nahm, und las:

„Sehr geehrter Herr! Herzliches Bedauern. Prozeß in letzter Instanz verloren. Hochachtungsvoll — Kniffler, Rechtsanwalt.“

Bleich bis in die Lippen stand Baron Müller da und reichte seinem treuen Diener das Blatt.

„I, da soll doch e heelig Dunnerwetter dreinschlage!“ meinte Peter, sich hinterm Ohr kratzend.

„Jetzt können wir die Uniform ausziehen, Peter!“ sagte Müller.

„I bewohre, Herr Leidnam“, grinste Peter, mit dem Daumen auf den Schreibtisch deutend, „do in der Blechbix is ja noch e bische!“

„Peter!” fuhr sein Herr auf, „du bist ein — —“

Peter ging.

„Was bin ich?“ sagte er vor der Türe zu sich selber, „ich hab’s net verschtanne, jedenfalls ein Esel oder so was. Na, wer vun uns beide der gröschte is, des weeß ich als noch net, denn, wann mer e Blechbix voll Kapitalie doliege hat un lamentiere will un nor eneinzelange braacht. — Die alt’ Schnurchel wär’ mit der Hälft’ aach zufriede, wenn se heut komme däht un wann se net zufriede wär, wollte mer se schun zufriede mache, daß se sich net beklage könnt’; ich wollt’ ’r zeige, wo der Bartel de Moscht holt — jawohl, ich loß mer de Ohre abschieße von wege dem alte Bockfell ihrer lumpige Blechbix, krieg vun mein Herre die gröschte Unannehmlichkeite, schlepp sie rum wie e Wickelkind, un da hernacher soll mer net das kleinste Dußehr oder Trinkgeld hawe — —!“

So philosophierte Peter noch lange und schlief dann selig auf seinem Strohsack, während sein Herr die Nacht über unruhig in seinem Zimmer auf und ab ging.

* * *

Nun kamen schlimme Tage. Die Pferde des Herrn Leutnant hatten es besser, als ihr Herr. Sie bekamen ihre gewohnte Abendration. — Niemand aber ahnte, daß der Herr Baron jetzt ein Stück Schwarzbrot als Souper nahm; Peter gab es nobler, er kaufte sich immer noch eine Wurst dazu, von der er gern seinem Herrn angeboten hätte, wenn er sich getraut hätte. Wenn der arme Leutnant auch mit knapper Not von der Gage hätte leben können, die im Vertrauen auf sein gutes Recht gemachten Schulden konnte selbst die allergrößte Sparsamkeit nicht tilgen. Dieser Gedanke vertrieb alles Rot aus den Wangen des blühenden jungen Mannes, und hoffnungslos sah er in eine entsetzliche Zukunft. Vergebens suchten seine Kameraden ihn mit der Aussicht auf eine reiche Partie zu trösten. Sie nannten ihm die und jene, wo er als schöner, junger Offizier von Adel nur anklopfen dürfe — bei solchen Vorschlägen konnte er sehr zornig werden.

Peter dagegen war kreuzfidel. Er sah in dem Schwarzbrot das einzige Mittel, das seinen Herrn bald bewegen dürfte, ein wenig in die „Blechbix" hineinzulangen.

Sogar der ehrliche Hutter, der selber nicht viel übrig hatte, meinte, eine solche Anleihe könne die Marquise nicht übelnehmen; wenn er Rittmeister oder Major sei, könne er es ja wieder heimzahlen.

Müller hatte ihn kopfschüttelnd angehört. Hutter wagte den Vorschlag nicht zu wiederholen; in dem Punkt der Ehre war Müller von eiserner Konsequenz.

Der Gewinn beim Frühjahrsrennen, wo Müller mit seiner treuen Claire als erster hereinkam, genügte, um die laufenden Rechnungen zu bezahlen; aber Samuel Einstein drohte mit Klage, und nirgends war Aussicht, ihn zu befriedigen. Da wollte Müller, so ungern er es tat, den Herrn von Telewitz an seine Darlehen mahnen.

Eines Morgens schickte er Peter mit einem Briefchen hin.

Peter, der auf Antwort warten sollte, stand stramm vor dem Leutnant, während dieser das Billet las.

Stirnrunzelnd sah Telewitz den Burschen an: „Na, ihr seid wohl jetzt recht arm, was?“ Diese unpassende Frage ärgerte Peter. Dank dem schnarrenden Organ des Leutnants hatte er sie auch verstanden.

„Ach nee“, sagte er trotzig, „wir hawe genuch!“

„Es scheint nicht!“

„Wann mir wollte, Herr Leidnam“, fuhr Peter fort, „wir könnte dem ganze Regiment die Pferd abkaafe un noch e paar Häuser derzu!“

Telewitz sah den Burschen zweifelhaft an: „Du hast wohl getrunken, Kerl?“

Das „Du“ und der „Kerl“ ärgerten den braven Peter noch mehr, und er vergaß den strengen Befehl seines Herrn, von der Million zu schweigen, und platzte heraus:

„Was getrunke, Herr Leidnam — melde gehorschamst, nix getrunke als en ganz dinne Kaffee, aber wann der Herr Leidnam gehorschamst wisse wolle — mei Herr hat aus'm Feldzug in ene Blechbix e Million mitgebracht, ich hab' se getrache, und wer sächt, daß mei Herr Schwarzbrot esse dut zu Awend, der is — den soll, bitte gehorsamscht mit Respekt zu melde, der Deibel hole!“

Das Herz schlug dem wackeren Peter vor Freude, daß er seinem geliebten Leutnant so tapfer die Stange gehalten hatte gegenüber dem faden Junker.

„Sagen Sie Ihrem Herrn, ich käme im Augenblick selbst zu ihm. 's ist gut.“

Peter machte ein „Kehrt“ auf dem glatten Parkettboden, daß der Herr von Telewitz, wenn er Lust dazu gehabt hätte, nach Jahren genau hätte wissen

2*

können, wieviel Nägel Peter in seinen Kommißstiefeln habe.

Alsbald erschien Telewitz bei Peters Herrn.

„Aber Kamerad!“ rief er schon beim Eintreten, „was machen Sie denn für Geschichten? Rückzahlung der Bagatelle von mir zu verlangen! Sie Krösus — ne, das ist nicht nett von Ihnen!“

„Krösus!? Sie wollen spotten, Herr Kamerad“, sagte Müller verblüfft.

„Nein, S i e verspotten m i c h, Herr Kamerad“, sagte Telewitz lächelnd. „Eine Million ist doch kein Pfifferling — aber nett ist das nicht von Ihnen, eine Million zu haben und so knickerig gegen einen flotten Kameraden zu sein!“

„Woher wissen Sie?“ entfuhr es Müller.

„Ja, das weiß man so per Zufall“, lachte Telewitz.

„Sie irren sich, ich habe f r e m d e Gelder in Verwaltung, ich selbst aber — —“

„In Verwaltung? ha, ha, das ist famos, aus dem Feldzug bringt man Gelder zur Verwaltung mit: Baron Müller, der Verwaltungsbeamte! ha ha ha!“

„Wer hat Ihnen denn gesagt, daß ich aus dem Feldzug eine Million mitgebracht habe?“

„Ihr trefflicher Peter, Ihr Bursche und Vertrauter.“

„Sie irren gleichwohl. Die Million gehört der Marquise d'Aumont, die ich bei Erstürmung ihres Schlosses durch Franktireurs aus den Augen verlor; alle meine in den Zeitungen angestellten Nachforschungen waren vergebens.“

„Na natürlich“, lachte von Telewitz, „das mußten Sie ja schandenhalber tun!“

Müller entfärbte sich.

„Ich weiß nicht, ob ich Sie recht verstehe, Herr Kamerad? Sie scheinen der Ansicht zu sein, ich hätte diese Papiere — Das Wort will mir nicht über die Lippen.“

„Ah bah — nach dreimaligem Anrufen vorschrifts-

mäßig geschossen. Sie sind ein Glückspilz, Müller, aber nun seien Sie auch nicht egoistisch!"

Müller trat hart vor den kleinen Telewitz, der einen Schritt zurückwich.

„Wissen Sie", sagte er mit zornbebender Stimme, „was Sie eben ausgesprochen haben? Sie beschuldigen mich hier eines Verbrechens, auf dem Zuchthaus steht! — Auf Ihre Rückzahlung verzichte ich und wenn ich Sie nicht so züchtige, wie es Ihnen gebührt, so danken Sie es dem Rock, den Sie anhaben!"

Wütend wandte sich Herr von Telewitz nach der Türe.

„Es ist gut. Sie wissen, Herr Baron Müller, daß jeder Offizier die traurige Pflicht hat, derartige Wahrnehmungen dem Ehrenrat mitzuteilen — das wird von meiner Seite heute noch geschehen.

Auf Ihre Beleidigung werde ich nach dem Ausspruch des Ehrengerichts zurückkommen!" Damit ging er säbelrasselnd ab, von Peter eskortiert, der im Innern sich allerlei dachte, was ihm, wenn er es ausgesprochen hätte, gewiß Versetzung in die zweite Klasse des Soldatenstandes eingetragen hätte.

„Peter", sagte Müller, als sie allein waren, „du hast mir einmal das Leben gerettet, ich bin dir nichts mehr schuldig. Heute hast du's wett gemacht!"

„s'Bett haw ich nett gemacht? . I freilich, Herr Leidnam. Schaue Sie sich nor gehorsamscht um!"

Müller schwieg traurig.

„Was hat der nor?" dachte Peter.

„Der wird noch ganz rabbelich vor lauter Schwarzbrot esse; etz will ich sehe, ob er net bald in die Blechbix langt!"

Mehrere Tage vergingen. Baron Müller konnte bemerken, daß sich manche Herren des Regiments von ihm zurückzogen und ihm auswichen.

Er tat mechanisch seinen Dienst und überließ sich seinen qualvollen Gedanken. Was sollte aus all dem

werden? Die Entbehrungen, die seine finanzielle Not ihm auferlegte, hätte er noch ertragen, aber der Verlust seiner stets so rein gehaltenen Ehre, der unausbleiblich war, wenn von der Marquise keine Nachricht einlief? Und würde der Ehrenrat ihn freisprechen, der Verdacht würde immer an ihm hängen bleiben. —

Alle Pretiosen waren schon verkauft, da entschloß er sich mit schwerem Herzen, auch seinen Liebling, die braune Claire, das edle Tier, herzugeben. Ein Ulanenoffizier hatte 6000 Mark dafür geboten. Das



konnte den drängenden Samuel Einstein für einige Zeit beschwichtigen.

Am Morgen des Tages, wo Claire abgeholt werden sollte, putzte Peter seine Freundin noch einmal mit aller Liebe und unterhielt sich noch eifrig mit dem schönen Tiere.

„Ja du mein goldich's lieb's Clairche, du gut's, schän's Tierche, ich bitt dich nor um eens, schmeiß mer den Hulanerich nor glei s' erschte mol dichtig erunner, daß 'ms Höre un' Sehe vergeht, un' daß er dich wieder hergibt, denn jetzt wirst de nor verkaft, damit mei dappiger Herr net in die Blechbix enein zu lange braacht. Weischt du mei gut's Viechelche, e

guter Herr ist er jo, aber do is er letz, denn wann heur die alt' Mamsell wieder komme däht — — —" da blieb Peter das Mundwerk offen stehen und er starrte zur offenen Stalltüre hinaus, als ob er Gespenster sähe.

„Wohnt hier der Herr Leutnant Baron Müller?" fragte eine weibliche Stimme mit etwas fremdem Akzent.

„Ja, Mama, wir sind am rechten Ort", fügte eine andere hinzu, „ich erkenne den drolligen Burschen wieder."

Zwei elegante Damen standen im Hofe vor der Stalltüre und sahen sich verlegen um.

Eine ältere, stattliche Dame und ein bildhübsches junges Mädchen.

Peter vergaß zu antworten. Plötzlich bewegten sich seine Gesichtsmuskeln, er wurde rot wie ein Zinshahn, seine Hand ließ Striegel und Kardätsche fallen: „Kriech die Krenk, do is se ja!" schrie er, und die Damen bei Seite schubsend, rannte er über den Hof, die Treppe hinauf in das Zimmer seines Herrn, fortwährend schreiend: „Se is do, se is do!"

„Wer?" fragte Müller.

„Die Olle mit der Blechbix — un' die Junge aach!"

„Claire?" schrie Müller aufspringend.

„Jo — die Claire — un' die Olle — un die Claire — un' die Blechbix."

Peter wußte nicht, wo ihm der Kopf stand vor Vergnügen.

„Claire!" rief Müller und seine Augen funkelten vor Freude, dann aber verschwand dies kurze Licht und sein Antlitz verdüsterte sich. Er ging den Damen entgegen, die schon auf der Treppe waren.

„Grüß Gott, grüß Gott!" rief die Frau Marquise und streckte ihm herzlich die Hand hin — „nicht wahr, wir haben lang gebraucht — da sind wir endlich — oh ich habe so viel zu erzählen — — aber wie

sehen Sie aus — waren Sie krank — mein Gott, wie blaß — und so ernst!“

Müller konnte kaum eine Antwort stammeln, das Herz wollte ihm brechen, er hätte vor Schmerz und Scham laut aufschreien mögen. Wie hatte er diesen Augenblick ersehnt, und jetzt war er ein Bettler, ja schlimmer als ein solcher; denn er hatte Schulden, die er nie bezahlen konnte, seine Entlassung stand bevor, was war er dann?

Man war unterdessen in das Zimmer getreten,



auch Peter blieb im Hintergrunde, da ihn niemand gehen hieß, und grinste, so freundlich er konnte.

„Ja denken Sie, mein Lieber“, floß der Redestrom der Frau Marquise weiter — „dies Malheur, daß wir Sie in jener unglücklichen Nacht nicht mehr fanden. — Unser Kutscher hat den Weg verfehlt. — Als wir endlich in das bezeichnete Dorf kamen, war die Eskadron fort — zum Glück erfuhren wir von den Einwohnern, daß elf Dragoner und ein Offizier mit einer großen Schatulle unter dem Arm nachts angekommen seien. — Sie Edler, Sie Tapferer, was haben Sie für uns getan! Wie sollen wir Ihnen danken! Aber erzählen Sie, wie gelang es Ihnen denn — oder

lassen Sie mich erzählen — Sie Barbar, bieten Sie uns doch Platz an."

Müller stammelte eine Entschuldigung, die Damen setzten sich. Auch Claire war bleich, das Benehmen des Offiziers flößte ihr eine Befürchtung ein.

„Wissen Sie, Baron, ich bin ein wenig umständlich — Sie kennen mich ja — wo blieb ich denn — ja, also wir konnten in der Ferne recht deutlich den Feuerschein unseres Besitzes sehen — Sie aufzusuchen schien uns gewagt und Claire versicherte mich immer, unser Vermögen sei bei Ihnen am besten aufgehoben — um kurz zu sein, wir fuhren in der Equipage bis Marseille, da ging uns das Geld aus — ich telegraphierte nach Cayenne an meinen Bruder, der mich gleich mit allem versah, mich aber dringend bat, zu kommen, er sei schwer krank. — Wir fuhren über" — die Marquise fing an, ein wenig zu weinen, so daß Peter, der sehr aufmerksam zuhörte, das Grinsen vergaß. — „Mein Gott, der Ärmste, fast ein Jahr mußten wir ihn noch leiden sehen — bis er erlöst wurde; dann wurde ich sehr krank in dem ungesunden Klima — endlich sahen wir unser schönes Vaterland wieder — bis wir nun da alle Angelegenheiten geordnet hatten — Sie kennen mich ja, hätte Claire nicht immer so gedrängt, ich wäre wahrscheinlich noch nicht fertig — wir machen uns endlich auf, Sie zu suchen — ich hatte von Cayenne aus ein paarmal geschrieben an „Baron Müller, deutscher Offizier" mehr wußten wir ja nicht, natürlich werden Sie nichts erhalten haben. — In Berlin ging ich gleich aufs Generalkommando. Die Herren waren sehr höflich und sagten, in der deutschen Armee gebe es „Müller", „Miller" „Möller", so viel ich nur wollte — Claire aber, die natürlich immer klüger ist als ihre Mama, wußte: „Freiherr von Müller" in der deutschen Kavallerie. Nun, das war schon etwas — ich weiß ja nicht einen Grenadier oder Musketier oder Pompier zu unterscheiden. — Man sah nach und es

ergab sich, daß in der Kavallerie sechzehn Offiziere namens Baron Müller vorhanden seien. — Was war da zu tun? Wir machten eben in Gottes Namen bei allen die Runde, bis wir endlich den rechten finden würden — auf diese Art haben wir ganz Deutschland und die ganze Kavallerie kennen gelernt — denn Sie sind der vierzehnte und endlich der Richtige — und jetzt noch einmal Grüß Gott — jetzt lassen Sie hören!"

Müller hatte sich gefaßt.

„Frau Marquise, ich habe sehr wenig zu erzählen, ich holte die Kassette ohne jede Mühe" —

„Nicht wahr!" rief die Marquise: „das ist nicht wahr — Sie sind fast alle verwundet worden; so wurde mir erzählt —"

„— Und da wir uns verfehlten," fuhr der Leutnant fort, „so bewahrte ich sie Ihnen bis heute auf, nachdem ich vergebens nach Ihnen geforscht hatte — hier ist sie." Er nahm die Schatulle aus dem Schreibtisch und stellte sie vor die Marquise. Es entstand eine kleine Pause.

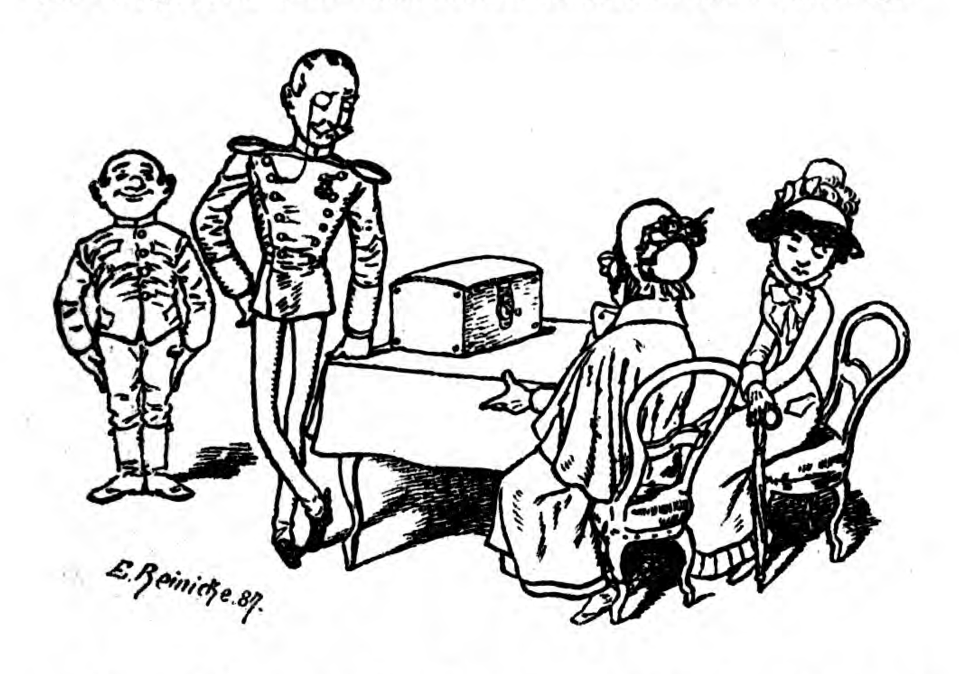
„Herr Baron", begann die Marquise etwas verlegen, „Sie werden mich nicht falsch deuten, wenn ich der Ansicht bin, daß Sie an den Inhalt dieser Schatulle ein großes Anrecht haben. Ich bin durch den Tod meines Bruders so reich, daß ich sie vollständig entbehren könnte. — Machen wir moitié, halbpart, Herr Baron."

Müller schwieg. Peter klopfte das Herz, er konnte kaum mehr stehen vor Freude.

„Es ist etwas undelikat von mir", fuhr die alte Dame fort, „aber unter Freunden kann man schon reden — ich kenne Ihre Verhältnisse nicht, aber Sie würden uns den größten Gefallen erweisen, wenn Sie das Bewußtsein einer solchen Schuld von uns nehmen würden.

Peter hätte seinen Herrn innerlich gern an die Ohren genommen, daß er sich so lange bitten ließ.

In des jungen Offiziers Brust wogte es einen Moment in einer Flut von Gedanken. Am Rand des Verderbens bot sich ihm Rettung, er war im Begriff zu sagen: „Ja, ich nehme es an, aber geben Sie mir Claire dazu." Er sah Claire fragend an, diese wich seinem Blick aus und sah ernst zu Boden. Sie kannte ja die Lage des Offiziers nicht, sie wußte nicht, daß die Verwirrung nur das beschämende Gefühl seiner Armut war, während sie glaubte, er habe sie vergessen und habe einer anderen sein Herz ge-



weiht. — Dies war für ihn entscheidend! Hätte sie mit einem leisen Wink angedeutet, daß auch sie einverstanden sei, er hätte das beschämende Wort gesprochen. Aber so, zu sagen, ich bin ein Bettler, Sie retten mich mit Ihrer Gabe vom Untergang! Nein, niemals! Lieber untergehen, als von ihr, der er ja doch gleichgültig war, ein Geschenk nehmen. Der ganze Stolz des deutschen Edelmannes bäumte sich empor.

Ernst und fest sagte daher der junge Mann: „Frau Marquise, von ganzem Herzen danke ich Ihnen für

die mehr als großmütige Absicht. Allein erblicken Sie in der Rettung dieser Kassette nur eine Galanterie, die jeder deutsche Soldat Ihnen geleistet hätte, und suchen Sie nicht diese hübsche Erinnerung durch das Anbieten eines Lohnes zu verwischen. Ich bitte ernsthaft, darüber kein Wort weiter zu verlieren!"

Alles schwieg. Peter war wie vom Blitz getroffen. Er hatte seinen Herrn in diesem Punkt immer für dappig gehalten, aber für einen solchen Esel doch nicht.

Müller war es leichter ums Herz, er hatte wie ein Gentleman gehandelt und gesprochen und stand vor sich selber nobel da.

Claire erhob sich und drängte die Mama zum Fortgehen.

Diese war beleidigt. „Sie haben sich verändert, Herr Baron!"

„In meinen Gefühlen für Sie niemals!" entgegnete Baron Müller. „Die Zeit freilich ändert manches!" setzte er seufzend hinzu.

Claire glaubte verstanden zu haben. „Seien Sie glücklich!" sagte sie, ihm die Hand gebend und mühsam die Tränen zurückhaltend.

„Frau Marquise," erinnerte Müller, die Damen hinausbegleitend, „Sie vergessen zum zweiten Mal Ihre Schatulle — mein Peter soll sie Ihnen nachtragen!"

„Vielleicht besuchen Sie uns noch, bevor wir abreisen", meinte die alte Dame pikiert.

„Ich werde die Ehre haben", sagte Müller trocken.

Die Damen gingen. Hinter ihnen Peter mit der Blechbix.

Die junge Marquise überließ sich jetzt ihrem Kummer. „O Mama, wie kannst du mich so quälen. Auf den ersten Blick sah ich, daß er mich vergessen hatte — was mußtest du ein Anerbieten machen, das er natürlich zurückwies!"

„Kind, mir scheint, du liebst diesen Deutschen!"

„Ja, von ganzem Herzen“, sagte Claire weinend, „und er hat mich vergessen!“

Peter tappte brummend hinterdrein; er hätte die „Blechbix“ am liebsten der „ollen Schnurchel an de Kopp geworfe“. „Solche Schienooser“, philosophierte er, „da rede sie um enander rum un spiele die gekränkte Leberwerscht, statt daß se sage, Seg'ns Gott un Vergelts Gott un fertig mit der Wix. Meim Herre dem is schun während dem Schwarzbrotesse der ganze Verschtand ausgeraacht. Des is der



dumm Ehrepunkt, iwer den kummt er net enüwer, jo, awer iwern Geldpunkt, da were mir bald driwe sein! Do soll doch gleich e siebefach heelich's Dunnerwetter neuneuneunzig Klafter dief die ganze Budike in die Erd' enein verschlage!“

Peter begleitete die Damen ins Hotel und wies das dargebotene Trinkgeld mit riesigem Trotz ab. Wollte sein Herr die halbe Million nicht, so wollte er die halbe Krone auch nicht.

Claire war gar nicht zu beruhigen. „Mama, wir reisen auf der Stelle ab, mit dem nächsten Zug, es ist

noch nicht ausgepackt, ich kann hier keine Minute mehr bleiben!"

Die Mama gab nach.

Peter trollte unterdes nach Hause, wo er seinen Herrn finster brütend auf dem Sofa liegend traf.

Peter ging in den Stall, wo eben der Bursche des Ulanenoffiziers das Pferd abholen wollte. Peter gab es ihm und sagte es dann dem Herrn, der dem treuen Tier wehmütig vom Fenster nachschaute. Kaum war es verschwunden, so kam dem jungen Offizier ein Entschluß. Auch ich muß verschwinden, dachte er und zwar gleich. Ich kann mich nicht anders retten. Serbien braucht jetzt Offiziere, vielleicht mach ich dort mein Glück, besser noch ich falle. Im Regiment kann ich mich mit den Schulden nicht mehr halten — also fort, fort, heute noch, und auch mein treues Pferd muß mit, auf ihm entflieh' ich.

Sein Herz schlug freudig bei dem Gedanken, der ganzen Qual zu entrinnen.

„Peter, Peter!!"

„Herr Leidnam?"

„Hole mir die Claire auf der Stelle zurück und dann hab' ich mit dir zu reden."

„Die Claire?!"

„Ja, guter Junge, sage, dein Herr hat sich anders besonnen und will sie behalten. Ich pfeife auf das Geld. Die Alte, meinen Rappen, den geb ich her. Die Claire ist mir ans Herz gewachsen und ich will mit ihr durchgehen. Verstehst du mich, Peter?"

Peter grinste ein freudiges Ja.

„Die Alte schenk ich her um eine Bagatelle, richte das aus!"

Peter lief wie ein Wiesel und grinste dazu.

Aber er lief nicht in der Richtung, wo das Pferd abgeführt worden war, sondern geradeswegs ins Hotel.

„Ich muß zu die Marquisinne," schrie er den Portier an, der ihn aufhalten wollte.

„Die Damen sind schon fort."

„Des is net meglich!"

„Bestimmt! Vor zwei Minuten mit dem Hotelwagen nach der Bahn gefahren. Sie werden die Damen kaum mehr einholen. In zehn Minuten fährt der Zug ab, so lange braucht eine Droschke gerade bis zur Bahn."

„Ich braach ke Droschk," sagt Peter, „da gucke Se her;" er nimmt „Hüften fest" und fängt an zu laufen,



was das Zeug hält. Wer nicht ausweicht, wird niedergerannt. Ein Vorgesetzter will ihn anhalten. „Ich hab ke Zeit," schreit der allen militärischen Anstand vergessende Dragoner und rennt weiter. Einen Sporn hat er schon verloren; er keucht wie eine Lokomotive, die Seiten stechen, er läßt nicht nach. Er stürmt durch den Bahnhof, da steht ein Zug; eben wird abgeläutet, da entdeckt Peter in einem Coupé 1. Klasse den Kopf der Frau Marquise — der Zug fängt an, sich in Bewegung zu setzen.

„Wo isch die Fraile Clär?" schreit Peter neben-

hergehend. Die Marquise geht zurück und Claire schaut heraus. Peter geht schneller.

„Sie wünschen?“

„E schän Empfehl vun meim Herrn un Sie mechte uf der Stell zurückkomme.“ Peter fängt allmählich an zu laufen.

Jetzt kommt auch der Kopf der Marquise wieder ans Fenster.

„Mein Herr hat sich annersch besonne un will Ihne behalte. Aufs Geld pfeift er. Sie sinn ihm ans Herz



gewachse un er will mit Ihne durchgehe —“ Stärker mußte Peter laufen.

„Die alte Frau Marquisin schenkt er mit Vergnieche her.“

Während die Frau Marquise einen Ruf der Entrüstung ausstieß, sprang Peter auf das Trittbrett, er konnte mit dem besten Willen den Wettlauf mit der Eisenbahn nicht mehr fortsetzen. Der Zug war bereits außerhalb des Perrons und der Schaffner schwang sich von Tritt zu Tritt, um die Billets zu kupieren.

„Sapperment, machen Sie gleich, daß Sie runter kommen!“ schrie der Peter an.

„Ich wer mich hüten!“ sagte Peter kalt. „Do lasse Se nor erscht den dummen Zug halte, awer de Hals brech ich mer wech'n Ihne noch lang net.“

„Ich frag' Sie, ob Sie da weggehen wollen oder nicht?“

„Sie sehe jo, daß ich net will, ich hab' do zu rede!“

„Jetzt scheren Sie sich da weg, oder ich zeige Sie der Behörde an.“

„Jetzt halte Sie emol Ihr'n Rand,“ replizierte Peter mit seiner ganzen Dickköpfigkeit, „sonscht krieche Se vun mir e solche Dachtel uf Ihre große Brotlade, daß Se iwer un iwer fliege. Wann Se iwrigens do vorbei wolle, dann mache Se mer halt das Coupé auf, dann wern mer uns gleich einiche!“

„Fahren denn Sie erster Klasse?“

„Wann Se nix dergege hawe, Herr Oberbilletterzwicker, bin ich so frei! Ich gehör' zu dene Herrschafte 'enein!“

„Ah, das ist was anderes!“ Der Schaffner schloß auf. „Ihr Billet?“

„Ich hab' keens!“

„Ja, Donnerwetter — —“

„Es wird alles besorgt und bezahlt“, beschwichtigte die Marquise den Schaffner und drückte ihm etwas in die Hand. Sie hatte Angst, der schrecklich schwitzende und ganz unheimlich ausschauende Mensch möchte den armen Kondukteur zum Zuge hinauswerfen.

Da saß also Peter bei den zwei Damen, die nicht recht wußten, wie ihnen geschah. Bald aber ersahen sie mit Rührung, wie die Sache stand, denn Peter erzählte in seiner derben, treuherzigen Weise alles: vom verlorenen Prozeß, von den Abenteuern mit der Blechbix, vom Schwarzbrot, von seinem braven Herrn, von dem Herrn von Telewitz, vom Ehrengericht, von Samuel Einstein — kurz, Claire strahlte

3

vor Glück, wenn sie auch die Art dieser Freiwerbung, wie ihre Mama, etwas eigentümlich fand. Letztere erklärte sich zwar zu der Annahme bereit, es möge bei den deutschen Offizieren Sitte sein, in solchen Fällen ihre Burschen zu schicken, fand aber den Zusatz, der sie selbst betraf, höchst unchevaleresk — allein Peter erklärte, er sei manchmal sehr schwerhörig, und sein Herr werde wahrscheinlich etwas anderes gemeint haben.

Dabei beruhigte sich auch die Frau Marquise.

Auf der ersten Station, die kam, stiegen alle drei



aus und fuhren nach einer Stunde wieder zurück. Peter war in seinem Element, er schwamm in Glückseligkeit, daß er „die Claire" noch erwischt hatte, und schnalzte unaufhörlich zum großen Amüsement der beiden Damen mit der Zunge.

Sie stiegen wieder im Hotel ab und wurden dann von Peter, der in der leutseligsten Weise, keinen Stolz kennend, zwischen den beiden ging, als wäre er auch ein Marquis, zur Wohnung des Leutnants eskortiert.

Baron Müller hatte seinen Burschen mit brennender Ungeduld erwartet.

„Melde gehorsamscht, Claire zur Stelle!" sagte Peter in seiner ganzen Strammheit.

„Meinen Segen von ganzem Herzen!" begann die Frau Marquise und suchte gerührt nach ihrem Schnupftuch. „Auch Claire liebte Sie schon lange — heute früh das törichte Mißverständnis — aber jetzt ist alles wieder gut!"

Dem Herrn Leutnant ging plötzlich ein Licht auf, so groß wie eine Brandrakete.

Das Glück hielt wieder Einzug in des armen Barons Stube.

„Siescht de," sagte Peter, nachdem er draußen war, „so geht's, zuerscht hat 'r die halwe Blechbix net hawe wolle, etz kriecht er die ganze un' e bildschäne Fraa derzu. Un' — wer hat des alles gemacht — ich hab's gemacht, un' womit haw ich's gemacht? mit em Dauerlauf haw ich's gemacht. Des sollt mer eigentlich alle junge Rekrute einschärfe, daß se als ordentlich ‚Hüfte fest' nehme, denn so e Dauerlauf kann e Million wert sein!"

Das Ehrengericht wandte sein Amt gegen Herrn von Telewitz, dessen Angabe freilich unter diesen Umständen einer Verleumdung gleich sah.

Er mußte das Regiment verlassen.

Auch Baron Müller quittierte den Dienst nach seiner Hochzeit, aber in allen Ehren und in bester Kameradschaft mit allen. Er hat ein großes Gut gekauft und betreibt es fröhlich; sein Freund Hutter bringt jeden Urlaub dort zu.

Peter ist Kutscher geworden und herrscht über einen Stall voll schöner Pferde, unter denen sich auch die treue Claire wieder befindet. Sein untergebenes Stallpersonal komandiert er tüchtig und läßt sie ordentlich laufen, wenn etwas geholt werden soll. „Kinder," sagt er dann, „lernt mer beizeiten laufe, denn, wann es aach im Feldzug nach rückwärts net angewandt werde soll, so kann's doch unter Umstände e Million wert sein!"

3*

Die unheimliche Wache.

Wenn die Tage merklich kürzer werden und früh morgens die Nebel in den Tälern wallen, gibt es in allen Regimentern junge Fähnriche. Obwohl dieser Umstand mit den erwähnten Naturerscheinungen kaum zusammenhängen kann, so ist er doch eine Tatsache, ebenso wie daß um diese Zeit die Zwetschen blau werden. — Fritz von Lilienfeld war aus einem süddeutschen Kadettenhaus als Fähnrich entlassen und beim Garderegiment eingereiht worden. Sein Stolz war groß, als er zum erstenmal gegrüßt wurde, und wehe dem armen Soldaten oder gar Einjährig-Freiwilligen, welcher es nicht stramm machte, oder gar zu lächeln schien. Fritz von Lilienfeld war nämlich sehr klein trotz seiner 18 Jahre. Sein feines mädchenhaftes Gesichtchen ging in dem hohen Rockkragen vollständig verloren. Nur die beiden Gehörmuscheln, die weit abstanden und bei Sonnenschein wie zwei Wagenlaternen leuchteten, machten den jungen Helden von weitem kenntlich. Diese Ohrenverhältnisse kränkten den Fähnrich im Innern sehr, und er hatte schon viel versucht, sie näher an den Kopf heranzubringen — denn derartige Vorkommnisse, wie der Ausspruch des Herrn Hauptmanns beim ersten Exerzieren, mußten ihn in den Augen der Untergebenen heruntersetzen. Der Herr Hauptmann hatte nämlich gesagt: „Fähnrich Lilienfeld, können Sie die Ohren nicht 'n wenig zurücklegen — Sie ver-

derben mir die ganze Richtung!“ Diese körperlichen Mängel suchte Fritz durch energisches Auftreten zu verdecken. Napoleon und Friedrich der Große waren ja auch kleine Leute, von Prinz Eugen, dem petit



abbé, gar nicht zu reden. Freilich, ob diese Herren auch so lange Ohren hatten, war aus der Kriegsgeschichte nicht recht ersichtlich.

Eines Tages hieß es beim Verlesen: „Wache am Pulvermagazin — Fähnrich von Lilienfeld.“

Wer war stolzer als unser Fritz? Jedem Bekannten auf der Straße erzählte er mit leuchtenden Augen, daß er morgen den Pulverturm zu bewachen habe. Im Traume erschienen ihm die Pulverfässer, die sich freundlich mit ihm unterhielten, und als er früh in der Kaserne sich beim Herrn Hauptmann als Wachtbefehlshaber meldete, kam er sich wirklich als eine sehr wichtige Persönlichkeit vor.



„Haben Sie Ihre Wachtinstruktion fleißig studiert?“ sagte der Hauptmann. „Es ist ein verantwortlicher Posten.“

„Zu Befehl!“

„Dann marschieren Sie mit Gott! Es wird schon gehen. Fürchten Sie sich nicht!“

Fritz wurde blutrot bei dieser Zumutung.

Er sich fürchten!

„Nein, Herr Hauptmann — ich fürchte mich nicht!“ schrie er und machte ein strammes Kehrt, während ihm der Hauptmann lächelnd nachsah.

Seinen Zorn über diese Beleidigung ließ der tapfere Fritz gleich an seinen Grenadieren aus, von denen ein halber Zug im Kasernenhof bereit stand. Keine Kuppel saß ordentlich, kein Knopf war blank genug. So belferte Fritz wie ein kleines Hündchen an den baumlangen Grenadieren hinauf.

„Gewehr auf," „Bataillon marsch" — „das Gewehr über!" — und dahin ging's.

Wie ein Schäferhund seine Herde, so umkreiste der kleine Fähnrich seine Schutzbefohlenen, hier einen ermahnend, die Knie durchzudrücken, dort die Haltung eines Gewehres beanstandend; eben war er beschäftigt, dem letzten Mann den Helm gerade zu rücken, wobei er kaum hinauflangte, als eine wohlbekannte Stimme sprach: „Wer führt denn eigentlich die Abteilung?" Es war der Herr Oberst.

Der kleine Fähnrich faßte das Gewehr an und wollte seine Meldung stammeln, während der halbe Zug munter vorwärts marschierte mit „Gewehr über".

„Ach, was da," unterbrach der Oberst — „wenn Sie eine Truppe führen, dann müssen Sie sie auch wirklich führen, und nicht hinterdrein laufen, davon habe ich nichts. Wenn ein Soldat nichts sieht, so kann man ihn auch nicht brauchen. Wo marschieren Sie denn hin?"

„Zum Pulvermagazin, Herr Oberst!"

„Na, da nehmen Sie sich mal zusammen, daß es keine Anstände gibt mit dem Platzkommando. Sehen Sie sich Ihre Vorschriften durch — machen Sie die Augen auf und die Ohren — und dafür, daß Sie nicht haben ‚anfassen' lassen, melden Sie sich 3 Tage zum Kasernenarrest, wenn Sie von Ihrer Wache zurückkommen. Morrrrrgen!"

„Morgen, Herr Oberst."

Da stand er. Ganz am Ende der Straße marschierten schon die Grenadiere. Fritz setzte sich in Trab


E. Reinicke. 89.

— Herrje, wie der Tornister drückt und erst das Gewehr.

„Da schau her, des is a Schachtelsoldat," schrie jetzt ein Schusterjunge.

Zornglühend blieb der Fähnrich stehen.

„Meinen Sie mich, Sie unverschämter Mensch? — Ich lasse Sie sofort arretieren."

„Ach, wo werd' ich denn Ihnen meinen," replizierte der junge Schuster, „i hab' den andern g'meint, der vergangnes Jahr auf Pfingsten vorübergegangen is. Verstehn Sie, der mit der seligen Tante ihrem Schwager verwandt g'wesen war."

Unterdessen sammelten sich auch einige Kollegen des jungen Schusters, sowie ein paar heimgehende Maurerburschen, es war eben 12 Uhr.

Die Grenadiere, die führerlose Schar, bogen schon um die Ecke den wohlbekannten Weg zur Stadt hinaus. Sie beeilten sich nach Möglichkeit, dem jungen Peiniger wenigstens für eine Zeitlang aus dem Gesicht zu kommen.

„Hüten Sie sich — mich hier zum Narren zu halten!" sagte Fritz zornig, „ich habe scharfe Patronen bei mir!"

Ein Hohngelächter sämtlicher Jungen war die Antwort. „Scharfe Patronen," nahm der erste Schusterjunge wieder das Wort, „des glaub' i scho — du hast ja auch die Patronentaschen dazu," er deutete auf des Fähnrichs purpurglühende Ohren.

Dieser Witz fand lebhaften Beifall.

Mit behender Auffassung begriffen die übrigen Jungen, daß dies der wunde Punkt sei, und nun ging's über die armen Ohren her, „dem sein Vater is eine Fledermaus gewesen!"

„Langohr" — „Sie hören wohl nicht gut, Herr Nachbar, weil Sie sich 2 Telephone an den Kopf gemacht haben." — „Auf dem seine Ohren können die Franzosen Scheiben schießen," so riefen die Jungen durcheinander.

Fritz konnte sich kaum mehr halten — doch schien ein Angriff seinerseits nicht rätlich, da die Maurerjungen sich bereits mit Straßenkot versehen hatten — eine Waffe, die zwar nicht völkerrechtlich verboten, aber doch sehr unritterlich ist.

Der junge Schuster, welcher unter der übrigen Gesellschaft das größte Ansehen genoß, weil er die Ursache des ganzen Auflaufs war — übergoß den armen Fähnrich mit der Lauge seines Witzes.

Da kam ein Reiter im Galopp — die Buben stoben auseinander. Es war der Herr Major.

„Was machen Sie denn da? Sie gehören wohl zu der Abteilung, die ganz da drunten marschiert? Eine nette Aufführung, Sie wollen wohl da den Gassenjungen imponieren —"

„Naa, imponiert hat er uns net — da is er unschuldig!" schrie der Schusterjunge vom Trottoir herüber und nahm dann Hals über Kopf Reißaus, denn an der Ecke zeigte sich ein Schutzmann.

„Machen Sie, daß Sie Ihrer Abteilung nachkommen" — fuhr der Major fort — „und für Ihr kindisches Benehmen melden Sie sich in einen 8tägigen Kasernenarrest! — Laufschritt marsch, marsch!"

Fritz lief, was er konnte. — Diese Expedition ging ja recht vielversprechend an!

Doch, wo waren die Grenadiere? Fritz lief und lief, die Schweißtropfen schlängelten sich an den Ohren herunter — allmählich gelangte er aufs freie Feld, da stand noch ein einsames Haus — ein Wirtshaus, dann dehnte sich die Ebene aus, aber ohne die mindeste Spur von Grenadieren.

Fritz konnte nicht mehr laufen — er hätte am liebsten geweint vor Wut und Scham. Denn bei der ersten selbständigen Aufgabe gleich die ganze Mannschaft verlieren und 11 Tage Kasernenarrest obendrein — das war doch zu viel.

Auf einmal tönte ein mehrstimmiges „Herr Fähn-

rich" aus dem Wirtshaus. Ja, da saßen die Herren Grenadiere und tranken Bier.

Jetzt hatte Fritz seine Mannheit wieder. „Wollen Sie augenblicklich machen, daß Sie herauskommen!" schrie er im höchsten Diskant.

Zögernd schickten sich die Soldaten an, ihre Gewehre zu nehmen.

„Angetreten!" brüllte Fritz.

Die Grenadiere standen in Reih und Glied.

„Rechts um — Vorwärts marsch."

„Sie, haltens!" kam jetzt eine Stimme aus dem Haus.

Die Männer marschierten weiter.

„Haltens, sag i," tönte oder kreischte vielmehr die Stimme wieder — sie gehörte einer sehr korpulenten Kellnerin an, die jetzt aus dem Hause sprang und der Abteilung nachlief.

„Halten's a bissel — Herr Kommandant — des geht ja do net so gschwind — zahln hamms vergessen die Herren!"

Daß das Publikum gar so wenig Achtung vor des Königs Rock hat, dachte Fritz.

„Sie sehen, daß ich im Dienst bin — scheren Sie sich weiter," sagte er.

„Oho," rief die Kellnerin, „da bin i scho da — ja, was glabens denn eigenli, moana Sie vielleicht, ma schenkt Eana 10 Maß Bier — mir war's gnua —" immer marschierte die Beleidigte mit — „wissens, ich frag gar nix nach Ihrn Dienst — aber mei Geld möcht i hamm!"

Die Grenadiere lachten verstohlen, der Fähnrich geriet wieder einmal in Wut.

„Augenblicklich machen Sie jetzt, daß Sie fortkommen, sonst —"

„So, was sonst — drohn a no, den schaugts an, des Büberl da, wann i jetzt net auf der Stell mei Geld krieg, nacha geh i direkt nei auf die Regimentskanz-



lei, nacha wern mers scho segn. Moana Sie, i lauf da noch lang auf der Landstraßen rum!"

Die Nennung der Regimentskanzlei berührte Fritz nach seinen jüngsten Erfahrungen sehr unangenehm. Er blieb stehen.

„Hier haben Sie 2 Mark, jetzt machen Sie, daß Sie weiter kommen!"

„Na, bitt recht schön," entgegnete die Kellnerin, „10 Maß Bier macht 2 Mark 40 und 5 Brote sind 55."

Mühsam suchte Fritz die 95 Pfennige hervor und ging dann rasch der Abteilung nach.

„Schaugts den Schundian net an," rief die Kellnerin hinterdrein, „net amal a Trinkgeld — und do mußt noch hintn nachlaufen an halben Kilometer, bis daß's Geld kriegst. Ö Notnickel — ös halbverhungerte — rotpaßpolierte!"

Fritz seufzte. Es ist doch schwer zu befehlen, leichter ist es, zu gehorchen. Was für fröhliche Gesichter machten seine Untergebenen.

„Rührt euch," kommandierte er.

„Wir danken fürs Bier, Herr Fähnrich," ergriff der Gefreite Flerx das Wort —. „Wir danken, Herr Fähnrich!" wiederholte der Chorus, und sämtliche Gesichter grinsten ihren jungen Führer an.

Fritz wußte nicht recht, ob er sich ärgern sollte oder nicht. Indes er hatte sich heute schon mehr als genug geärgert, deshalb zog er vor, mit der Strenge nachzulassen und den Weg der Popularität zu betreten.

„Waren Sie schon öfters da drunten auf Wache?" fragte er den Gefreiten. Flerx, seines Zeichens ein Bürstenbinder, galt unter seinen Kameraden als ein geriebener Pfälzer, der gescheiter als der Feldwebel und noch nie erwischt worden sei.

„Ich bin schon mehrmals do drunne gewese. Öfter als mer lieb war, Herr Fähnrich. 's is als doch alleweil e unheimliche Sach mit dem Pulver un was da sonst noch alles los is. Sie werde sich wundere."

„Ja—a“ — sagte der Nebenmann von Flerx, der gemeine Grenadier Gingele, seines Zeichens Knopfmacher aus Schwaben. „Wann i auf de Nachtposchte komm', mach i mei Reu und Leid — da hent si scho drei Grenadier mit em Dienschtgewehr erschosse, erscht vor e paar Monate der letschte, i sag Ihne, Herr Fähnrich —.“

„Geht's weiter!“ mischte sich der Hintermann, Grenadier Fausthuber, Bauernsohn aus Niederbayern, in die Unterhaltung. „Tut's enk ebba gar fürchten. Ihr seid's mir die Richtigen!“

Fritz von Lilienfeld hielt es für genug und wollte sich nicht zu sehr herablassen. Er eilte voraus, was seinen kurzen Beinen neben den langen Füßen der Soldaten etwas schwer wurde.

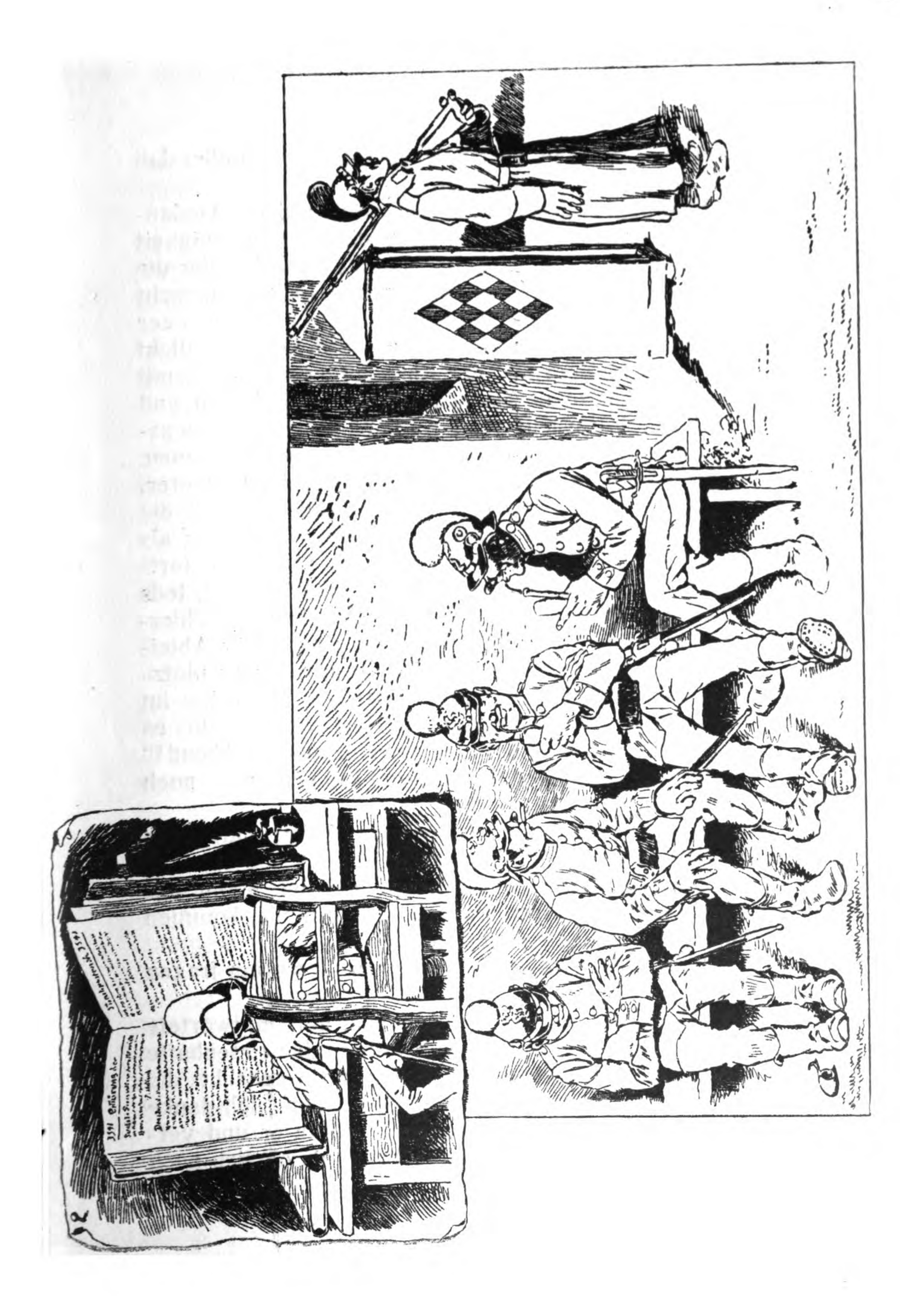
„Verstehst de dann net, du Schinoos?“ wandte sich Flerx der Pfälzer an den Fausthuber, „daß mer dem Grasteufelche e bißche Angst mache wolle. Der is sonst imstand und visitiert uns alle halwe Stund in der Nacht — dem wer ich die Höll so heiß mache, daß er sich net aus'm Wachtlokal heraus traut.“

„Ja, etz hast du wieder recht,“ entgegnete der Fausthuber lachend, „bist halt alleweil ein Pfiffikus. I hab mir a schon vorgenomme, amal wieder ordentli auszuschlafn.“

„Wie mer da schlafe ka — des versteh i net,“ mischte sich Gingele drein, „s'ischt do wahrhaftig e onheimliche Sach, besonders auf'm Magazin 3, wo der Wasserfall so vorbeirausche tut.“

„A Rausch scheniert mi net,“ sagte Fausthuber lachend, „und a Geschpenst hat bei an armen Soldaten a nix zu suchen!“

„Etz haltet nur euren Rand,“ beendete Flerx den Diskurs, „und überlaßt mir die Sach, des wird a ganz fidele Wach, wie wir noch gar keene gebrennt hawe. Zehn Maß Bier hat er schun bleche misse — gebt Owacht, mit dem Knirpsche hawe wir noch unsern Spaß, der hat mich net umsonst neilich beim Exer-



ziere mit 'm Seitegewehr in de Buckl geschtoße, daß ich noch e blaue Fleck hab."

Fritz von Lilienfeld marschierte in tiefen Gedanken. Der schwere graue Himmel, die Einförmigkeit der Ebene und der klagende Ton des Windes, der die Bäume längs der Landstraße schüttelte, waren recht dazu angetan, den jungen Mann sich als Krieger fühlen zu lassen, der da fortmarschiert, nur der Pflicht gehorchend, dem Ziel der Ehre entgegen. — Na, mit der Ehre hatte er bis heute, außer Grobheiten und 11 Tage Kasernenarrest, noch nicht viel Rühmenswertes aufgesteckt — das müßte erst noch kommen.

Fritz seufzte tief. So ein Tornister ist schwerer, als man glaubt, und erst der Schießprügel und die Patronen. Das alles zusammen wog fast mehr als der Träger. Zwei Stunden war die Truppe so fortmarschiert, mühsam gegen den Wind kämpfend, teils durch den Wald, teils über die Heide. Eben marschierten sie im dichtesten Wald. Fritz war seiner Abteilung mehrere hundert Schritte voraus, als er plötzlich zusammenschrak. Ein rotbärtiger Mann lag im Grase neben dem Weg, in der Hand ein Gewehr, es schien ein Forstbediensteter zu sein. „Guten Abend!" sagte der Rotbärtige, „heute kriegen wir noch Regen!"

„Kann schon sein," entgegnete Fritz, indem er stehen blieb. „Sind Sie Jagdaufseher?"

„So was dergleichen," erwiderte der Mann mit einem eigentümlichen Lachen. „Sagen Sie, kommen hinter Ihnen keine Gendarmen?"

„Nein — ich habe keine gesehen — warum fragen Sie?"

„Wir stöbern einen Wildschützen auf," antwortete der Mann, indem er aufstand, wobei seine riesenhafte Länge erst sichtbar wurde. „Ich hätte gedacht, die Gendarmen müßten diesen Weg kommen. Ich danke Ihnen — Guten Abend." Damit grüßte er und verschwand im Dickicht; es war Fritz, als ob sich noch

jemand zu ihm gesellt hätte — wahrscheinlich sein Hund.

Fritz machte sich seine Gedanken über diese Begegnung, während er weitermarschierte. Endlich wurde in der Ferne das Wachthaus sichtbar. Neugierig betrachtete er den Schauplatz seiner Tätigkeit. Es war nicht eben viel zu sehen. Ein kleines Haus und in großen Entfernungen Magazine, die mit Erdwällen umgeben waren. Eine einförmige, traurige Gegend.

Die alte Wache stand schon ungeduldig da.

„Na, kommen Sie endlich mal," brummte der Vizefeldwebel, der die alte Wache befehligte, während der Fähnrich reglementsmäßig mit angefaßtem Gewehr auf ihn zutrat.

Die beiden Wachen präsentierten und begaben sich dann ins Wachtlokal, die einen, um sich's bequem zu machen, die andern, um auf die abgelösten Posten zu warten und dann heimzumarschieren.

Der Vizefeldwebel übergab dem Fähnrich das Meldebuch und das Inventar.

„Hier sind die Schlüssel zu den Pulvermagazinen" — mit heiliger Scheu nahm sie der Fähnrich — „der Schlüssel zu Magazin 3 ist abgebrochen, schreiben Sie eine Meldung drüber an die Garnisonsverwaltung, ich konnte deshalb nicht wieder zusperren, instruieren Sie den Posten danach. Das Seitengewehr von dem Grenadier, der sich vor drei Monaten erschossen hat, wurde von einem Bauern am Flußufer gefunden — da nehmen Sie sich übrigens in acht, der Steg über den Wasserfall bei Magazin 3 ist dringender Reparatur bedürftig — schreiben Sie's nur nochmal ins Meldebuch — vor's nicht ein dutzendmal drinsteht, tut die Garnison-Verwaltung doch nichts. — Und jetzt mach' ich, daß ich fortkomme, eine halbe Stunde seid ihr ohnehin zu spät dran gewesen. Servus."

Damit verließ der Vizefeldwebel das Wachtlokal und marschierte alsbald mit seinen Soldaten ab.

4

Fritz konnte der neuen Eindrücke noch nicht ganz Meister werden — Schlüssel — Seitengewehr — Steg — Selbstmord — Wasserfall — Garnison-Verwaltung — Meldebuch — — vor allem stürzte er sich auf die Wachtinstruktion, die in der Schublade des Tisches lag, und verschlang sie eifrig, kaum, daß er sich Zeit nahm, den Tornister abzulegen. Es war ein dickes Buch, diese Wachtinstruktion, der Stil erinnerte an eine mittelalterliche Chronik, und doch, wie dunkel und geheimnisvoll lautete das alles! So viel wurde Fritz klar, daß er für alles und jedes verantwortlich sei, was im Bannkreis von einer Quadratmeile sich ereignete, was da kreuchte oder fleuchte, daß er für alles beim Schopf genommen werden konnte, wenn der Blitzableiter krumm war, wenn ein Bauer sich dem Pulvermagazin näherte, wenn eine Fensterscheibe zerbrach oder wenn der vorhergehende Wachtbefehlshaber eine Flattermine gelegt haben sollte. Fritz hatte immer, wenn er als Kadett ins Theater durfte, mit einem Schauer zugesehen, wie Faust sich dem Mephisto verschreibt. Doch das war eine Kinderei gegen die Unterschrift, die er eben selbst gefertigt hatte, als er schrieb: „Wache richtig übernommen," damit hatte er alle Verantwortung von dem Vizefeldwebel genommen und die Zentnerlast auf sich selbst gewälzt. Allerdings konnte er es nach 24 Stunden mit seinem Nachfolger gerade so machen, aber — es gibt ein Kinderspiel, „die gläserne Brücke" — da heißt es, „der letzte muß bezahlen," so ist es auch da. — „Wache richtig übernommen, ja, wie konnte ich das nur schreiben?" dachte Fritz, „ich habe ja gar nicht nachgesehen, dazu hätte ich allerdings mehrere Stunden gebraucht, und der Vizefeldwebel pressierte so. Das einfachste wäre, wenn das ganze Pulvermagazin in die Luft ginge — dann wäre die Verantwortung aus." Das war der Gedanke, mit welchem Fritz, nachdem er über eine Stunde studiert hatte, seine Lektüre der Wachtinstruktion beendete.

Wie schön hatten es doch die Untergebenen! Sie brauchten keine Wachtinstruktion zu studieren, sondern saßen gemütlich rauchend vor dem Wachthaus, vorm Winde geschützt.

Doch halt — auf einmal rumpeln sie in die Höhe — was ist los? Fritz stürzt hinaus — wahrscheinlich brennt schon das Pulvermagazin — oder der Wasserfall ist über die Ufer getreten — — nein! — Aber etwas viel Schrecklicheres — der Offizier vom Garnisontagesdienst, der Major von Zwicker vom 2. Regiment — der die Grenadiere haßt — richtig, da schimpft er schon.

„Na, wann wird mal einer von euch langen Schlingeln sich bewogen fühlen, mir das Pferd zu halten, daß ich absteigen kann — da kommen Sie her — nein, auf die andere Seite — ich sag's ja immer, je länger so 'n Kerl, desto dümmer!"

Fritz raffte seine Mannheit zusammen und schnarrte die Meldung, die er sich auf dem Wege schon hundertmal vorgesagt hatte, in einem Atem herunter, während der Herr Major ihn durchbohrend ansah.

Der Gewaltige trat ins Wachthaus und packte das Meldebuch:

„Was ist denn das für eine Schweinerei?" er deutete auf einen großen Tintenklex im Meldebuch, der mit einer Schnauze und Schweifchen versehen war.

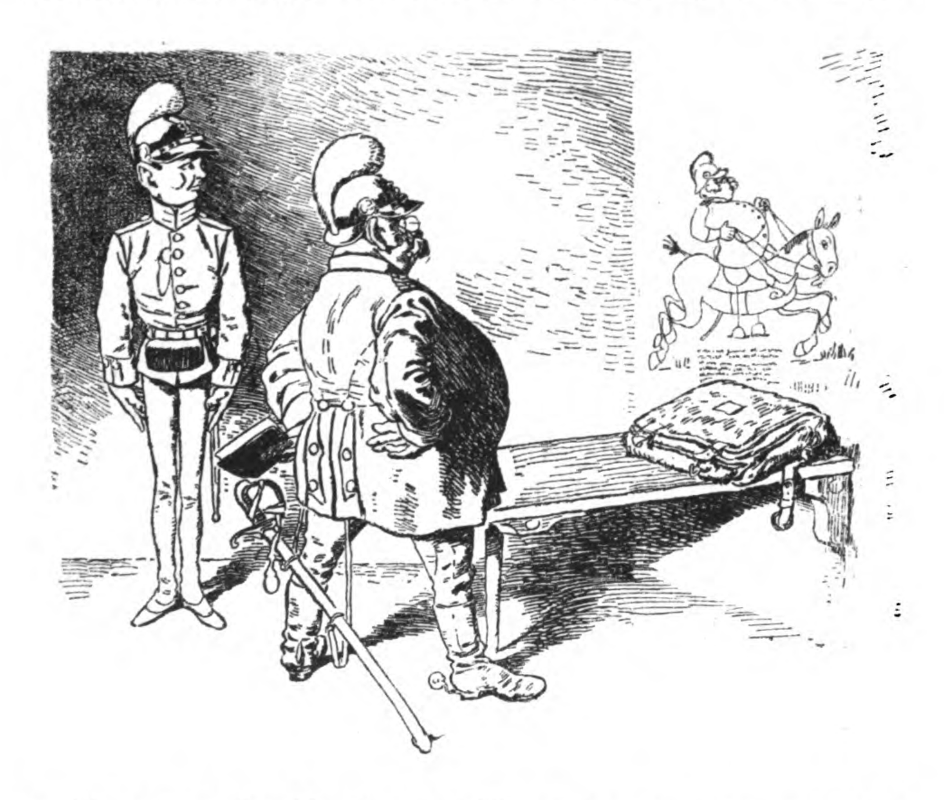
„Das ist ein Tintenklex, Herr Major, aber ich —"

„Danke für die gütige Aufklärung," schnitt Major von Zwicker ab, „das scheint mir doch nicht der richtige Platz für Kadettenwitze — bitte, sagen Sie gar nichts — ich kann die vielen Entgegnungen von jungen Leuten nicht gut vertragen. — Haben Sie die Patronkästen nachgezählt?"

Fast hätte Fritz „zu Befehl" gesagt, so hatten seit Jahren täglich alle Wachtbefehlshaber geantwortet, und jeder Visitierende hatte sich begnügt. Fritz aber, ein so eitles Bürschchen er auch war, hatte in seinem Leben noch nie gelogen.

„Nein, Herr Major!“

„Ja, Kreuzkieselement, wofür sind Sie denn da — doch nicht um — — ja, was ist denn das?“ Die Augen des Herrn Majors quollen fast aus dem Kopf heraus — dort an der Wand war sein leibhaftiges Konterfei. Fritz sah auch hin, wäre die Situation nicht so ernst gewesen, er hätte hell auflachen müssen, so wohl ge-



troffen war die Karikatur. Darunter stand, um jedem Irrtum vorzubeugen:

Das ist der Herr von Zwicker
Mit seinem krummen Pferd,
Die Wut macht ihn nur dicker,
Der is sein Geldl wert.

Er leidet an der Leber,
Und wenn es heuer glückt,
Dann wird er im Manöver
Für immer abgezwickt.

„Sie dichten wohl auch, Fähnrich?“ sagte der Major, ganz blaß vor Zorn auf das Gedicht deutend.

„Herr Major,“ sagte Fritz von Lilienfeld mit aller Bestimmtheit, obschon tief gekränkt, „ich bin in einer Militärbildungsanstalt erzogen und weiß, was ich meinen Vorgesetzten schuldig bin!“

„Schön, mein Lieber — warum haben Sie dann bei der Wachtübernahme das mit übernommen?“

„Ich habe es nicht gesehen, Herr Major!“

„Ah, gut — vor allem löschen Sie dieses witzlose Ding aus und dann melden Sie sich bei Ihrem Regiment in einen vierwöchentlichen Kasernenarrest wegen Übernahme eines verunreinigten Wachtlokals. Ich stehe mir zu hoch, um solchen Sachen weiter nachzuforschen — Ihren Namen will ich mir indessen merken.“

Der Fähnrich wischte mit seinem weißen Taschentuch Zeichnung nebst Inschrift weg. Der Herr Major schrieb noch die Stunden ein, zu denen der Wachtbefehlshaber die Posten zu visitieren hatte, um 12 Uhr, ½2 Uhr und 3 Uhr. Dann warf er dem unglücklichen Fritz noch einen vernichtenden Blick zu und galoppierte davon.

Fritz war so niedergeschlagen, daß er nicht einmal seinen Zorn an den Untergebenen auslassen mochte. Das war der Lohn für seine militärische Begeisterung — jetzt war er bis Weihnachten mit Kasernenarrest versehen, vielleicht krieg' ich noch mehr dazu, dann gebe ich gleich das Zimmer in der Stadt auf — aber, wann werde ich dann Offizier?

Indem Fritz sich diese traurigen Gedanken machte, sah er auch, daß das weggelöschte Pasquill hinter einer hölzernen Pritsche verborgen war, die hinaufgeschlagen war, als er das Lokal betreten hatte und später, während er in der Instruktion las, durch das Herabschlagen des Holzbrettes, auf das sich ein Grenadier ausgestreckt hatte, sichtbar geworden war. Da stand ja auch der Verfasser stolz dabei: „Xaver Not-


Meisenbach
E Reinicke 89.

nagel, 2. Regiment, 1. Kompagnie – servus — morgen kimm i naus — ade du stilles Haus — juche!"

Das war mit Bleistift noch unten drangekritzelt. — „Also für diesen elenden Notnagel muß ich vier Wochen kasernieren," seufzte Fritz. Allmählich wurde es dunkel. Der Sturmwind heulte um das einsame Wachthaus, als wollte er es in die Lüfte reißen. Immer denselben klagenden Ton, dazu ein feiner, rieselnder Regen. Die Grenadiere hatten sich in das Lokal zurückgezogen und hüllten die Stube bald in eine einzige Rauchwolke. Trotzdem der Dunst sich an die trüben Fenster legte, war es kalt, so daß einige ihre Mäntel entrollten — denn die Garnisonverwaltung gewährte das Brennmaterial genau nach dem Kalender, und der Termin war noch nicht gekommen.

„Herr Fähnrich, wünschen Sie was zum Nachtessen?" wandte sich der Gefreite Flerx an Fritz, der daran noch gar nicht gedacht hatte.

„Ja, wo soll man da was bekommen?"

„Da driewe im nächste Dorf e gute halwe Stund' is es weg — da hole wir als e Bier — wann Sie was wolle, bringe wir Ihne was mit — — und es is doch Ihr erschte Wach, Herr Fähnrich?"

„Ja — warum?"

„Ich hab' nur gemeint — es is ewe sonst der Usus als gewese — nix für ungut — wir hätte Sie als gern emol lewe lasse — — —."

„Ah so!" Fritz fühlte sich geschmeichelt und gab dem Gefreiten Geld, der seinen Kameraden fröhlich zuzwinkerte.

Flerx entfernte sich. Der junge Wachtbefehlshaber machte den Versuch, eine Zigarre zu rauchen und die Unbilden des heutigen Tages in blauen Wölkchen aufgehen zu lassen, dabei horchte er auf die Unterhaltung der Soldaten, die sich über die Vorkommnisse der letzten Wochen besprachen, was immerhin ganz lehrreich war. Obwohl den jungen Mann der Frost durchschauerte, verschmähte er doch, den

Mantel anzuziehen: — „Das ist ja das Schöne, zu wissen, daß ich jetzt für das allgemeine Wohl friere, während der Spießbürger in den warmen Federn liegt — und wenn es auch der Major Zwicker nicht glaubt, so bin ich doch Soldat und zwar mit ganzer Seele, trotz meiner langen Ohren.“ Dieser Gedanke gab Fritz seinen Humor wieder.

Auf einmal klopfte es an der Türe.

Flerx konnte noch nicht zurück sein und der hätte auch nicht geklopft.

Ein Landgendarm trat ein.

„Herr Wachtkommandant, erlauben Sie, daß ich ein wenig hereinkomme, es ist gar so schlechtes Wetter und ich hab's noch so weit bis zur Station.“

Ein Soldat zündete die Lampe an, die andern rückten zusammen, der Gendarm, der triefend naß war, legte Gewehr und Mütze ab und nahm dankend die von Fritz dargebotene Zigarre.

„Heute säß ich auch lieber im Wirtshaus“, begann der Gendarm, nachdem durch sein Erscheinen eine Pause entstanden war. „Seit drei Tagen patrouillieren wir in der Gegend nach zwei Spitzbuben. Die Kerls sind so schlau, daß sie einem das Leben ordentlich sauer machen. Sie treiben sich schon wochenlang in der Gegend herum, eine Menge Raubanfälle und Einbrüche haben sie verübt und immer schlupfen sie uns unter den Fingern durch. Bei dem Regen ist es schwer, die Spuren zu finden. Wir haben geglaubt, sie müßten in der Nähe vom Pulvermagazin sein, aber bei den verschiedenen Wachtposten müßten sie ja am ehesten gesehen werden.“

Die Soldaten scharten sich mit offenem Mund um den Gendarm, kreuz und quer gingen die Fragen — auch der Fähnrich nahm lebhaften Anteil.

„Wie sie ausschauen, meint ihr?“ fuhr der Gendarm fort — „da hab ich das Signalement. Der eine mittelgroß, schwarzen Vollbart, ganz zerlumpte Kleider — der andere auffallend lang, rote Haare, roten

Schnurrbart, grüne Jagdjoppe, spitzen Hut mit Federn. Beide sind mit Doppelgewehren bewaffnet."

„Der schaut ja aus wie der wilde Jäger", meinte Gingele. Fritz sprang erregt auf.

„Der ist mir ja begegnet", rief er, „hätte ich das geahnt, ich hätte ihn festgenommen."

Fritz erzählte nun seine Begegnung mit dem Roten.

„Da haben wir's," sagte der Gendarm, „jetzt sind sie nach der Seite hin durch. Vielleicht gar in eine von den Vorstädten. Daß unsereiner nicht einmal das Glück haben kann, so einen Kerl zu fangen. Ihr müßt nämlich wissen, daß eine große Belohnung drauf gesetzt ist. Der Rote ist wegen Mordes zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt gewesen und ist ausgebrochen, der andere mit ihm. — Na, jetzt kann ich wenigstens beruhigt auf die Station gehen, heut' kriegen wir sie nimmer."

Der Gendarm machte sich auf den Weg.

Wenn Fritz sich vorstellte, welche Heldentaten er hätte vollbringen können und wie gemütlich er den gefährlichen Räuber hatte gehen lassen — er hätte sich die Ohren ausreißen können.

Flerx, der mit Bier und Würsten zurückkam, störte ihn aus diesen Gedanken auf.

Die Soldaten, die sich natürlich noch lebhaft über das Vorgefallene unterhielten, erzählten Flerx gleich die Geschichte. Dieser stieß den Gingele mit dem Ellenbogen an und zwinkerte dem Fausthuber zu.

„Ja, Herr Fähnrich, gehe Sie nur die Nacht ums Himmelswille net ausm Wachtlokal — wie ich do vom Dorf errüwer geh, do seh ich in der Näh vom Magazin 3, es kann zwehundert Schritt dervon weg gewese sei — do seh ich 5 Kerle, es kennen ach 6 gewesen sein — des konnt ich in der Dunkelheit net unterscheide — ich net faul, stell mei Bier und die Werscht uf den Bode und krabbl auf'm Bauch eniewer, um zu horche. Da secht der eene von die drei — von die sechse hab ich sache wolle — „Wart,"

secht er, „dem Wachtkommandant seine goldene Uhr wenn mir hawe kennte — bei dene arme Soldate is ja nix zu hole, aber wann der junge Herr heute Nacht die Poschte visitiere tut, dann bletze mern übern Haufe." So secht er und ich ganz leis wieder uf'm Bauch zurück zu die Werscht und da bin ich — aber der Angschtschweiß steht mer als noch auf der Stirn!"

Dabei wischte sich der hinterlistige Flerx über die Stirn. Er glaubte, die Geschichte von den Spitzbuben sei von Gingele und Fausthuber erfunden, um ihm in die Hände zu arbeiten. Eben führte der Wachtgefreite die drei abgelösten Posten herein.

„Auf Posten keine Neuigkeit," meldete er.

„So," fuhr Fritz auf, „keine Neuigkeit, nun will ich einmal hinaus, vielleicht erfahre ich was Neues!" Eine Art von Heldenmut kam plötzlich über ihn, gereizt durch die Mißerfolge des heutigen Tages.

„Stillgestanden!" donnerte Fritz.

Die Soldaten fuhren auf und legten die Pfeifen weg.

„Flerx, Sie sind der Älteste?"

„Zu Befehl!"

„Ich übergebe Ihnen hiermit die Wache. Ihr bleibt alle im Lokal, hört ihr schießen, dann eilen drei von euch nach der Richtung, von wo ihr schießen hört, die andern bleiben da und verteidigen das Lokal. Sollte ich fallen" — seine Stimme wurde weich.

„Aber Herr Fähnrich" — sagte Flerx, der sein ganzes Unternehmen schmählich scheitern sah, indem er sich total in dem Charakter des jungen Soldaten verrechnet hatte.

„Halten Sie das Maul! donnerte Fritz, damit seinen Rest von Rührung hinunterkämpfend. „Tut, was ich euch befehle — wir sind hier nicht zum Spaß."

Er zog seinen Mantel verkehrt an, damit die Knöpfe nicht glänzen sollten, lud sein Gewehr, vertauschte den Helm mit der Feldmütze, stellte die Lampe unter den Tisch, damit draußen kein Schatten falle — und

während die Soldaten offenen Mundes ihn anstarrten, verließ er das Lokal.

Der Erzählung des Pfälzers, den Fritz schon als Renommisten kannte, schenkte er keinen unbedingten Glauben, wohl aber hielt er es für möglich, daß Flerx die beiden Kerle gesehen habe, wenn er ihm auch nicht den Mut zutraute, sich an sie heranzuschleichen, wie jener erzählt hatte.

Die Wolken flogen geisterhaft am Nachthimmel, von Zeit zu Zeit einen Schimmer des Mondes durchlassend. Regenschauer schlugen als feine Sprühe an die ächzenden Bäume, die der Sturmwind schüttelte, der mit klagendem Ton über die Heide fuhr.

„Da hascht's," sagte Gingele, als der Fähnrich die Wachtstube verlassen hatte, „etz lauft des arm Tröpfle drauße im Rege rum — und visitiert erscht recht die ganze Nacht — des kommt von solche dumme Geschichte und wenn die Spitzbube wirkli komme" —

„Jawohl," lachte Flerx, „alleweile meen ich, du glaubst de Schwindel selber."

„Na, mei Liewer, dös is fei koa Schwindel," mischte sich der biedere Fausthuber hinein, „zwoa Kerl treiben sich da rum, wos mir dir erzählt hamm, dös is alles wahr."

„Ja, des hettet 'r mir gleich sache solle, 's is wahrhaftig e dumme Sach." Flerx begann Gewissensbisse zu bekommen, die jedoch noch nicht so tief gingen, um nicht in dem geholten Bier den jungen Spender leben zu lassen. — Dieser schlich draußen durchs Gebüsch, vorsichtig Schritt vor Schritt gegen das erste Pulvermagazin zu. Oft faßte er das Gewehr fester, wenn er in einem abenteuerlichen Baumstamm beim matten Mondlicht einen Menschen zu erkennen glaubte. Dieses Anpürschen hatte für den jungen Soldaten etwas ungemein Aufregendes und doch schlug ihm das Herz nur vor Erwartung und nicht vor Furcht. Eine halbe Stunde war er so gekrochen und

mußte jetzt das Gebüsch verlassen, um gegen den Wall des Magazins zu gelangen. Mit leisen Schritten ging er vorwärts, als ihm plötzlich ein Gewehrlauf entgegenblitzte.

„Halt, halt, halt — wer da?“ ertönte es.

„Fähnrich Lilienfeld,“ hatte Fritz eben noch Zeit zu rufen.

„Auf Posten keine Neuigkeit,“ entgegnete die Stimme aus dem Dunkel. „Herr Fähnrich, diesmal hätt' ich auf ein Haar geschossen — —“

„Das hoff' ich von Ihnen,“ entgegnete der unerschrockene Fritz, „wenn ich nicht rechtzeitig antworte, ist es meine Schuld — Ihre Pflicht ist, zu schießen. Passen Sie scharf auf, es ist nicht geheuer in der Gegend.“

Weiter ging der Fähnrich. Eine Strecke über Heideland, dann am Magazin 2 vorbei, ohne angerufen zu werden. Jetzt mußte die gefährliche Stelle kommen.

Der Weg war hier sehr uneben. Felsenstücke verkündeten die Nähe eines steilen Flußufers, von welchem man das Brausen des regengeschwollenen Wasserfalles vernahm. Dichtes Gestrüpp bot hier manchen Schlupfwinkel und mühsam zwängte sich Fritz zwischen den niederen Föhren hindurch. — Hier war es wirklich sehr unheimlich. Jetzt war Fritz an den Wall des dritten Magazins gekommen. Jeden Augenblick gewärtig, wie vorhin angerufen zu werden, kletterte er mühsam den Wall hinauf, auf dessen Höhe der Posten patrouillieren sollte. — Aber alles blieb ruhig. — Er stieg auf der andern Seite wieder hinunter und befand sich nun in dem Raum zwischen dem Magazin und dem Wall. Das Magazin, wie die übrigen aus Stein massiv erbaut und oben mit meterhohem Rasen bedeckt, war von drei Seiten von dem Erdwall umgeben, auf der vierten Seite grenzte es gegen den Fluß, zwischen dessen steil abfallendem

Ufer sich nur ein schmaler Fußsteig befand. Von da führte auch ans andere Ufer ein Steg, unter welchem das Wasser schäumte. Vorsichtig schlich Fritz längs der Mauer des Gebäudes — als er auf das Schilderhaus stieß. Ein regelmäßiges Schnarchen belehrte ihn darüber, warum er nicht angerufen worden war. Er überließ vorläufig den pflichteifrigen Posten seinem Schlummer im Schilderhaus und ging weiter auf die andere Seite den schmalen Fußpfad zwischen dem Magazin und dem Flußufer entlang. Nichts regte sich, nur der Wind heulte um die Wette mit dem dumpfen Brausen des Wassers in der Tiefe. Am Steg angelangt, machte der junge Held Rast. Die Tour war mühsam gewesen! Und alles umsonst! Im Licht des Mondes, der jetzt voller aus den zerrissenen Wolken hervorsah, waren die Gegenstände deutlicher sichtbar. Die aufgeregten Schläge des jungen Herzens beruhigten sich und das phantastische Nachtbild wirkte auf das Gemüt. Es war doch schön, so einsam auf der stillen Wacht zu stehen und — — — — — — da tönt ein leiser Pfiff — die Gänsehaut läuft Fritz über den Rücken — jetzt wieder — — also doch! Das Bewußtsein der nahen Gefahr erfüllt den jungen Soldaten mit kalter Besonnenheit — blitzschnell verschwindet er unter dem Brett des Steges und rutscht einige Schritte den steilen Abhang hinunter, sich an den Grasbüscheln festhaltend. Er ist jetzt durch den Schatten des Steges völlig im Dunkeln, während der Mond alles übrige hell beleuchtet. Einige Steinchen, durch ihn losgelöst, kollern hinab und plätschern im Wasser, sonst ist alles ruhig. Der Wind hält einen Moment den Atem an. Fritz fühlt, wie seine Pulse jagen, regungslos verharrt er in der unbequemen Stellung — jede Sekunde eine Ewigkeit.

Abermals der leise Pfiff. — Jetzt knirschen vorsichtige Schritte vom andern Ufer her über den Steg — Fritz hört zu atmen auf — ein Schatten fällt auf die Böschung, ein Kopf beugt sich über das Geländer



des Steges. Der Schatten ist lang — und wie Fritz aufblickt, sieht er den Kopf des Rotbärtigen mit dem spitzen Hut herunterschauen. Deutlich kann er ihn

erkennen, während er, vom Dunkel geschützt, jenem unsichtbar bleibt.

„Bist du da unten, Hies?“ flüsterte der Rote mit vorgehaltener Hand, „hast du die Sachen, dann komm' herauf!“

Der erste Impuls des Fähnrichs ist, dem Frager mit einer aus dieser Nähe leicht treffenden Kugel zu antworten. Doch nein — ein Lilienfeld tötet keinen Feind aus dem Hinterhalt. Mit drei Sprüngen ist Fritz oben auf dem Steg. „Ergib dich, Halunke,“ donnert er dem Überraschten entgegen.

„Oho,“ ruft dieser, das Gewehr an die Wange reißend. Im Moment, wo er abdrückt, schießt auch Fritz. Fast gleichzeitig ist der Knall der beiden Gewehre. Fritz fühlt einen heftigen Schmerz am Kopf — im nächsten Moment faßt ihn der Rote am Hals, das Gewehr wegwerfend und ein langes Messer ziehend. Auch Fritz läßt das Gewehr fallen und klammert sich an den Arm des Feindes. Ein kurzes Ringen. Er wird von dem Stärkeren gegen das Geländer des Steges gedrückt — ein Krachen und beide stürzen, die morsche Stange zerbrechend, in den Fluß hinab. Fritz verliert keinen Augenblick das Bewußtsein — er ist ein guter Schwimmer. Der Fluß ist nicht breit. Doch zentnerschwer klammert sich der Gegner an ihn.

„Herr Fähnrich — Herr Fähnrich,“ rufen mehrere Stimmen am Ufer.

„Hier — hier bin ich,“ ruft Fritz, der schon die Kraft verliert.

„Alleweile kumm ich, nur noch e bische Geduld!“ Flerx war es, der den andern voraus ins Wasser geht und Fritz die Hand bietet. „Ei dunner, da is ja noch eener, der is scheints kaput!“ Der Rote war es, den Fritz mit sich ans Land schleppte, da er die Hand in die Kuppel des Fähnrichs festgekrallt hatte. Er war bewußtlos und blutüberströmt.

Indessen kamen auch die andern die Böschung

herunter. Die einen nahmen den verwundeten Banditen, während Flerx den kleinen Fähnrich wie ein Kind auf die Arme nahm.

„Kriech die Krenk, Sie blute ja, Herr Fähnrich, Sie habe doch nix abgekriegt?!"

„Ich glaube, es hat nichts zu bedeuten," entgegnete Fritz, nach Atem ringend. „Aber jetzt laßt mich einmal „Hurra" rufen, denn wir haben ihn!"

Die Soldaten stimmten fröhlich mit ein.

„Ja, wisse Sie, Herr Fähnrich, wie Sie so lang ausgebliewe sin, da dachte mir schun, 's könnt was passiert sei und da sin mir drei, der Gingele, der Fausthuber und ich, nachgegange und grad wie wir am Magazin 3 sind, da hats scho geknallt. — — Gott sei nur gedankt, daß alles so gut abglaufe is, mei Lewe hätt mich ja nimmer freue könne, wann Ihne was passiert wär!" So schwatzte Flerx fort und fort bis zum Wachthaus, denn sein Gewissen war gewaltig belastet und er freute sich, durch sein rechtzeitiges Erscheinen alles wieder gut gemacht zu haben. Am Wachthaus stand ein Trupp Reiter.

„Donnerwetter, wo ist denn der Wachtkommandant," schrie der Offizier, der sie führte, „der geht wohl spazieren — da werd' ich aber mal eine tüchtige Meldung machen!"

„Herr Leutnant, hier bin ich," sagte Fritz mit schwacher Stimme.

„Sie üben sich da wohl im Huckepack tragen?" — wollte der Offizier der Ronde weiterschimpfen, aber Flerx klärte ihn sofort auf.

„Was? das ist ja der kleine Lilienfeld! — Tausendsapperlot, ich gratuliere, Sie sind ja ein junger Held!" —

Der kleine Lilienfeld hörte es aber nicht mehr. eine Ohnmacht hatte ihn überkommen. Die Reiter saßen ab und leisteten Hilfe. Der Leutnant schickte einen nach der Stadt zurück, um einen Krankenwagen zu holen, und besah die Wunde des kleinen Soldaten.

Die Kugel hatte die linke Kopfseite gestreift und das halbe Ohr mitgenommen. Blutverlust und Erschöpfung hatten die Ohnmacht herbeigeführt. Die Wunde des Gefangenen schien gefährlicher, die linke Schulter war zerschmettert. Der Rote war bald zu sich gekommen und verharrte in einem trotzigen Schweigen, jede Hilfe zurückweisend. Es graute schon der Tag, als der Lazarettwagen ankam, dem ein eigenes Gefährt für den Fähnrich folgte. Der Gefangene wurde trotz seines Widerstandes verbunden, in den Lazarettwagen gebracht und von den Reitern eskortiert, während der Leutnant mit Fritz in den andern Wagen stieg. Fritz war trotz einigen Fiebers und großer Schmerzen glückselig, und die Lobsprüche des Leutnants verkürzten ihm den Weg nach dem Lazarett auf die angenehmste Weise. Dort ward er verbunden und zu Bett gebracht, wo ihn alsbald ein sanfter Schlummer die Strapazen der verflossenen Nacht vergessen ließ. Die Kunde von der Gefangennahme des gefährlichen Räubers und seines Spießgesellen, welcher am nächsten Tage von den Gendarmen aus seinem Schlupfwinkel in allernächster Nähe des Pulvermagazins aufgestöbert wurde, machte in der Stadt großes Aufsehen und Fritz wurde in allen Zeitungen genannt. Welcher Stolz! Denn ihm war es doch eigentlich zu danken, wenn die beiden nicht noch längere Zeit ihr Unwesen trieben, sie hatten ganz recht gehabt, daß man sie in der Nähe einer militärischen Abteilung am wenigsten suchen werde. Ihr Nest befand sich im Walle des Magazins 3 auf der Flußbettseite, wo das Wasser eine Höhle ausgefressen hatte, die von dichtem Gestrüpp bewachsen war.

Aus dem Vorfall resultierten folgende Ereignisse: Erstens Pensionierung des Majors von Zwicker, der die Höhle übersehen hatte an dem fraglichen Tage. Einsperrung sämtlicher Wachtbefehlshaber und Posten der letzten drei Wochen, die auch nichts gesehen

5

hatten. Totale Umgrabung der sämtlichen Wälle. Erneutes Reglement für den Wachtdienst am Pulvermagazin — noch verzwickter als das alte. Verschreibung einiger Stöße Papier durch alle Instanzen — endlich Belobung des Fähnrichs Fritz von Lilienfeld.

Das war das Netteste. Fritz wurde von allen Seiten bewundert und gefeiert. Die Offiziere des Regiments besuchten ihn — heimlicherweise erkundigte sich auch immer ein Gefreiter beim Unterlazarettgehilfen, wie es dem Herrn Fähnrich gehe, und ging immer fröhlich von dannen, wenn die Antwort von Tag zu Tag günstiger lautete.

Es war Flerx, den sein Gewissen immer noch ein ganz klein wenig drückte. Eines Tages kam sogar der Herr Oberst, ließ sich alles genau erzählen und sagte am Schluß: Und nun, mein Lieber, schenke ich Ihnen auch die drei Tage Kasernenarrest, die haben Sie jetzt nicht mehr verdient."

„Entschuldigen, Herr Oberst", sagte Fritz, „da bleiben noch acht Tage vom Herrn Major."

„Die seien Ihnen auch geschenkt!"

„Danke gehorsamst, Herr Oberst, aber entschuldigen der Herr Oberst", meinte Fritz wieder, „da wären noch vier Wochen Kasernenarrest vom Herrn Major von Zwicker."

„So, warum denn?" fragte der Oberst.

„Wegen einer Schweinerei." — Fritz erzählte die Geschichte nebst dem Gedicht, das er sich wohl gemerkt hatte.

Der Oberst lachte. „Beruhigen Sie sich, mein Lieber, der wird dem Lande nicht mehr schaden. Der ist wirklich vor einigen Tagen „abgezwickt" worden. Also schenk' ich Ihnen auch die vier Wochen." — Wer war froher als Fritz?

Die Wunde heilte rasch und die besorgten Eltern erhielten eigenhändig die besten Beruhigungen, wo-

bei Fritz nicht verfehlte, sein Abenteuer wunderbar zu schildern und auszumalen. — — —

Schon nach vierzehn Tagen meldete sich Fritz wieder bei seinem Hauptmann zum Dienst.

Nach einigen freundlichen Bemerkungen sagte dieser: „Wissen Sie, Fähnrich, was eigentlich an Ihrem ganzen Abenteuer das beste ist?"

„Daß der Herr Hauptmann mir jetzt nicht mehr zutrauen, daß ich mich fürchte!" antwortete Fritz.

„Das hätte ich überhaupt nie im Ernst von Ihnen geglaubt", lachte der Hauptmann. „Nein — ich meine im Interesse der Richtung beim Exerzieren, daß Ihre Ohren jetzt nicht mehr so abstehen — — wenigstens das e i n e nicht!"

Diesmal ärgerte sich Fritz nicht mehr, sondern lachte herzlich mit.

Er ist ein tüchtiger Offizier geworden und wird, wenn es einmal wieder gegen den Feind geht, seine Pflicht ebenso mutig tun, wie er sie gegen den Rotbärtigen getan.

5*

Die ärarischen Stiefel.

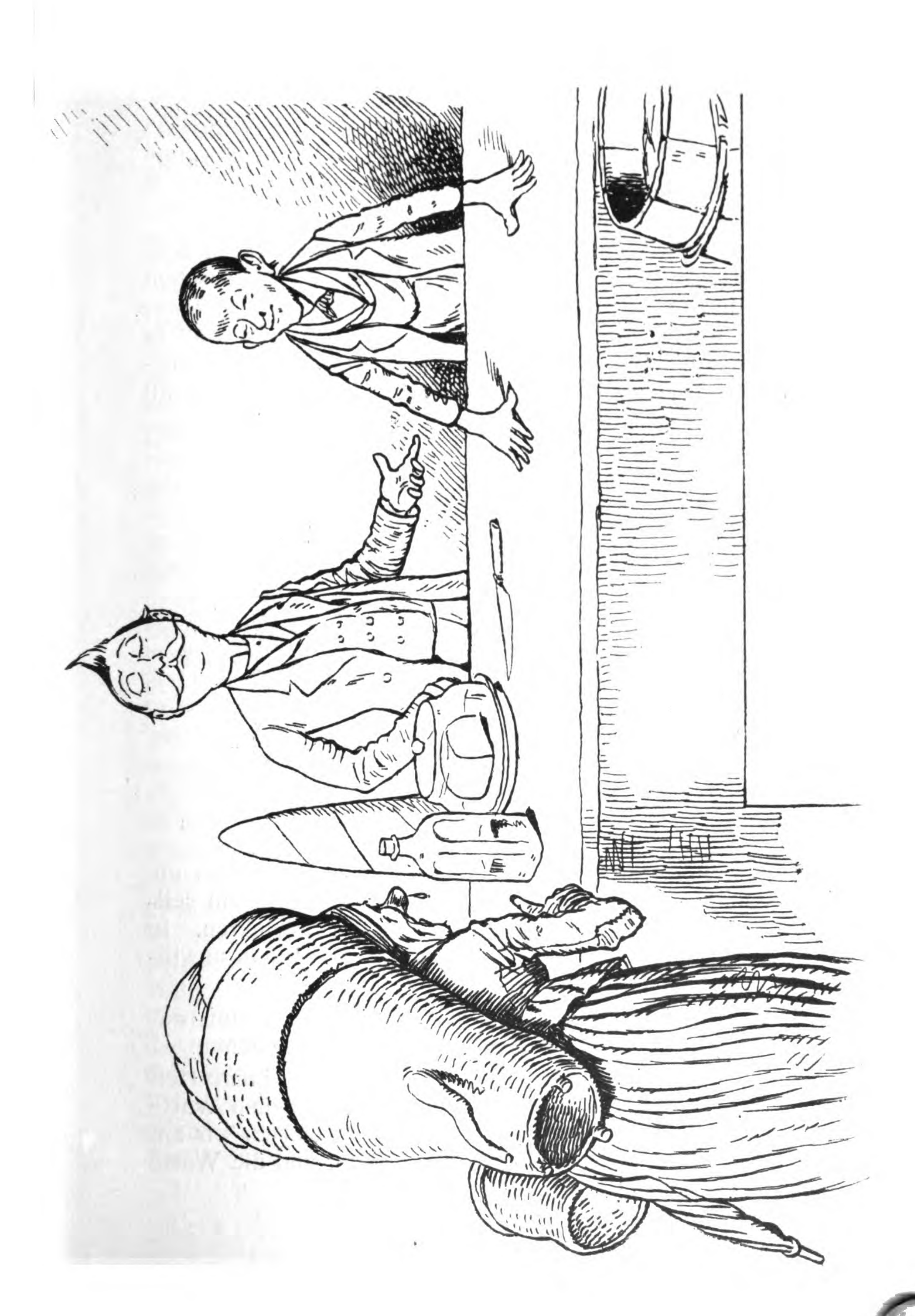
Gestern abend hatte der Kaufmann Emil Klein, noch bevor das Geschäft geschlossen wurde, einer alten Hökerfrau, die Zichorien haben wollte, mit vornehmer Handbewegung bedeutet, sie möge sich an den betreffenden Kommis wenden — und heute!? —

Seit 8 Tagen hatte er auf das große Löschblatt auf seinem Schreibpult bloß mehr militärische Embleme gezeichnet —und heute!! — —

Während gestern der Fähnrich Spindelbein im Kaffeehaus getan hatte, als sähe er den Kaufmann Emil Klein nicht, mußte er heute vor ihm antreten, wie von einem Magnetberg angezogen; denn so flutet der Untergebene von der Türe her, über das Zivil weg, seinem Vorgesetzten zu. — Und somit ist es herausgesagt: Gestern nichts, heute alles, gestern ein Kaufmann, der alten Weibern Zichorien verkaufen soll, heute ein Reserveleutnant, vor dem ein Fähnrich erzittert!

Es muß ganz nett sein, wenn man König wird, aber da ist man doch schon so lange Prinz gewesen, und dann hat es sonst seine Unannehmlichkeiten — aber einer, der sich über Nacht aus einer Raupe in den schillernden Schmetterling verwandelt, — Donnerwetter — das ist was!

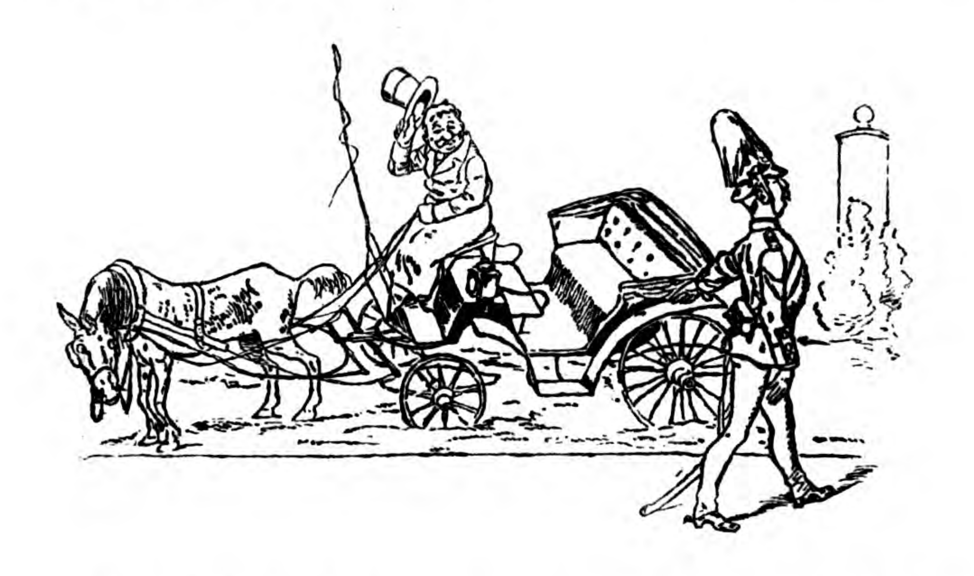
Wie die Welt durch des Schöpfers Machtspruch durch den Raum rollt, so rollte Emil Klein in einer Droschke erster Güte, durch den Machtspruch des



Kriegsministers zu einer 42tägigen Übung einberufen, durch die Straßen der Residenz.

Aber nein, das ging nicht!

Nämlich, daß ihn niemand erkennen wollte in dem wallenden Roßschweif und der wie angegossenen Uniform — er hatte sie dem Schneider viermal zurückgeschickt —! Emil stieg also aus. Es war ja auch wirklich noch zu früh und dann, wenn man Leutnant bei der reitenden Garde-Artillerie ist, muß man die Sporen klingen hören.



Der Kutscher schickte sich zum Herausgeben an, aber sein rostiges Gesicht zerschmolz in einem seligen Grinsen, als der Herr Leutnant abwinkten. In des Königs Rock — dachte Emil — wird man unwillkürlich nobel!

Es gibt so wenig glückliche Menschen auf der Welt. Hier ist einer davon, wenigstens momentan. —

Ein Pessimist würde zwar sagen: Diese junge Heldenbrust füllt nach innen Eitelkeit, nach außen Watte — — allein lassen wir ihn reden, und warten wir auf den Platzregen, der die Eitelkeit kühlt und die Watte durchweicht!

Sein Gegenüber im Kontor, der gute Onkel Thomas, saß heute allein; und die liebe Tante Jette war Mittag ganz traurig, als ein Kuvert fehlte, denn „Emil“ speiste jetzt in der „Offizierskasinospeisebewahranstalt“, wie sie schon in der letzten Kaffeeschlacht der Damen versichert hatte.

Emil war ohne Eltern und seit jungen Jahren im Hause des kinderlosen Onkels. Er wäre am liebsten den Heringsfässern entronnen; aber das blühende Spezereigeschäft „Thomas Klein“, Landesprodukten en gros und en detail, am alten Markt, war eben auch nicht zu verachten. „Und wenn man nebenbei Reserveleidnand ist“ — pflegte Tante Jette immer zu sagen. Ich glaube, daß sie „Leidnand“ von „leiden“ nahm und bezweifle, ob sie nicht bei Reserve immer an ihre Konserven in der Speisekammer dachte. Emil, der ein hübscher junger Mann war, und seiner Gymnasialbildung durch weite Reisen ein bißchen auf die Beine geholfen hatte, war in den Augen des Onkels und der Tante ein Junge, „wie se nich der Buchbinder kleben duht“, ein Ausspruch des Onkels, der sich auch auf andere Handwerke bequem anwenden ließ, woran es auch der gute dicke glatzköpfige, aus Sachsen gebürtige Onkel Thomas nicht fehlen ließ.

„Jedde,“ sagte Onkel Thomas, nachdem bis zum Braten in dem behaglichen, getäfelten, altersbraunen Speisezimmer kein Wort gesprochen worden war. „Hat er nicht ausgesähn, wie ä junger Brinz, in den dunkeln Blau mit de gelwe Gnebbe.“

Tante Jedde antwortete mit einem Seufzer und der Frage, ob denn auch das Essen in der Offiziersbewahranstalt nicht recht dünn gekocht sei. Das Wort Anstalt hatte für die gute Tante etwas Beunruhigendes, es erinnerte sie an so etwas wie „städtische Suppenanstalt“.

Inzwischen saß Emil sehr gut aufgehoben in der besagten Anstalt und die Ordonnanz stellte ihm eben die fünfte Sektflasche neben den Stuhl.

Emil war sehr freigebig und hatte seine ganze Nachbarschaft eingeladen. —

Aber das Vaterland verlangt nicht bloß Sekt vom Reserveleutnant oder „Sommeronkel“, wie die Kameraden der Linie scherzen. Im Schweiße des Angesichts muß er ihn verdienen.

Einige Tage später marschierte das Regiment zu den Schießübungen auf eine Ebene, die einige Tagmärsche von der Garnison entfernt war.

Onkel und Tante hatten Abschied genommen, als wäre Emil Max Pikkolomini gewesen und „als ging's von hier gerad ins Feld des Todes“. Der Bediente, Xaver Mehlwurm, schied am schwersten; er hatte sich in den wenigen Tagen, mit Respekt zu melden, so herausgefressen, daß sein Name, dem er früher alle Ehre machte, gar nicht mehr auf ihn zu passen schien. Er hatte sich durch sein „zu Befehl“ die besondere Huld der Tante Jette erworben, die sich dadurch sehr geehrt fühlte. Mehlwurm konnte auch zu hübsch „ zu Befehl“ sagen. Das war zwar a l l e s; denn er tat selten das, was Tante Jette ihm anschaffte, wenn es nicht gerade mit seinen Absichten übereinstimmte. Zum Beispiel mißlang der Versuch gänzlich, den Tante Jette anstellte, ihrem Kaffeekränzchen mit Xaver zu imponieren.

„Wenn ich nicht irre,“ hatte nämlich Frau Offiziantin Haas gesagt, als die Damen um den Kaffeetisch saßen, „habe ich beim Kommen einen Soldaten in der Küche stehen sehen, daß Sie so etwas dulden, Frau Klein —!“ „Oh,“ sagte Tante Jette, indem ihr gutes, rundes Gesicht vor Stolz glänzte, „das ist der Bursche von Emil. X—a—a—ver!“ rief sie in der Fistel. „Gnädige Frau,“ ertönte es draußen von einer etwas speckigen Stimme. Herein trat Xaver. Der Coup war glänzend, des Königs Rock imponierte, was Xaver mit dem Gesicht allein nimmermehr zustande gebracht hätte. Was soll er nun? Ihn bloß zu zeigen,


E. Reinicke. 88.

das wäre doch zu absichtlich gewesen. Ah, ein Gedanke!

„Xaver, holen Sie Eis!" sagte Tante Jette.

Die Frau Offiziantin Haas fühlte, daß sie damit nicht konkurrieren könne. „Wissen Sie den Konditor Froschhammer?" „Zu Befehl," grunzte Mehlwurm. „Um 2 Mark," fügte Tante Jette hinzu, indem sie ihm das Geld einhändigte. „Kommen Sie aber schnell wieder!" „Zu Befehl," knurrte Mehlwurm und verschwand. Die Tante schaute mutig drein, „und in den Schoß die Schönen", sagt Goethe. Das hat imponiert — Eis — geholt von einem Vaterlandsverteidiger — die Kleins machen sich!

Und eine Stunde verging.

Der Tante deuchte sie sehr lang.

Und eine zweite Stunde verging. Um die Mundwinkel der Frau Haas zuckte es wie Wetterleuchten. Die Damen rüstesten sich zum Aufbruch, sie wurden auf einmal so kühl auch ohne Eis. Da brachte die Woge den Jüngling wieder, herein trat Xaver, in jeder Hand einen Tränkeimer voll der schönsten dicken Brocken Eises: „Des is nu vor 50 Pfennig, des andere hob ich drunten in der leere Haberkiste."

O Tante Jette! Vergebens erglühen deine Wangen, sie können das Eis nie mehr schmelzen, das wie ein ewiger Gletscher in dem Spott der Frau Offiziantin Haas bestehen bleibt. — —

Also Emil weilte bei den Schießübungen. Öfters schrieb er nach Hause und schilderte das frohe, gesunde Leben.

Eben hatte Onkel Klein wieder einen Brief erhalten; nachdenklich schmunzelnd las er der andächtig lauschenden Tante Jette die Schlußworte noch einmal vor. „— und so bedaure ich nur, daß ich nich Soldat gebliewen bin, dänn selbst du, mein liewer Onkel, wirdest ä riesichte Fraide haben, gänntest du äne Batterie zum Faiern auffahren sähen und, wärsch nich so weit, so sacht ich, komm und schau dir die

Sache emol gemiedlich an. Dein dankbarer Ämil." So hatte Emil zwar nicht geschrieben, aber in Onkel Thomas Munde klang es so. „So sacht ich, komm und schau dir die Sache emol gemiedlich an" — noch zweimal wiederholte der dicke Onkel diesen wichtigen Satz; dann sagte er entschlossen: „Jette — bring mir de Fahrtenblan."

Was halfen alle Vorstellungen der besorgten Tante,



selbst als der Fahrtenplan bewies, daß man nachts 1 Uhr in Dunnershaide ankomme, der Onkel setzte seinen Kopf auf, und schon nach einigen Stunden sitzt er in einem Coupé 1. Klasse und erzählt seinem Gegenüber, daß er auf 2 Tage „zu de Schiesibungen nach Dunnershaide" fahre.

Emil saß um 9 Uhr im Offizierskasino, das wie sämtliche Bauten auf der Dunnershaide aus Holz bestand. Er spielte mit einigen Herren Skat, die meisten

hatten schon das Lager aufgesucht, denn morgen war Vorstellung vorm Inspektor der Artillerie, dem Herrn General Freiherrn von Zweidotter auf Dotterstein — da hieß es früh aus den Federn, vielmehr aus dem Stroh!

Emil hatte Kartusche und Schärpe um, seinen Helm neben sich, denn er hatte heute den Lagerdienst und mußte demzufolge noch in später Stunde die Ställe und Baracken visitieren, ob die Stallwächter ihrer Gewohnheit gemäß schliefen und erst aufsprangen, wenn der Säbel des Offiziers in der Stallgasse klapperte, ob die Holzbaracken etwa in die Erde versunken seien oder noch dastünden — und dann eine Meldung darüber ins Rapportbuch schreiben.

Eine Ordonnanz tritt vor Emil an.

„Was gibt's?"

„Ein Telegramm an Herrn Leutnant Klein."

„Geben Sie her!" „Es wird doch nichts zu Hause passiert sein," denkt Emil, während er hastig öffnet. — Nein, da steht: „Komme deiner Einladung folgend heute nacht 1 Uhr. Onkel Thomas."

Lange starrte Emil auf diese Worte, dann brach er aus: „Türkenmohrenkanonenkieselmalefiz."

„Oh!" riefen die Kameraden. „Was ist denn los?"

„Nichts, nichts, spielen wir weiter."

Während die Herren über den mutmaßlichen Inhalt der Depesche witzelten, wälzte sich in Emils Kopf ein schrecklicher Gedanke nach dem andern. War der Onkel plötzlich von der Tarantel gestochen — allerdings; er hatte ihn ja eingeladen — mein Gott, das war doch nur eine Redensart — was denn anfangen mit dem alten Herrn — wo soll er wohnen — wo essen — wie wird man mich auslachen — nein, er muß gleich wieder zurück, das stand fest.

Die Herren brachen auf. „Wann kommt denn Exzellenz Zweidotter, das müssen Sie ja wissen, Klein, als du jour," fragte einer.

„Man weiß es nicht," erwiderte dieser; „wenn er

über Treblitz fährt, kommt er um 1 Uhr, wenn er den direkten Zug nimmt, um ½7 Uhr. Deshalb ist ja schon um ½6 Uhr Paradeaufstellung. Ein Wagen ist um 1 Uhr und um ½7 Uhr bereitzuhalten, heißt es im Regimentsbefehl."

„Wird recht freundlich sein, die Exzellenz," meinte ein anderer; „das Regenwetter liebt er wegen seines Rheumatismus sehr. War schon voriges Jahr so knarrig wie eine alte Stalltüre, und da hat es kaum getröpfelt. — Das wird ja morgen famos, schaut nur, wie es schüttet." In der Tat regnete es schon den ganzen Abend wie Bindfaden.

„Gute Nacht, Klein — Gute Unterhaltung —!" Die Herren gingen; es war 11 Uhr.

Emil blieb noch eine Zeitlang sitzen, immer in das Telegramm starrend; dann schlug er den Mantel um und ging hinaus in den strömenden Regen. Es war stockfinster, die Straße zwischen den Baracken, welche in doppelter, stundenlanger Linie dastanden, war kaum mehr zu erkennen.

Emil fand sich mühsam zu seiner Baracke. Die Offiziere hatten einen kleinen, durch eine Bretterwand abgesonderten Verschlag neben der Mannschaft, von außen mit eignem Eingang.

Nachdem er Licht gemacht hatte und die glänzende Einrichtung, bestehend aus einem Strohbett, einem Tisch, einem Schrank und einem Stuhl, sichtbar wurde, klopfte er an der Bretterwand so lange, bis einige Schnarcher kurz abbrachen, und einige Stimmen sagten: „Mehlwurm — dein Herr Leutnant ruft," worauf man ein Geräusch hörte, wie wenn man einem schlafenden Menschen einen Fußtritt auf die Magengegend appliziert. Dann erst ertönte Mehlwurms gurgelndes „Herr Leutnant!" worin sich eine ganze Flut von Gedanken ausdrückte. „Ich komme schon — hättest mich auch können schlafen lassen — keine Ruh' bei Tag und Nacht" — usw.

Alsbald trat Mehlwurm in den Verschlag.

„Zieh deinen Mantel an," sagte der Leutnant, „und geh' auf den Bahnhof hinüber" — hinüber hieß hier so viel wie 1½ Stunden Wegs. „Mein Onkel kommt. Sage ihm, er soll in der Restauration warten. Ich habe um 12 Uhr Visitation — er soll nur auf mich warten, sattle jetzt gleich die Elsa, bevor du gehst, ich werde hinüberreiten. Verstanden?"

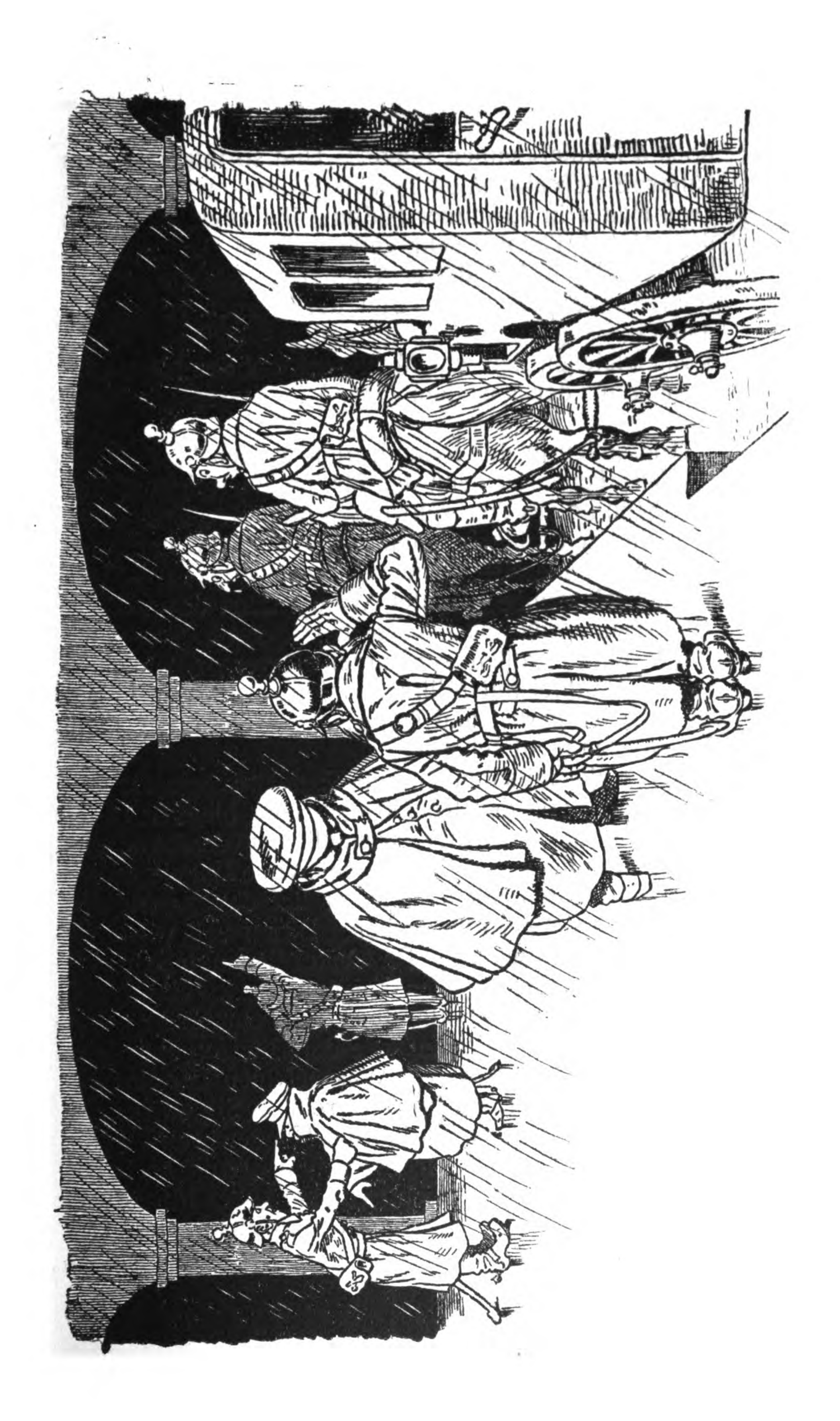
„Zu Befehl," krächzte Mehlwurm und ging.

Emil Klein visitierte seine Stallungen, fand 3 Stallwächter schlafend, war sehr mißmutig, die armen Teufel melden zu müssen, und bestieg ¼ vor 1 Uhr seine ihn verwundert anschauende Elsa, die ebenfalls höchst ärgerlich die Ohren zurücklegte, als ihr die ersten Regentropfen darauf fielen.

Jetzt war Emil aber in seinem Element. Dieser nächtliche Ritt in strömendem Regen und sausendem Wind schien ihm ein lustiger Spaß, der das Blut aufrüttelt und den Gedanken Freiheit gibt.

Unterdessen schlief Onkel Thomas selig in seiner Ecke und träumte, er säße auf einem Protzwagen, der plötzlich explodierte — — „Dunnershaide," schrie der Kondukteur. Der regendurchschauerte Luftzug brachte den dicken Onkel zum Bewußtsein; er nahm den langen, schwarzen Jagdmantel um und stand am Perron. Aus einem Coupé 2. Klasse war auch eine ähnliche Gestalt gestiegen.

„Also doch," sagte der Unteroffizier, welcher schon seit einer halben Stunde neben dem von 4 Krümpern bespannten Wagen gestanden war. Eilig ging er auf den Herrn im Mantel zu, der aus dem Coupé 1. Klasse gestiegen war, und sagte dem guten Onkel Thomas, der noch seine dunkelblaue Reisemütze auf dem Kopf hatte: „Unteroffizier Neumann der 1. reitenden Batterie, kommandiert zum Wagen für Se. Exzellenz." Onkel Thomas grinste vergnügt. „Wenn man der Onkel eines Reserveleutnants ist," dachte er, „kann man nie schlecht fahren." „Kommandiert ist der artige Mann natürlich von meinem lieben Ämil — is



doch ä aufmerksamer Junge." Und so folgte er dem Unteroffizier und stieg in den Wagen, während die zwei Reiter in strammer Haltung ihn anglotzten, was dem Onkel Thomas sehr gefiel: „Eine Disziblin und 'ne Artichgeit bei diese Artollerie, des muß wahr sein," sagte er sich. Und der Wagen rollte von dannen.

Zur gleichen Zeit war Mehlwurm auf den Herrn zugegangen, der aus dem Coupé 2. Klasse gestiegen war.

„Sie sollen in der Restauration warten."

„Was Teufel ist denn das für 'ne Wirtschaft!" rief eine Stimme aus dem schwarzen Mantel: „Komm her, du Schlingel, stillgestanden — Sapperment noch mal — soll ich hier den Rheumatismus kriegen — was Teufel, ich glaube gar, der Wagen fährt davon!"

Mehlwurm durchschauerte es! Jetzt sah er auch unter dem großen schwarzen Regenmantel einen zweiten Mantel mit Militärknöpfen — auch trat jetzt ein Offizier herbei und sagte: „Exzellenz, ich kann den Wagen nicht sehen!"

„Geht alle mitsammen zum Teufel," schrie die Exzellenz und zog den Rockkragen hoch hinauf.

Mehlwurm kam der freundlichen Aufforderung schleunigst nach und ließ die sparsame Exzellenz mit dem Adjutanten allein, denn er lief davon, um den Onkel seines Herrn zu suchen. Dieser saß warm im Wagen der Exzellenz. Da Onkel Thomas sah, wie der Unteroffizier draußen auf dem Bock jämmerlich angeregnet wurde, so klopfte er ans Fenster. Augenblicklich hielt der Wagen, wie der Blitz erschien der Unteroffizier am Schlag. „Was befehlen Exzellenz?"

„Gommen Se doch emal da rein — Sie wärn mer ja ganz weech da außen in dem Hundewetter — mir hawen ja Blatz, mei Gudester und e Ansprach hat noch geinem 's Maul weh gemacht —". Mit etwas verdutztem Gesicht stieg der Unteroffizier ein. Der Wagen fuhr weiter.

„'n Tobak gefällich?" begann der Onkel die Unterhaltung, indem er dem stramm und verlegen dasitzenden Unteroffizier eine Zigarre anbot. Dem armen Mann wurde es plötzlich weh ums Herz — die Exzellenz war ja in Zivil, wie er jetzt beim Schein des glimmenden Zündhölzchens sah — und wo war denn der große, weiße Schnurrbart in dem dicken, roten Gesicht geblieben? Der Unteroffizier holte ein Luntenfeuerzeug hervor; hell ward es im Wagen — nein, es war kein Zweifel mehr — es war eine Verwechslung. „Herr! wer sind Sie denn eigentlich?" stöhnte der Unteroffizier.

„Ei, du meine Giete, ich bin Sie der Gaufmann Klein vom alten Margte — Landesprodukten en gros und en — —" das Detail erstarb dem guten Onkel auf den Lippen. Mit beiden Fäusten hatte ihn der Unteroffizier gefaßt und brüllte „Halt", daß die beiden Fahrkanoniere erschreckt die Gäule zurückrissen. Der Wagen hielt.

„Sie infamichter Dütendreher, Sie miserabler, wenn ich wegen Ihnen eingesperrt werde, Sie Lump, Sie halbtoter, Sie miserabler, dann dreh' ich Ihnen den Hals um, daß Ihnen die Stiefel bei den Ohren rausschauen."

Während dieser kurzen, aber in energischem Tone gehaltenen Ansprache faßte der starke Unteroffizier den armen Onkel am Kragen und warf ihn in hohem Bogen aus dem Wagen hinaus, daß das Wasser aufspritzte, als der brave Kaufmann mit mächtigem Plumps in den vollen Straßengraben fiel.

„Batterie kehrt! Marsch — Galopp!" schrie der Unteroffizier, sich auf den Bock schwingend.

Vielleicht war das Versehen noch gut zu machen. Doch der Wagen war noch nicht halbwegs, als er bei einer Biegung in mächtigem Schwunge umschlug, und, demselben physikalischen Gesetz folgend, auch der Unteroffizier in denselben Graben fiel, in dem eine

6


E.Reinicke.88.

Strecke weiter oben der arme Onkel Thomas noch immer saß wie ein Frosch.

Pferde, Reiter und Wagen, alles lag drunter und drüber.

Während sich dieser Knäuel schimpfend entwickelte, näherte sich auch die Exzellenz, ebenfalls schimpfend, mit ihrem Adjutanten, während von der anderen Seite ein Reiter herangaloppierte.

Dem Unteroffizier war es gelungen, eine Wagenlaterne wieder anzuzünden, in deren Schein ein klägliches Bild hervortrat.

„Ja, sind denn da alle Hexen des Blocksbergs losgelassen!“ schimpfte der General. „Sie Esel! Was fahren Sie denn in Nacht und Nebel herum — obendrein können diese Kamele nicht einmal fahren — eine solche Schweinerei — ich will aber dreinwettern. Auf der Stelle den Wagen flott gemacht — oder ihr sollt an mich denken.“

Jetzt war Emil abgesessen, sein dampfendes Pferd haltend: „Reserveleutnant Klein meldet sich Exzellenz gehorsamst. Offizier vom Lager — Tages—dienst!“

„So!“ fuhr die grimmige Exzellenz gleich auf ihn los: „Ich mache Sie für diese ganze Schweinerei verantwortlich — diese unerhörte Bummelei kann nur ein Reserveleutnant anzetteln — glauben Sie nur zum Vergnügen einberufen — Millionenschockschwerenot!“

„Entschuldigen Exzellenz, ich weiß gar nichts“ — stammelte Emil leichenblaß.

„Das ist es ja eben,“ brüllte General Zweidotter, „gar nichts wissen Sie — absolut gar nichts.“ Grimmig tönte sein Lachen in den strömenden Regen. „Will sich damit entschuldigen, daß er nichts weiß — es ist himmlisch. Hoffentlich wissen Sie, wie Sie mich jetzt ins Lager schaffen, oder ich werde Ihrer Unwissenheit zu Hilfe kommen!“

„Exzellenz! Es wird nichts über bleiben“, nahm jetzt der Adjutant das Wort, „als daß Sie das Pferd

6*

des Herrn Kameraden besteigen. Der Wagen ist total unbrauchbar, und bis ein zweiter aus dem Lager herbeigeschafft ist, möchte es, Exzellenz, bei diesem Unwetter doch" — — —

Mit vereinten Kräften half man der Exzellenz auf die Elsa, die absolut nach dem Lager zu durchgehen wollte, während der Adjutant und Emil die beiden Sattelpferde, die an den Wagen gespannt waren, bestiegen,der Unteroffizier, der mehr einem Erdarbeiter



glich, ging mit der Wagenlaterne voran. Die beiden Kanoniere mit den Handpferden beschlossen den Trauerzug.

Unaufhörlich regnete es, unermüdlich schimpfte der General. Die Watte in Emils Uniform war durchweicht!

Wir verließen den armen Onkel als Frosch. Er hatte sich verzweifelnd in irgend einer Richtung zum Gehen gewandt und war einige hundert Schritt von der Straße weg in die finstere Heide hineingegangen, gerade als der denkwürdige Zug vorbeikam. Er hörte

den Hufschlag und kehrte wieder um. Als er plötzlich bis am Bauch im Wasser lag, vermutete er nicht mit Unrecht, daß er seinen Ausgangspunkt, den Straßengraben, wieder erreicht habe. Es blieb dem biederen Onkel weiter nichts übrig, als jämmerlich um Hilfe zu rufen. Das tat er auch aus Leibeskräften; aber schon beim ersten Ruf stand eine finstere, hohe Gestalt neben ihm. War es der Böse — nein, es war nur Mehlwurm, der nach dem Grundsatz: „weit davon ist gut vorm Schuß," sich den Gang der Ereignisse aus der Ferne mit angesehen hatte.

„Machen Se man keenen Radau", sagte er, „sonst kommt der olle Eierdotter wieder zurück."

„Mir scheint, der Schtimme nach sein Sie meinem Aemil sein Mählwurm," seufzte der Onkel. — „Gott sei Dank, ich hawe schon geglaubt, ich misse heute mei armes Läwen verlieren."

„Na, kommen Se man, Se oller Häringsfänger", replizierte Mehlwurm. Arm in Arm stolperte das edle Paar weiter in Pfützen und Lehm, durchnäßt bis auf die Haut. So mußte König Lear mit seinem Narren über die Heide gewankt sein.

Grau und freudlos dämmerte der Morgen auf, als Mehlwurm mit einer letzten Anstrengung dem erschöpften Onkel in der Baracke auf das Bett seines Herrn half.

Dieser war nicht da. Nachdem er den schimpfenden General Zweidotter untergebracht und sein Pferd versorgt hatte, mußte er wieder visitieren, dann auf der Wache den Rapport einnehmen. So wurde es 5 Uhr, als Emil totmüde sich im Kasino mit einem kleinen Frühstück stärkte und dann nach seiner Baracke ging.

Da blies es schon zum Ausrücken. Emil beschleunigte sein Tempo, er mußte seine triefenden Kleider endlich los werden. Es hatte zu regnen aufgehört und die Sonne versuchte durchzudringen. — —

Onkel Thomas hatte eine zähe Natur. Mehlwurm

hatte ihm die nassen Kleider ausgezogen, sie in der Mannschaftsküche zum Trocknen aufgehangen, und gab ihm die Tuchhose seines Herrn, darunter Socken und das zweite Paar Reitstiefel des Herrn Leutnant, da sich dessen Stiefletten als zu klein erwiesen; den Anzug komplettierte ein Drillichrock und dazu der zweite Mantel des Neffen. Als Mehlwurm sich so in Aussicht auf ein lohnendes Trinkgeld ganz nett gezeigt hatte, verließ er den Onkel, der wieder ganz munter geworden war, um das Dienstpferd des Herrn Leutnant zu satteln. Onkel Thomas war sehr befriedigt; das war doch ein Abenteuer, von dem man am Stammtisch ein halbes Jahr zehren konnte. Nur hätte er gern ein kleines Frühstück gehabt. „Hm — der Deibelsmehlwurm, hat er nich von eener Giche was gesagt — ei nadierlich, for die viele Menschen werd doch auch gegocht wern" — da hatte Onkel Thomas schon die Baracke verlassen, um die Küche aufzuspüren.

So kam es, daß Emil ihn nicht traf, als er jetzt eintrat und eiligst sich seiner nassen Stiefel und Kleider entledigte. Draußen hörte man, wie die einzelnen Batterien auf den Parkplatz rückten und anspannten. Emil beeilte sich nach Leibeskräften. Ein wohliges Gefühl durchströmte ihn, als er in trockenen Kleidern dastand; die Strapazen der Nacht waren vergessen; draußen scharrte schon das Dienstpferd Wolf, von dem schlanken Mehlwurm gehalten.

„So — ein paar neue Handschuhe — die neue Schärpe — jetzt noch die zweiten Stiefel: — — ja Sapperment! Wo hat denn der Esel wieder — — da sind sie nicht — im Kasten auch nicht — Xa—ver!"

Die Türe öffnet sich und Mehlwurms und Wolfs Kopf repräsentieren sich.

„Sie Rhinozeros! Wo haben Sie denn meine Stiefel — —?" Da stehen die Batterien angespannt, der Herr Oberst stellt sich bereits an die Spitze des Regiments.

„Wo Sie meine zweiten Stiefel haben?" brüllt Emil in Verzweiflung.

Mehlwurm ist sehr erstaunt: „Ist denn der Herr Onkel nicht da?" ist alles, was er vorbringen kann.

Das wird Emil doch zu dumm — den Onkel hat er schon auf der Heimreise vermutet; er schleudert die nasse Reithose dem treuen Mehlwurm an den Kopf — sie trifft den Wolf, der sofort zu steigen beginnt und den Stangenzügel abreißt. Während Mehlwurm den Wolf beruhigt, hat Emil den Versuch gemacht, die nassen Reitstiefel wieder anzuziehen. Armer Emil, „eh siehst du die Loire zurücke fließen," sagt die Jungfrau von Orleans. Liebster Emil — hast du schon von einem gewissen Sisyphus etwas gehört, oder von den Danaïden? Emil ist purpurrot im Gesicht. — Jetzt — jetzt —! Nochmal — frisch dran — hupp — so — ein Strupfen ist abgerissen. Emils Finger sind schwarz von nasser Wichse. — Das Regiment setzt sich in Bewegung — die Klänge des lustigen Marsches, sie schneiden Emil in die Seele. Es ist auch wirklich zum Verzweifeln; er wischt sich den Schweiß von der Stirne, die Folge ist nur, daß er auch jetzt ein schwarzes Gesicht bekommt.

Die Klänge der Regimentsmusik verklingen in der Ferne.

Da — ein Gedanke. „Mehlwurm, die Stiefel runter." Mehlwurm faßt die Idee mit Begeisterung auf: denn er sieht die schlimme Lage seines Herrn mit Teilnahme. Es ist auch wirklich das Einzige, was geschehen kann. Die andern Herren sind alle ausgerückt, die ihm ein Paar Stiefel hätte leihen können.

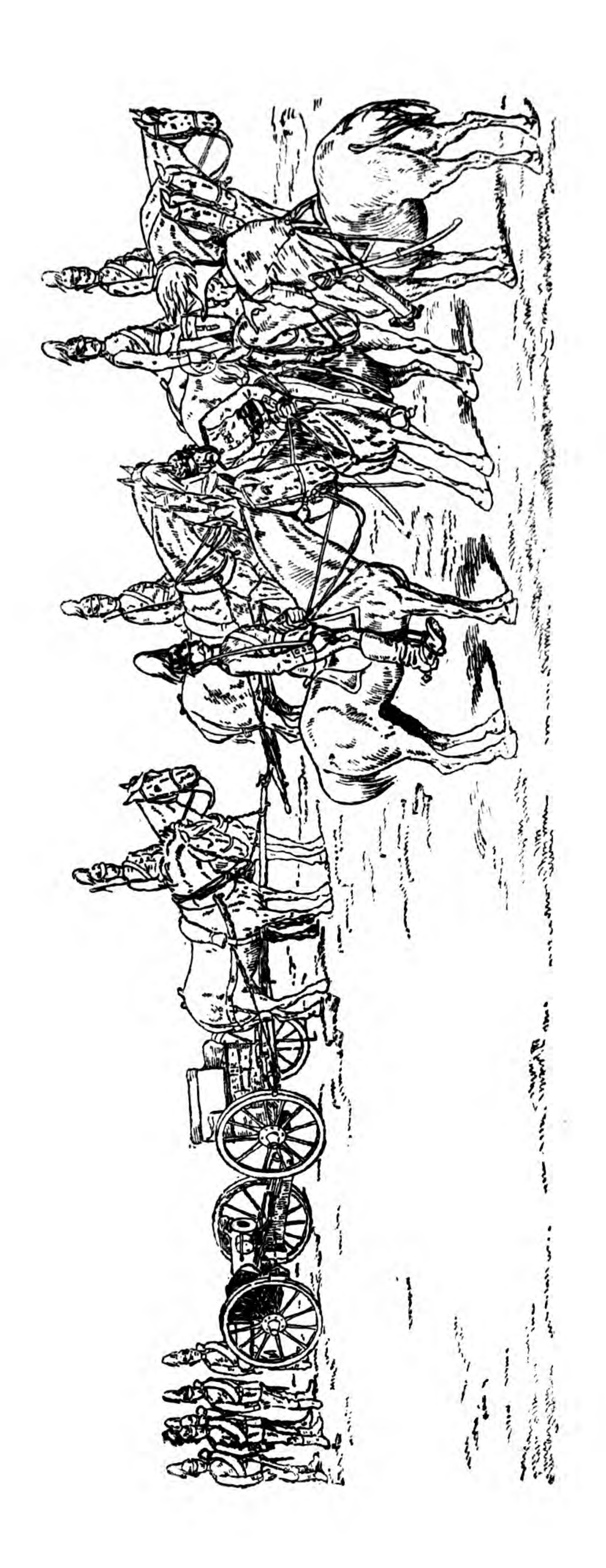
„So — das geht —." Sie sind zwar trotz des Einschrumpfens noch sehr weit; aber es sind wenigstens Stiefel, so, jetzt den andern. Eins — zwei, auf den Gaul hinauf — und fort in voller Pace. Ja, es waren Stiefel, gewiß — wenn zum Begriff Stiefel Schaft, Sohle und Oberleder notwendig ist — so waren es sicher Stiefel, wenn auch in der plumpen Urform —

es waren Stiefel. Aber diese Stiefel haben noch eine Eigenschaft. Wenn man auch gewiß nicht behaupten konnte, daß einer damit Staat hätte machen können, so gehörten sie doch dem Staat — mit einem Wort, es waren ärarische Stiefel — sie gehörten dem Ärar des Staates. Was das ausmacht — meinen Sie? Das werden wir gleich sehen.



Das Regiment war eben in der Paradestellung eingerückt, als Emil sich atemlos bei seinem Hauptmann meldete: „Schon gut, machen Sie, daß Sie in ihr Loch kommen, bevor es der Alte sieht!“

Schon kam er heran, der Grimmige. Vor Emil hielt er. „Da hängt ja ein Stangenzügel herunter, Herr Oberst, sehen Sie mal — da, bei dem Leutnant!“ Der Oberst sah hin, so aufmerksam, als sei eben ein neuer Weltteil entdeckt worden.



„Das ist doch sehr befremdlich — bei einer Paradeaufstellung — wenn ich nicht irre, ist das ja der Reserveleutnant von gestern abend. Ja, ja, stimmt alles zusammen — keine Pünktlichkeit — kein militärischer Geist — sehr schlimm!“

Damit ritt der Gewaltige die Front entlang, während der Oberst dem unglücklichen Emil einen vernichtenden Blick zuwarf.

Ohne den Kopf zu drehen, begann dann der Hauptmann daneben: „Es ist aber schon ein Skandal mit diesen Sommeronkels — gerade bei meiner Batterie muß es immer etwas geben — —“

Da ertönt das Signal „mit Batterien rechts schwenkt“ und der Parademarsch im Trab und Galopp wird ausgeführt. Alles geht wie am Schnürchen, nur der unglückliche Emil bringt seinen Wolf nicht in Trab, weil er mit den weltsgroßen Stiefeln und Sporen immer zu nah dem Gurt kommt. Der grimmige Zweidotter deutet mit ausgestrecktem Arm auf ihn, wie er vorbeigaloppiert. Der Herr Oberst schaut wieder, als wäre ein neuer Stern am Himmel aufgegangen.

Jetzt fahren einige Batterien zum Feuern auf, darunter die, bei welcher Emil ist. In voller Karrière sausen die Geschütze dahin. Hei, wie das lustig ist. Emil vergißt seine Nöten. Jetzt halt — herum schwenken die Protzen, wenige Sekunden, schon kracht der erste Schuß. Die Exzellenz war näher gekommen und stand hinter der feuernden Batterie, immer den unglücklichen Emil im Auge. Eine teuflische Idee durchzuckt General von Zweidotter, er winkt dem Oberst. „Herr Oberst, nehmen Sie an, die Offiziere der Batterie sind verwundet, der Reserveleutnant Klein übernimmt das Kommando — lassen Sie dann plötzlich Kavallerie attackieren.“

Gesagt, getan. Die Offiziere treten aus. Emil, freudig überrascht, sitzt auf und galoppiert an den linken Flügel, während ein Wachtmeister seinen Zug übernimmt. Die Batterie feuert gegen Artillerie-

scheiben auf 2000 Meter. Da tauchen plötzlich auf etwa 700 Meter 4 Scheiben auf, die bisher am Boden gelegen waren, es sind lange Bretter, auf welchen Reiter gemalt sind; sie werden durch Pferde, die seitwärts hinter der feuernden Batterie aufgestellt waren, auf Rollen und Drähten im Galopp fortbewegt. Es sieht wirklich so aus, als ob Reiter attackierten. Emil bleibt kalt. „Batterie halt“ — ruft er. Wie eine Mauer steht alles still. „Links auf die Kavallerie mit Kartätschen geladen, 500 Meter, die geladenen Geschütze Schnellfeuer.“ Bumm, bumm, krachen zwei Schüsse von Geschützen, die noch mit Granaten geladen waren. Dann harrt alles atemlos des weiteren Befehls.

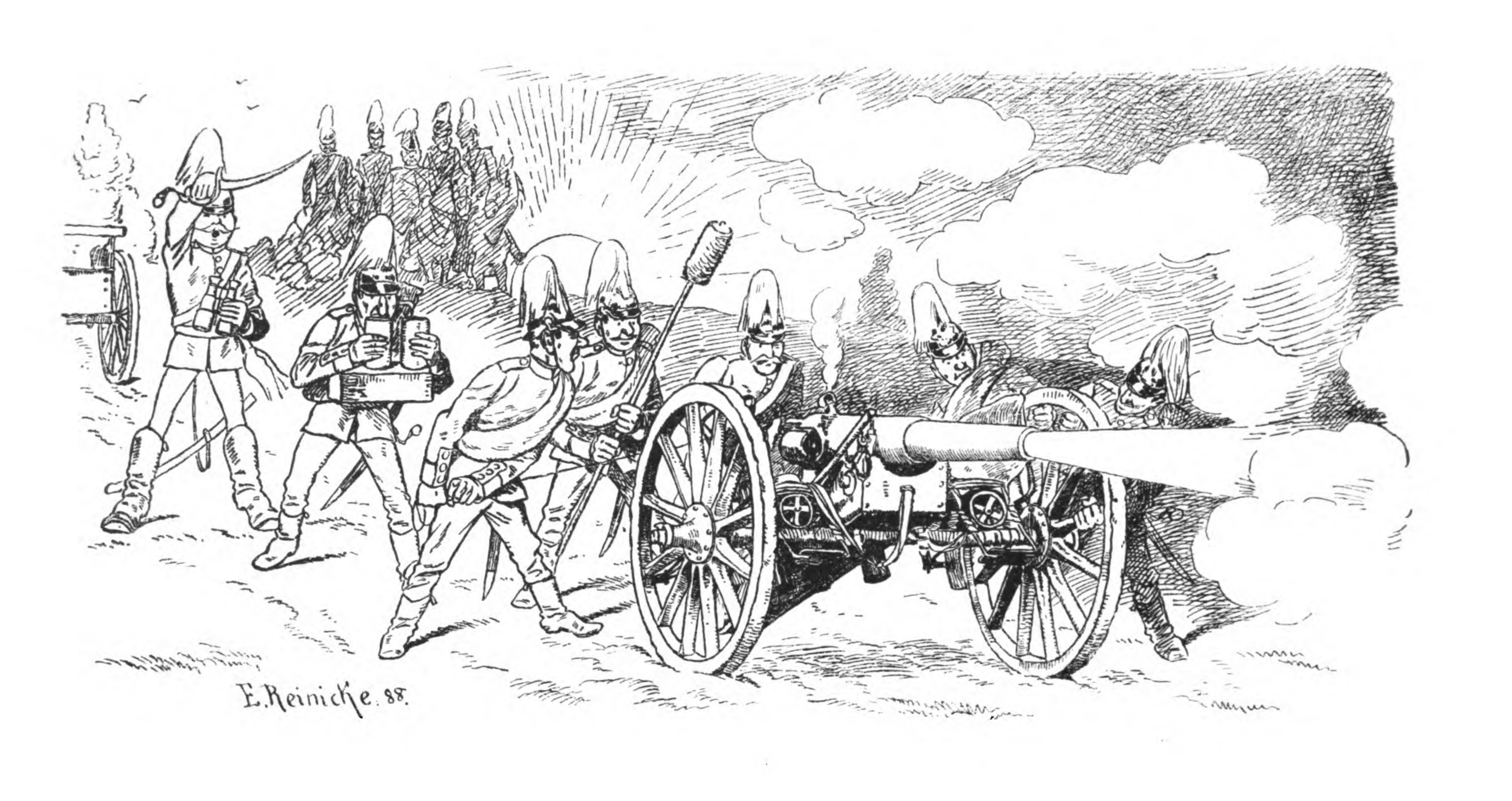
Näher kommen die Reiter auf den Scheiben.

„Batterie, Salve!“ — schreit Emil, die Schlagröhren werden eingesetzt. — „Feuer!“ Sechs Schüsse krachen, die Fetzen fliegen von den Scheiben umher, sie waren gerade in die rechte Feuerwirkung gekommen. „400 Meter!“ schreit Emil, und jetzt wird zugweise drauf losgeschossen, daß von den Scheiben nur einige durchlöcherte Bretter an die Batterie herankommen.

Emil hat seine Aufgabe glänzend gelöst. Im Ernstfalle wäre die feindliche Kavallerie vernichtet gewesen. Das Herz schlägt ihm vor Freude; er hat seine Scharte ausgewetzt.

General Zweidotter ärgert sich sehr. Er ruft die Herren zur Kritik. Unterdessen wollen wir uns nach Onkel Thomas umsehen.

Onkel Thomas wollte also ein Frühstück; aber das militärische Schauspiel fesselte ihn so sehr, daß er seinen Hunger vergaß und hinter dem Regiment drein lief. So gelangte er auf die Heide, wo ihm das exerzierende Regiment bald aus den Augen kam. Da fielen ihm seltsame Bauten auf. Es waren kleine Häuschen wie Erdwälle und rote Fähnlein flatterten darauf. „Am Ände haben se de Gichenlogalitäten


E. Reinicke. 88.

ganz do heraus gebaut — ich riech weeß dunner schon e Bratenduft." Wacker steuert er drauf los und bleibt erstaunt bei einigen ganz zerschossenen Geschützen stehen, um die herum mit Soldaten bemalte Bretter aufgestellt sind. „Das soll sie wohl die Ganoniere vorstellen? — — Ah —" Wähernd Onkel Thomas diese Entdeckung macht, sieht er in weiter Ferne eine Reihe Geschütze auffahren. Was ist das? — Auf einmal ein Blitz, eine weiße, dicke Wolke und jetzt fährt 20 Schritte hinter ihm Gras und Erde in die Höhe und was für ein sonderbares Heulen und Stöhnen in der Luft — richtig, jetzt kommt erst der dumpfe Knall des fernen Geschützes zu Gehör.

„Das war sie weeß Knebbche e Schuß —!" murmelt Onkel Thomas, während ihm der Angstschweiß auf der Stirne steht, „un mir scheint, ich bin de Scheibe."

Wieder Blitz und Wolke. Ums Himmelswillen, diesmal sieht er's deutlich vor sich, etwa 100 Meter, wie die Granate zerspringt.

„Jetzt aber Deckung," denkt der leichenblasse Onkel.

„Wollen Sie wohl gefälligst aus der Schußlinie rauskommen!" schreit jetzt eine Stimme von einem der kleinen Häuschen her, die in Wahrheit die Unterstände für die Beobachtung am Ziel waren.

„Wann Sie eenen an den Kopp kriegen — hat man wieder nichts wie Meldungen und Scherereien!"

Solche Sprünge hatte Onkel Thomas in seinem Leben noch nicht gemacht. Er war der menschenfreundlichen Aufforderung nachgekommen und gerade hinter den Erdwall gesprungen, als eine Granate mitten in das Geschütz hineinfuhr, an dem der leichtsinnige Onkel eben gestanden hatte; heulend sausten die Sprengstücke durch die Luft.

Der Onkel knickte zusammen: „Hären Sie, mei Gutester", sagte er atemlos, „haben Sie geinen Fahrblan bei sich — ich möchte Sie nur um den nächste Gurierzuch nach Dreblitz bitten."

Wir verlassen den schwergebeugten Onkel und wenden uns wieder zu dem Neffen.

Dieser saß auf seinem Wolf, der immer Lust hatte, das Pferd der Exzellenz Zweidotter zu beißen, dem er gegenüber stand, denn er mußte eben seine Aufgabe



und deren Ausführung berichten, im Kreis der sämtlichen Offiziere.

Exzellenz nahmen dann das Wort und sprachen der Weisheit viel von dem Geschehenen und was hätte geschehen können und was dann geschehen wäre.

„Die Aufgabe", schloß Exzellenz, „die dem Herrn Leutnant zuteil wurde, war eine sehr leichte und dankbare; sie wurde ziemlich korrekt ausgeführt. Haben Herr Oberst noch etwas beizufügen?"

„Möchte mir nur erlauben", sagte der wackere Oberst an den Helm langend, „beizufügen, daß ein Reserveoffizier, trotz des Mangels an Übung und Routine, — ein so glänzendes Resultat zu ermöglichen — —"

Emil, jubele nicht zu früh über dieses Lob. Siehst du nicht, wie General Zweidotter wetterleuchtet. Ist es der Rheumatismus, ist es Bosheit?

„Meine Herren" — unterbrach der General, „nachdem ich mich von Ihren vorzüglichen Leistungen überzeugt habe, möchte ich noch einen Blick in die innere Disziplin werfen; wir werden eine kleine Barackenvisitation vornehmen."

„Bei welcher Batterie befehlen Exzellenz?" sagte der Oberst salutierend.

„Gleich da bei der Batterie, welche eben abgeschossen hat." Ein Seitenblick, der nichts Gutes verhieß, traf Emil.

Im Galopp setzte sich alles in Bewegung. Die Geschütze waren schon eingerückt. Die Mannschaften erhielten Befehl, in ihren Baracken anzutreten.

Den ersten Zug durcheilte Exzellenz nur flüchtig. Auch beim zweiten war nichts auszusetzen.

Aber beim dritten Zug, was gab es da nicht alles!

Obschon die Decken tadellos lagen, zerrte Exzellenz so lange, bis eine schief lag, worauf ein Erguß von Weisheit kam. — Exzellenz beanstandete ferner, daß, obwohl noch nicht Menagezeit, bereits Hafergrütze auf dem Tische stehe — er mache dafür nicht nur den Zimmerältesten, sondern auch den Zugführer, Herrn Leutnant Klein, verantwortlich — „Sie haben Ihren Zug nicht in der Hand", war der Refrain.

„Exzellenz entschuldigen," sagte Emil frech, im Be-

wußtsein seiner Großtaten, „die Hafergrütze ist Putzkreide."

Alle Herren bissen sich die Lippen wund, der kleine, dicke General wurde rot wie ein Zinshahn.

„So — Putzkreide!" sagte er wütend, „und was ist denn das — womit entschuldigen Sie das, wenn Sie so gewandt sind — daß dieser Mann da keine Stiefel an hat, und, wenn ich da bin, — in Strümpfen steht?" Damit wies er auf eine schmale Gestalt, die am Kopfende ihres Bettes stand — tadellos in Uniform gleich den andern — — — aber ohne Stiefel. Es war Mehlwurm.

„Entschuldigen Exzellenz," sagte der Stubenälteste, „das ist der Diener des Herrn Leutnant Klein." — „Und deshalb steht er in Strümpfen?" schrie Exzellenz purpurrot. — „Herr Oberst, da muß ich denn doch bitten — da muß ich wirklich ganz ergebenst bitten — —"

Das war schlimm, wenn Exzellenz sich aufs Bitten legte.

Der Oberst machte auch ein sehr ärgerliches Gesicht.

„Wo haben Sie Ihre Stiefel?" fuhr er den unglücklichen Mehlwurm an.

Dieser schwieg wie der getroffene Stier und harrte des tödlichen Streiches.

„Entschuldigen —" wollte Emil anfangen, der ganz blaß geworden war. — Grimmig fuhr Zweidotter dazwischen: „Nun muß ich aber doch höflichst bitten, daß da nicht jeder — jeder " — heftiges Schlucken — „nicht jeder dreinspricht!" Exzellenz wurde unheimlich artig.

„Mein Sohn, wo sind deine Stiefel?" sagte er mild und gütig zu Mehlwurm, dem ganz weich ums Herz wurde.

„Der Herr Leutnant hat se an!" —

Pause. —

Starre — schreckliche Pause. Alle Blicke wurzelten auf Emils Füßen. Ja, es war kein Zweifel.

Diese Zigarrenkisten — diese Violinkästen — diese wahren Schinakeln von Stiefeln — sie konnten nur zu Mehlwurms Piedestal gehören.

Einige Herren versuchten zu lächeln; aber es erstarb, als Exzellenz von Zweidotter mit eisiger Stimme befahl, die Mannschaft sollte abtreten.

„Tut sich kein Schlund auf, das elendste der Wesen zu verschlingen", dachte Emil mit Lord Lester.

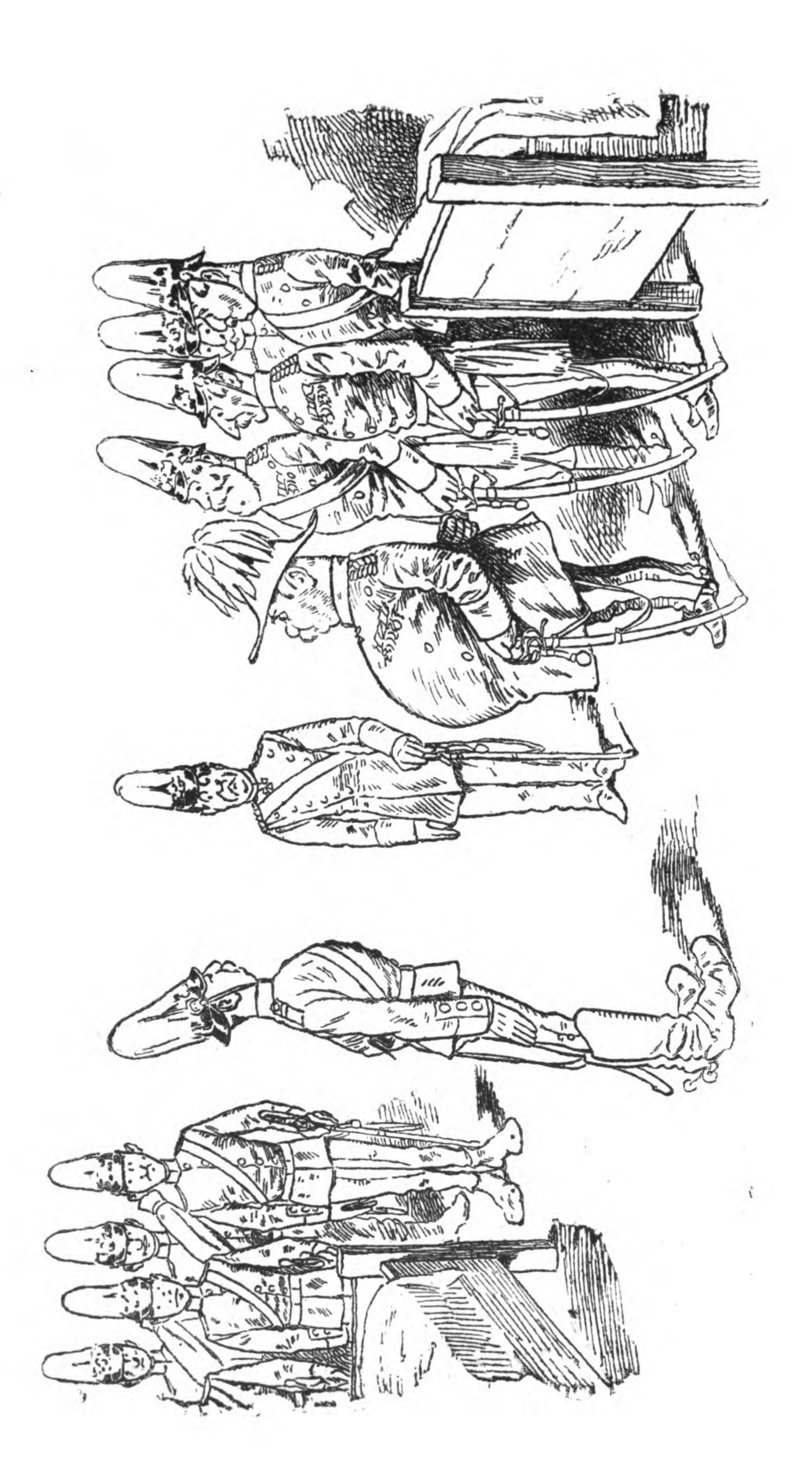
„Herr Leutnant" — süß klang dieser Ton, fast hoffnungweckend — „ich betrachte diese Sache von zwei Gesichtspunkten." — So schaute der Drache der Vorzeit das Opfer an, das ihm nicht mehr entrinnen konnte, so scherzt die Katze mit dem todeswunden Mäuslein, wie es jetzt in gesättigter Rache, für den Rheumatismus, entsprungen aus dem umgeschlagenen Wagen, um die Mundwinkel des alten Helden zuckte.

„Erstens haben Sie sich des Vergehens schuldig gemacht, einen ärarischen Gegenstand für private Zwecke benützt zu haben — bitte keine Erwiderung — die Gründe kommen für meine Beurteilung absolut nicht in Betracht." —

Der Flötenton veränderte sich jetzt in einen Ton ehernen Klanges — mitleidslos und hart:

„Ich brauche den Herren nicht darzutun, daß eine Armee nicht bestehen kann, in welcher der Offizier keine Achtung vor dem Eigentum des Staates hat!" Alles schaute zu Boden — die Sache war wirklich fatal.

„Zweitens überlasse ich es Ihrem Urteil, wie Sie das Taktgefühl eines Offiziers nennen wollen, der sich bei seinem Burschen Stiefel ausborgt —. Eine solche Schweinerei" — die Stimme kreischte jetzt im höchsten Diskant, die Artigkeit war verbraucht und los brach der Sturm — „eine so erbärmliche — krähwinkelhafte Schweinerei — übersteigt alle Begriffe!"



„Ja, Herrrrrr glauben Sie denn, Sie sind bei der Bürgerwehr älterer Ordnung! Herr Oberst, ich überlasse es Ihnen, den Herrn zu maßregeln — meinem Gefühl nach — — ich weiß zwar wahrhaftig kaum mehr, ob ich militärisch fühle, so perplex bin ich über diese Schweinerei, — meinem Gefühl nach sollte dieser Herr seine Uniform an den Nagel hängen!"

Emil fuhr ein Stich durchs Herz.

„Hören Se, des is mich ganz echal," schrie jetzt eine Stimme draußen, „lassen Se eenen Berger, där seine Staiern und Abgaben zahlen duht" — — mit diesen Worten war Onkel Thomas schon herein. „I dummer — mei liewe Ecksellenz — wie läben Sie, mei Gudester — hören Se, Ecksellenz, wann wir widder im Radskeller beim Friehschoppen sitzen, do gann ich Sie Geschichten erzählen. Die Härren müssen schon giedigst entschuldigen — der Mählwurm hat mir erzählt, wie's meine Aemil an den Grachen gehen dähte — un der arme Junge is weeß Gnebbchen echal unschuldig."

Nichts konnte mehr den Redefluß des Onkels unterbrechen, der seine getrockneten Kleider wieder an hatte und den Mehlwurm als rettenden Engel glücklich erwischt hatte.

Nun wurde es Tag!

Schließlich wurde sogar der harte Zweidotter weich, der den Onkel Thomas oft beim Frühschoppen traf und dem seine Bosheit eigentlich schon leid tat, vielleicht weil der Rheumatismus von der Erregung sich etwas zu bessern schien.

„Exzellenz", nahm der brave Oberst das Schlußwort. „Ich meine, das Manöver ist ein Bild des Krieges und im Krieg würde ich die ganze Montur meines Burschen zu leihen nehmen, wenn's not täte — daher glaube ich im Sinne Sr. Exzellenz zu sprechen, wenn ich die Handlungsweise des Herrn Leutnant Klein völlig korrekt bezeichne."

7*

Alles lachte jetzt, denn Exzellenz hatte das Zeichen selbst dazu gegeben.

„Sie sind heute mittag mein Gast, lieber Klein, und abends fahren wir zusammen, denn Sie passen nicht auf die Dummesheide — Sie könnten mir noch mehr Unheil stiften. Meine Herren, guten Morgen!" Exzellenz grüßte freundlich.

„Morrrrgen, Exzellenz", riefen die Herren. — — —



Emil und Onkel Thomas sitzen einander wieder gegenüber. Mehlwurm ist Handlungsdiener bei Klein geworden und gedeiht sichtlich unter Tante Jettes Pflege. Wenn sie dem Onkel Thomas eine Freude machen will, veranlaßt sie ihn, die Geschichte mit den ärarischen Stiefeln zu erzählen, die stets weiter ausgeschmückt wird, wie die Heldensagen der Vorzeit.

Vielleicht schreibt er sie einmal auf, die Geschichte von den „ärarischen Stiefeln".

Die drei Freier.

In der 2. Schwadron des 6. Dragonerregiments war die Rotzkrankheit ausgebrochen.

Es waren nicht einmal die Offiziere — respektive deren Pferde — davon verschont geblieben und die Schwadron konnte zu Fuß gehen, wenn sie wollte.

Gerade während zweier Rasttage im Herbstmanöver war die böse Seuche recht tüchtig aufgetreten, und so hieß es in den Quartieren bleiben, während das Regiment weitermarschierte.

Der Rittmeister Fürst Kreß-Schneß-Austerwitz war beinahe in die Luft gegangen vor Wut.

Jetzt eben an der Majorsecke, der Rotz!

Das konnte nur ihm passieren! Natürlich, wenn man nur zwei Offiziere in der Schwadron hat, von denen der eine den ganzen Tag schläft und der andere immer nur Witze macht — dazu noch einen so einfältigen Vizewachtmeister, der immer dreinschaut als wollte er ein Loch in den Boden gucken — da muß ja alles schief gehen.

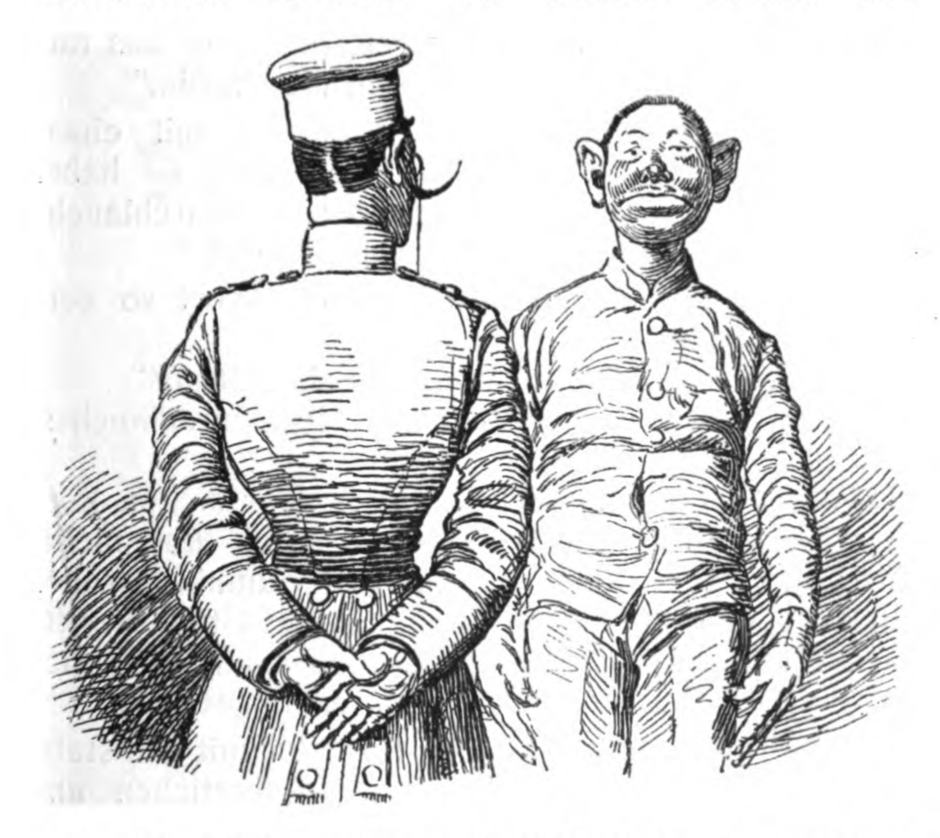
Na, mit der Beförderung war es für diesmal nichts mehr. Bei jeder Gelegenheit mußte das ja ganz reizend sich anhören. — Bei jeder Attacke, jeder Parade usw. „Hier fehlt eine Schwadron — sie ist in Kniffelshausen zurückgeblieben — Rittmeister Fürst Kreß — hat den Rotz —.“ Daß sein Name oft genug genannt werde und immer mit dem Rotz dazu, dessen durfte er sicher sein.

Kniffelshausen war ein recht romantisch gelegenes Dorf und den Dragonern war die Sache sehr, ja außerordentlich angenehm.

Anstatt im heißen Manöverfeld herumzuattackieren, konnten sie hier in dem behäbigen Dorf sich gute Tage machen, und wenn einer je um was gebetet hatte, war's, es möchte doch der Rotz nicht so bald vergehen. Auch den Herren Offizieren schien die Sache gar nicht so schlimm. Sie waren im Dominium oder Herrenhaus einquartiert, einem schloßartigen Gebäude, das über dem Dorfe auf einem buschigen Hügel stand und einen recht angenehmen Ausblick auf die waldige Gegend bot.

Der Herr Rittmeister Fürst Kreß-Schneß-Austerwitz hatte sich zwei Tage lang auf seinem Zimmer im Dominium Kniffelshausen eingeschlossen, weil er vor Ärger seine Migräne bekommen hatte. Er war überhaupt ein sehr feines, schwächliches Männchen mit seinem hocharistokratischen, schmalen Gesicht, dem mit vieler Bartwichse aufgedrehten Schnurrbärtchen, der tadellosen Taille, den weißen Händen mit den ungeheuer langen Fingernägeln, dem kleinen Fuß. Wie er so dastand — es war am Morgen des dritten Tages, hätte man ihn von hinten für den jüngsten Leutnant halten können. Aber von vorn zeigten die vielen Hahnentritte um die Augen und die scharfen Mundwinkel — wenn er das Monokel so einklemmte wie eben — daß er die 40 gut überschritten. Das Fürstlich Kreß-Schneßsche Haus war früher einmal sehr begütert, aber das war schon so lange her, daß, nachdem alles wieder so ziemlich zerbröckelt war, ein Mitglied der Nebenlinie genau 2500 Mark Jahres-Apanage bekam, und so begreift man schon, warum sich der Herr Fürst Kreß-Schneß-Austerwitz so ärgerte, daß er heuer bestimmt nicht Major wurde. — Also am Morgen des dritten Tages stand der Herr Rittmeister in seinem Zimmer und dachte nach. Vor ihm stand sein Bursche Wenzel Stranitzky aus Polen, welcher

außer einem Paar mächtig abstehender Ohren, einem geradezu abnormen Kannibalenmaul, einer dementsprechenden Nase und ganz kleinen, pfiffigen Äuglein, noch einen völlig achteckigen Schädel sein eigen nannte. An Charaktereigenschaften besaß Stranitzky, neben einem ausgesprochenen Zug für Unsauberkeit und einer Schwäche für geistige Getränke, einen unendlichen Respekt vor seinem Herrn, und



wenn Stranitzky überhaupt hätte lesen können und Schillers Don Carlos gelesen hätte und an die Stelle gekommen wäre, wo Marquis Posa sagt: „Ich kann nicht Fürstendiener sein!“ so wären ihm sicher die Ohren zu Berge gestanden — die Haare wären zu kurz gewesen. Einem Fürsten zu dienen bildete den Inhalt seines Lebens.

Sein Fürst, eine wirkliche Durchlaucht, verhielt sich seiner Meinung nach zu den anderen Menschen wie

der Hering zu den Sardellen. Er behielt auch, trotzdem er schon zwei Jahre lang „Zu Befehl, Durchlaucht!“ sagte, vor dem Wort „Durchlaucht“ einen heillosen Respekt, daß es ihm jedesmal über den Rücken lief, wenn er es aussprach.

Fürst Kreß behielt den Stranitzky auch aus diesem Grunde, obwohl er der unverbesserlichste Schmierhammel war, den man finden konnte.

„Stranitzky“, sagte Fürst Kreß, indem er das Monokel einklemmte. „Was machen die Pferde?“

„Durchlaucht,“ antwortete Stranitzky mit einem leichten Ehrfurchtsschauer, „Durchlaucht — haben Rotz — alles drei — elendiges Rotz — Durchlaucht. Aber geht schon biss'l besser, Durchlaucht.“

Niemand im Regiment sprach das Wort so gern aus wie Stranitzky.

„Wo sind die Herren von der Schwadron?“

„Durchlaucht, weiß ich nicht — bitte Durchlaucht!“

„Gut!“ winkte der Rittmeister.

Wenn Stranitzky allein hätte Spalier stehen können, hätte er es gewiß getan; so blieb ihm nichts übrig, als mit einem tiefen, ganz unmilitärischen Bückling die Türe aufzureißen. In der Stadt steckte Stranitzky nämlich immer in Zivillivree und hatte sich daher diese Kammerdienermanieren angewöhnt.

Der Rittmeister trat auf den Korridor mit den stattlichen Hirschgeweihen und alten Kupferstichen und klopfte an der nächsten Türe, wo er den Oberleutnant Graf Hans von Muggersleben einquartiert wußte.

Keine Antwort. Er klopfte nochmals.

Jetzt tat sich die Tür auf. Ein baumlanger Kerl, Fritz Eibenstrunk, der Diener des Herrn Oberleutnants, mit rotem, sommerfleckigem Gesicht, zwei hellblauen Tupfen als Augen drin, die rote Bürste tief in die Stirn gewachsen, an der einen Hand einen Reitstiefel, das Wichszeug unterm Arm und den Finger

der andern behutsam am Munde, machte ein langes, vorwurfsvolles „Bscht!“ Als er den Herrn Ritt-



meister erkannte, ließ er vor Schreck alles fallen und die Tür weit offen stehen.

Dort sah man, tief in die Kissen gewühlt, von der hellen Morgensonne beschienen, den Herrn Oberleutnant Graf Muggersleben, der schnarchte, daß die Fenster zitterten.

„Herr Leutnant," sagte der Fürst ziemlich scharf.

Ein anmutiges Grunzen war die Antwort.



„Sagen Sie Ihrem Herrn, ich sei um" — der Rittmeister sah nach seiner Uhr — „um ¼ vor 9 Uhr hier gewesen!" Damit ging er an dem erschrockenen Eibenstrunk vorüber wieder hinaus.

Schimpfen hörte man den Herrn Rittmeister fast nie, aber Einsperren, das verstand er.

Er klopfte jetzt an der nächsten Türe, wo der Leutnant Freiherr von Windbach wohnte.

„Herein!“ schrie eine speckige Stimme.

Der Rittmeister trat ein. Im Lehnstuhl lag, ein Bein über die Lehne baumelnd, eine Zigarre mit Leibbinde im Maule, eine Zeitung in der Hand, der Bursche des Herrn Leutnants: Xaver Dussel.

Der fuhr nicht übel in die Höhe.

„Wo ist Ihr Herr?“

„Zu Befehl, Durchlaucht, auf die Jagd gegangen.“

„Was für eine Jagd?!“ fragte der Rittmeister erstaunt.

„Weiß nicht, Durchlaucht. Gestern haben der Herr Leutnant 1 Hasen und 2 Wachteln mitgebracht.“

Nun wurde es aber dem Eskadronschef zu bunt. Ganz unfürstlich schlug er die Tür zu und eilte über die Freitreppe durch den Park dem Dorfe zu.

In der Nähe sah er den Vizewachtmeister Oskar Prinz auf einem Baumstamm sitzen und emsig malen.

„Vizewachtmeister Prinz!“ Der Name Prinz ärgerte den Rittmeister, so oft er ihn aussprechen mußte. Es klang so nach was, und der Kerl war doch bloß ein ganz gewöhnlicher Maler.

Der junge Soldat sprang auf.

„Ich male eine Naturstudie, Durchlaucht, da ich gerade keinen Dienst habe.“

„Was? Keinen Dienst haben Sie?“ flötete Fürst Kreß ingrimmig. „Ich will euch mal Dienst verschaffen. Das ist ja merkwürdig!“

In diesem „merkwürdig“ lag eine ganze Reihe Arrest und Nachexerzieren.

Als er durchs Dorf ging, sah er die Hälfte der Schwadron im Mühlbach angeln.

Da gab's verblüffte Gesichter.

Die sangen, was das Zeug hielt: „Was nutzet mi-i-r ein schöner Gar-ten, wenn andere drin spa-zieren gehn!“



Da kam auch schon der Wachtmeister und machte Front.

„Ah, gut, daß ich Sie treffe — die Leute sind ja recht munter!"

„Durchlaucht entschuldigen — es war nichts befohlen."

„Ganz recht. Notieren Sie mal für die nächste Woche von morgen ab folgenden Übungsplan: 8—9 Uhr nach dem Stall Fußexerzieren, 9—10 Satteln und Packen, 10—11 Veterinärunterricht, 11—12 Stall, 12—1 Monturvisitation. Nachher 2—3 Fußexerzieren, 3—4 Freiübungen, 4—5 Turnen und Voltigieren, 5—6 Unterricht über Waffenlehre. Nach dem Abendstall Herstellen der Propretät — solang es dauert. Dann werden die Halunken wohl zu angeln aufhören. Expedieren Sie sogleich den Herren die Übungseinteilung."

„Zu Befehl, Durchlaucht!"

Als der Herr Rittmeister, nachdem er noch mehrere Stunden alle möglichen Stallungen durchstöbert hatte, mittags ins Herrenhaus zurückkehrte, war auf der breiten, schattigen Veranda der Tisch mit vier Kuverts gedeckt.

Der Hausverwalter, der dem Rittmeister entgegenkam, fragte ihn, ob er es so recht gemacht hätte und ob der Herr Fürst wieder wohl seien und mit den andern Herren äßen. Er hätte alle Hände voll zu tun, denn die neue Herrschaft, die er selbst noch nicht kenne, habe sich telegraphisch angesagt und könne jeden Augenblick eintreffen.

„Wer ist die neue Herrschaft?" fragte die Durchlaucht.

„Ein ungeheuer reicher Brasilianer. Ein Herr Diaz, Holzhändler oder so was Gutes. Er habe schon vor Jahren das Dominium mit einem ganzen Komplex von Fabriken gekauft, weil er die hiesigen Waldungen zu einem bestimmten Zweck brauchte. — Ein rechter Dollarkönig, 50 Millionen sagt man ihm nach. Viel-

leicht sind's noch mehr. Seit einiger Zeit sei er in Deutschland, der Herr Diaz, und habe schon vor einigen Wochen avertiert, daß er nächstens kommen werde. Es sei ja alles bereit, aber man wisse ja, wie es geht, und Durchlaucht möge daher entschuldigen."

Damit enteilte der Verwalter und ließ den Rittmeister in tiefen Gedanken auf der Terrasse stehen: — „50 Millionen Dollars," entrang sich endlich mit einem schweren Seufzer seiner doppelreihigen Brust — „50 Millionen Dollars hat ein solcher Knallprotz und ein Fürst Kreß-Schneß-Austerwitz hat zu seinem magern Gehalt eine Jahresrente von 2500 Mark. Empörend!"

In solchen Erwägungen traf der Oberleutnant Graf Muggersleben seinen Chef. Graf Muggersleben war weit über sechs Fuß. Sein Chef reichte ihm an den zweiten Rockknopf von oben. Er hatte in seinem runden, roten, überaus gutmütigen Gesicht einen kolossalen blonden Schnurrbart. Sein kreisrunder Kopf war glatt rasiert. Seine Pferde und sein Hund bildeten den Hauptgegenstand seiner Gedanken. Schlaf und ein guter Bissen war sein Hauptvergnügen. Zu sparen brauchte er nicht, denn sein Papa war reich, und da er weiter keinen Ehrgeiz hatte, so wartete er nur darauf, einmal recht geärgert zu werden, um als Rittmeister den Dienst zu quittieren. Da er sich aber niemals über etwas ärgerte oder ereiferte, so konnte das womöglich noch lange dauern.

„Der Herr Rittmeister war so gütig, mir einen Besuch abzustatten, wie mein Bursche mir gemeldet hat!" sagte Graf Muggersleben in seiner langsamen Sprache, wie wenn ein Omnibus mit eingelegtem Radschuh den Berg herunterwackelt.

Dieser Umstand, und daß der Graf nie Durchlaucht zu ihm sagte, machten den Rittmeister immer sehr nervös. Aber er konnte nichts dagegen machen, denn er wußte sehr wohl, daß nur der Fa-

milienälteste des Kreß-Schneß-Austerwitzschen Hauses das Prädikat „Durchlaucht“ zu führen hatte.

„Äh — ja, ’morrgen, lieber Muggersleben,“ wandte sich der Eskadronchef sehr verbindlich an diesen, „wollte Sie nicht stören — schliefen so ausgezeichnet. Haben Sie die Übungseinteilung erhalten? Ah, da kommt auch Kamerad Windbach. Morrgen, ’morrgen, ich wollte Sie aufsuchen, lieber Windbach, — aber bitte, setzen wir uns doch“ — die Herren setzten sich an den Tisch und Stranitzky mit weißen Handschuhen trug eben die Suppenschüssel auf den Serviertisch, assistiert von Eibenstrunk, der ein möglichst dummes Gesicht machte.

„— Ich wollte die Herren nur bitten, sich in den angegebenen Dienst zu teilen, in der Weise, daß die Mannschaft geteilt wird und jeder der Herren mit jeder Abteilung das ganze Programm durchmacht!“

So! Jetzt war dem Herrn Fürsten wieder wohl.

Jetzt schmeckte ihm die Suppe, die ihm Stranitzky servierte. Er sah nicht einmal, daß neben den Marklößchen auch der lange Daumen des braven Polen in dem Teller sich badete.

Graf Muggersleben wollte wütend werden bei diesen Dienstaussichten. Das wäre nun eigentlich der Moment gewesen zum Quittieren.

Aber die Suppe duftete so köstlich, die ihm Stranitzky mit tief eingetauchtem Daumen unter die Nase hielt, daß er sich wieder nicht ärgern konnte.

Anders Leutnant von Windbach, dem als leidenschaftlichem Jäger diese Diensteinteilung wie eine Verbannung nach Sibirien klang. Er wurde in seinem rosa angehauchten, netten Gesicht puterrot, riß an seinem kleinen semmelblonden Schnurrbärtchen, fuhr einmal über seinen semmelblonden Scheitel, und als Stranitzky ihm mit eingelegtem Daumen die Suppe servieren wollte, blieb sein hellblaues, etwas hervorstehendes Auge auf dem Teller haften, als hätte er eine Vision. Dann richtete er es langsam aufwärts

auf Stranitzky und mit einer ganz feinen gegen die Durchlaucht gerichteten Spitze sagte er sehr lustig:

„Sagen Sie mal, Stranitzky, wo haben Sie denn das gelernt?“

„Was? Zu Befehl, pane Leutnant?“ fragte Stranitzky, dieses Kompositum von Maul, Ohren und Nase.

„Wissen Sie, wenn ich auch volles Vertrauen in die Sauberkeit Ihres Handschuhes besitze, so bleibt mir der darunter sitzende Fingernagel doch ziemlich problematisch, und ich möchte Sie bitten, die Ihnen möglicherweise verordneten Daumenbäder woanders als in meiner Suppe zu nehmen!“

Dem Rittmeister schmeckte auf einmal die Suppe nicht mehr, während der Graf ruhig weiteraß. Stranitzky verstand kein Wort.

„Pane Leutnant, bitt ich — bin ich nix verstanden,“ stotterte er.

„Schienochse!“ unterstützte jetzt Graf Muggersleben seinen Kameraden. „Du sollst deine dreckigen Pratzen nicht in die Suppe stecken!“

„Oh!“ machte Stranitzky und nahm den Teller in die andere Hand — aber der Handschuh oder der Daumen mußten nicht normal sein, wieder saß der Daumen in der Suppe.

Unterdessen hatte Eibenstrunk hochintelligent einen andern Teller gefüllt und servierte ihn auf der flachen Hand.

Das Essen ging also weiter.

„Wo ist denn der — äh — der äh — wie heißt er, der Reserve-Wachtmeister — ah, da kommt er!“ hatte Fürst Kreß nach einiger Pause das Wort ergriffen.

„Zur Stelle!“ sagte der Wachtmeister Oskar Prinz, der etwas außer Atem war.

Der Fürst betrachtete den bildschönen jungen Mann mit den regelmäßigen Zügen und dem traurigen Blick

eine Zeitlang, dann sagte er sehr mild unter leisem Vibrieren seiner aristokratischen Nasenflügel:

„Wenn Sie lieber allein essen wollen, lieber — äh — Vizewachtmeister — so genieren Sie sich ja nicht!"

„Bitte gehorsamst um Entschuldigung, Durchlaucht!" sagte Prinz ganz ruhig und ernst. „Ich mußte einen postlagernden Brief abholen!"

„Na, setzen Sie sich!"

Diesen Moment benutzte Stranitzky, seinem verschmähten Daumenteller wieder Geltung zu verschaffen, indem er ihn verächtlich dem Wachtmeister hinstellte. Er verstand überhaupt nicht, wie dieser junge Mann die Ehre, am Tische Seiner Durchlaucht zu essen, so ohne weiteres hinnahm.

Prinz schlang rasch die Daumensuppe hinunter — wüßte der Mensch oft, was er ißt — denn die andern waren schon beim Rindfleisch.

„Wissen Sie schon die Neuigkeit, meine Herren?" führte Fürst Kreß die Unterhaltung weiter, „der Hausbesitzer kommt heute an — ein gewisser Diaz, wie mir der Verwalter erzählte — Holzhändler oder Holzhacker — was weiß ich — enorm reicher Bursche — 50 Millionen Dollars."

Leutnant Baron Windbach wäre fast eine Scheibe Gurkensalat im Halse stecken geblieben bei der Nennung dieser Ziffer.

„50 Millionen Dol—ah — das ist stark — das ist, das ist — einfach röh."

„Aber, mein Lieber, lassen Sie dem Mann doch seinen Geldsack — Sie werden ihn doch darum nicht beneiden — so 'n Bürgerlicher hat ja Wege, Geld zu verdienen, die einem Aristokraten allerdings verschlossen sind!" sagte Fürst Kreß, mit großer Vornehmheit ein ganz kleines Stückchen Fleisch aus der dargebotenen Platte nehmend. „Der eine hackt Holz — ein anderer schachert — ein dritter kleckst Farben auf die Leinwand oder schmiert ein Buch zusam-

8

men, aber aus Ehrgefühl dem Staat, dem Könige zu dienen, ohne um das goldene Kalb zu tanzen, das sind den Leuten spanische Dörfer."

„Na, Sie sind ja auch so einer," wandte er sich an Prinz, „ich habe mir erzählen lassen, Sie hätten neulich ein Bild um 12 000 Mark verkauft, ganz kleines Ding, stellte eine alte Frau vor, die Rüben kocht, oder was weiß ich. Was?"

„Zu Befehl, Durchlaucht," erwiderte der Wachtmeister ruhig. „Aber gleichwohl weiß ich die Ehre zu schätzen, dem Könige 8 Wochen zu dienen, was bei mir mit einem Verluste von mehreren tausend Mark identisch ist!"

„Ich bin überzeugt, daß Sie diese Ehre zu schätzen wissen, Wachtmeister," versetzte Fürst Kreß mit leichtem Stirnrunzeln.

„Sagen Sie, Prinz," unterbrach Leutnant von Windbach, „sind Sie verwandt mit dem Kommerzienrat Prinz — wollte Sie schon lange fragen — wo es den riesigen Krach gegeben hat?"

„Allerdings!" entgegnete der junge Mann. „Ich bin sein Sohn."

„Oh — Pardon!" entschuldigte sich Baron Windbach. „Aber wer zahlt denn die ganze Sache?"

„Es ruht auf mir," sagte der Wachtmeister, tief errötend. „Ich übernahm alles. In 15 bis 20 Jahren muß alles bezahlt sein!"

„Das sind aber angenehme Aussichten für Sie!" meinte der Leutnant.

Der Wachtmeister zuckte die Achseln.

„Es wäre mir lieb, meine Herren," begann Fürst Kreß wieder, „wenn Sie meinem Beispiel folgten und diesem Holzmenschen vorläufig noch keinen Besuch machten. Es wäre doch fatal — den Gesellen, der jedenfalls nicht das geringste savoir vivre hat — täglich als Tischnachbar zu haben, da er mal unser Hausherr ist, ginge das wohl nicht anders. Überlassen Sie es einstweilen meinem diplomatischen Takt. Und —"

In diesem Augenblick erhoben sich mächtige Staubwolken drüben auf der Landstraße, Rädergerassel, Peitschenknallen. Die Herren vergaßen zu essen. Stranitzky blieb das Maul offen stehen, so daß sich ein langer Faden hinunterspann bis zum Teller mit Mehlspeise, den er in der Hand hielt. Eibenstrunk, ebenfalls offenen Maules, ohne Faden — stieß Stranitzky heimlich an: „Du, Wenzel, auf dem Bock vom ersten Wagen sitz' 'n Schlotfeger!"

Bei dieser merkwürdigen Tatsache, die nicht zu leugnen war, verdickte sich der Faden Stranitzkys, bis ein furchtbares: —

„Drecklümmel, infamer!" ausgerufen von Graf Muggersleben, ihn aus seinem Staunen riß. „Sie Schwein, was spucken Sie mir denn in die Mehlspeise? Machen Sie's Maul zu beim Servieren! Andern Teller, marsch!"

Die kleine Episode verlor sich in dem allgemeinen Staunen der andern Herren, wie sich diese lange Wagenreihe noch entwickeln werde.

„Das ist ja eine ganze nette Batterie! Sehen Sie mal, ein Neger vorne am ersten Wagen. Ein ganzer Train." Durchlaucht klemmte das Monokel immer fester.

Der Verwalter stürzte heraus und öffnete klirrend das Gittertor. Staubumwirbelt in goldener Sonnenglut bog der 4spännige Wagen ein. Ein kurzer Ruck — da stand er. Der Neger sprang vom Bock und öffnete den Schlag, während die andern Wagen vorbeifuhren nach den Remisen.

Ein älterer Mann, tadellos, elegant gekleidet, mit grauem Zylinder, steigt aus — ihm folgt — nein! Das ist — Donnerwetter! — die Offiziere sprangen auf — Leutnant von Windbach drohten die vorstehenden Augen ganz herauszufallen — der Durchlaucht blieb, wie vorhin seinem Diener, der Mund offen stehen — Graf Muggersleben hatte seine Riesenfigur erhoben und merkte gar nicht, daß er mit dem Rockärmel in

8*

der Vanillesauce stand — nur der Wachtmeister war sitzen geblieben — — —

Dem älteren, eleganten Herrn folgte nämlich eine



geradezu bezaubernd schöne junge Dame. Schlank, glutäugig, schwarzlockig, der Teint etwas südlich mit einer eigenartigen Grazie. Wie eine Erscheinung tauchte sie in den Gesichtskreis der Kavaliere. Nach

ihr kletterte noch eine ungeheuer lange, rothaarige, rotnasige, blaubrillige, plattfüßige, englische Gouvernante aus dem Wagen.

Die junge etwa 17 jährige Dame hing sich dem alten Herrn an den Arm. Sie schritten die Stufen hinan, die Gouvernante stelzte nach. Die junge Dame lachte und sagte etwas, was spanisch klang. Der alte Herr lüpfte leicht und artig den Hut. Die Gouvernante machte einen steifen Knix. Alle drei verschwanden im Haus. Der Viererzug rollte davon. Die Offiziere setzten sich und starrten sich in heller Verwunderung an.

„Haben Sie das gesehen?" brach nach einer Weile der Fürst das Schweigen. „Der Kerl hat eine Tochter!"

„Ja!" sagten die beiden anderen Herren lakonisch.

Jeder zog an seinem Schnurrbart, jeder guckte wie abwesend vor sich hin, und jeder hatte den gleichen Gedanken:

„50 Millionen Dollars!!"

Sämtliche Herren waren unverheiratet.

Eine lange Pause entstand, die Herren zündeten sich Zigarren an und bliesen nachdenklich Wolken in die Luft.

Da kam der alte Herr ohne Hut aus dem Haus.

„Ich höre soeben," sprach er mit etwas dunklem, hartem Akzent. „Sie sind einquartiert — und — oh — ich spreche schlecht — Sie seien willkomm'!"

Er streckte dem Nächsten die Hand hin, das war Maler Oskar Prinz.

„Mein Name ist Prinz," sagte dieser, sich zugleich verbeugend.

„Ruy Gomez Diaz aus Valparaiso," entgegnete der ältere Herr freundlich, seinen wohlgepflegten, grauen Vollbart streichend, der das edel geschnittene, dunkelbraune Gesicht umrahmte.

Fürst Kreß stand in Positur, wie wenn er eine Audienz zu geben hätte. Leutnant Baron Windbach ver-

stand das von früheren Gelegenheiten her. Er näherte sich dem alten Herrn und sagte in flüsterndem Hoftone:

„Ich heiße Baron Windbach, erlauben Sie, daß ich Sie Seiner Durchlaucht dem Herrn Fürsten von Kreß-Schneß-Austerwitz vorstelle! — Durchlaucht gestatten — Herr Diaz aus — äh — äh — von da drüben! Herr Graf Muggersleben."

Durchlaucht wollte eben einige herablassende Worte sprechen, aber der alte Herr, der sich leicht verbeugt hatte, und viel durchlauchtiger aussah als die Durchlaucht selbst, wies mit echt spanischer Grandezza nach der Türe und sagte: „Tretet ein — mein Haus ist das eure!"

Augenscheinlich sollten sie gleich der Tochter vorgestellt werden. Das war ja großartig.

Leutnant von Windbach triumphierte.

„Wenn sie noch nicht verlobt ist, dann wird sie Baronin Windbach. Und Sapperment, auch wenn — mit wem kann sie verlobt sein, mit so 'nem ollen Indianerhäuptling oder Steppenjäger. Einfach lachhaft! Und wenn der Alte nur eine einzige Million rausblecht — Herrgott, wie wird sich mein Schneider freuen!"

Der Baron hatte nämlich riesig viel Schulden. Heimlich schaute er in Ermangelung eines Spiegels in die Glastüre der Veranda und war sehr zufrieden.

Graf Muggersleben schritt in schweren Gedanken die Treppe hinauf, während er bemüht war, mit dem Taschentuch die Sauceflecken von seinem Rockärmel zu wischen.

„Was für ein schönes Mädel! Mama wollte ja immer, daß ich heirate. Freilich eine Bürgerliche! Aber die Dollars! Nicht nötig, aber doch angenehm. Nimm dich zusammen, Hanns. Und wär's nur, weil sie dich immer für so langweilig halten."

So etwa waren seine Gedanken.

Und Fürst Kreß?

Der dachte bloß: „Fräulein Diaz ist die Möglichkeit geboten, Fürstin Kreß-Schneß-Austerwitz zu werden. Ein solches Glück weist niemand von sich!" Er dachte schon nach, in welchem deutschen Kleinstaat er am leichtesten mit Hilfe der väterlichen Dollars die Erhebung seiner Braut und des Herrn Papa in den Adelsstand durchsetzen könne. Denn eine Mesalliance — nie!

Der Vizewachtmeister Oskar Prinz dachte in seinem Malerherzen: „Könnte ich doch so glücklich sein, diese Dame zu porträtieren! Das ist das schönste Gesicht, das ich je gesehen habe!"

Schon war man oben angelangt.

Man trat in einen eleganten Salon. Mit entzückender Liebenswürdigkeit nahm die junge Dame die Vorstellung entgegen.

„Meine Tochter Dolores!" sagte Papa Millionär.

„Miß Inverneß, meine treffliche Erzieherin," fügte Dolores in fließendem Deutsch dazu.

Man setzte sich. Der Mohr reichte Zigarren und Likör herum. Der alte Herr besprach mit dem Wachtmeister die Bilder des Salons, der noch vom vorigen Besitzer stammte.

Hanns Graf Muggersleben besann sich wie verzweifelt auf etwas Geistreiches. Er hatte einmal schüchtern gefragt, ob es drüben recht heiß sei. Dolores hatte geantwortet: „O ja!"

Und seitdem war es aus. Es fiel ihm absolut nichts mehr ein. Um so mehr ärgerte er sich über Kamerad Windbach, dem der Honig süßer Reden nur so von den Lippen floß. Der plauderte ausschließlich mit Dolores von Bällen und Theater, von Rennen und der Residenz, von Hof und Festen, das ging nur so herunter — während der arme Fürst Kreß absolut sich von Miß Inverneß nicht losmachen konnte. Sie hielt ihn wie eine Spinne am Faden des Gespräches fest.

„Oh my father was baronet in Glostershire and —

„Ich verstehe nicht Englisch!“ wollte der Fürst sich retten, obwohl er es wie Wasser sprach, aber da kam er schön an:

„Oh, ich spreche viell lieber Deutsch — oh, hören Sie — maine Famülie ist sie von die höchsten Adel in Ingländ. Au Yes und usw.“ Endlich ein rettender Gedanke.

„Pardon, wenn ich störe,“ flötete der Fürst, „aber ich muß meine Herren an den Dienst erinnern!“

Na, die langen Gesichter von den beiden Herren!

„Was ist das!“ rief Dolores, ihre Locken schüttelnd, „Sie bleiben auf der Stelle sitzen! Hier habe ich zu befehlen. Nicht wahr, die Herren brauchen nicht fort, bitte, bitte?“ fügte sie mit einem Kinderlachen bei.

Dem Rittmeister wurde es ganz eigen. Auf keinen Fall durfte er es bei ihr verschütten. Er gab lächelnd seine Zustimmung, obwohl er innerlich wütete.

Fröhlich fuhr Windbach zu plaudern fort. Er ließ bereits seine Glotzaugen spielen, hatte bereits einige erlogene Jagdabenteuer mit Glück angebracht, während Muggersleben zweimal mit einem „ja, ja!“ sich in das Gespräch zu drängen versuchte, was völlig erfolglos blieb.

Endlich wurde dem Fürsten Kreß die lange Miß Inverneß unerträglich. Mit einem kühnen Sprung war er mitten in die Unterhaltung zwischen Dolores und Windbach geplatzt:

„Wie ich höre, sprechen Sie vom Rennen, hat man drüben auch Sport?“ wandte er sich gütig herablassend an Dolores.

„Gewiß,“ sagte diese. „Aber wilder wie hier. Wir jagen auch zu Pferde. Nicht wahr, Papa?“

„Ja, ja, mein Tochter wildeste Reiterin ist!“ erwiderte Sennor Diaz.

„Unsere Pferde haben den Rotz!“ platzte jetzt Graf Muggersleben hinein. Endlich war ihm etwas eingefallen. Es schien aber keine Wirkung zu machen.

„Sehr schade," sagte Fürst Kreß, „daß wir zurzeit kranke Pferde haben. „Wir hätten — respektive ich, da meine Herren nicht Zeit haben werden — ich hätte mir ein Vergnügen daraus gemacht, gnädiges Fräulein auf einem Ritt in die Umgebung zu begleiten."

„Oh, wir haben Pferde genug mitgebracht", jubelte Dolores; „oh, morgen halten wir eine Jagd — aber alle — das ist eben recht, ein Feld von 5 Pferden. Das geht. Papa muß zuhause bleiben, er hat immer so angst um mich. Ha, ha, ha! Angst? Zu Pferd bin ich sicherer als zu Fuß. Abgemacht, morgen früh nach dem Frühstück große Jagd!"

„Nach was jagen wir aber?" fragte Windbach.

„Ich reite voraus und Sie jagen nach dem Glück!" entgegnete Dolores schelmisch. —

Im Dorfe stand seit 2 Uhr die Schwadron aufgestellt. Als es ½3 Uhr war, kam dem Wachtmeister eine Idee. Er gab das Kommando an Sergeant Kümmelbock und verschwand im Quartier. Als es 3 Uhr schlug, hatte auch Kümmelbock eine Idee. Er gab dem Unteroffizier Scheibling den Oberbefehl und ging ins Wirtshaus. Dieser hatte auch eine Idee: Er stellte sich vor die Front und sagte folgendes: „Ihr elendes, rausgefaßtes, schmieriges Kommißgesindel, euretwegen soll ich mich da in die Sonne stellen und soll euch Fußgalopp machen lassen, ihr krummhaxigen Bauernfünfer? He! Das kann ja dem dümmsten unter euch nicht einfallen. Wenn unter euch kannibalischen Strohsackdrückern Treu und Glauben wäre, dann wollten wir e wenig Wachdienst üben. Da wollte ich zum Beispiel sagen: Hier, 's Wirtshaus, das stellt das Wachlokal vor. Verstanden? Dort drüben am Dominikum wird der Feind vermutet, paßt auf, ihr rotzkranken Schimpansen. Jetzt geht der erste auf den Posten, nämlich auf den Kirchturm — Sie, Schmitzmüller — und der zweite — Sie Piesedalk — bleibt herunter stehen und

glotzt hinauf. Wenn nun vom Feind was sichtbar wird, dann macht der ein Zeichen und der andere mit „Marsch, marsch" ins Wirtshaus, will sagen Wachlokal, und dann wird angetreten wie der Blitz. Ins Wachlokal. Abtreten!"

Hui, war das Wirtshaus voll von lustigen Dragonern! —

Eine herrliche Morgensonne faßte Dorf, Herrenhaus, Wald und Flur in ihre goldenen Strahlen. Selbst ein frischer Morgen, sprang Dolores die Stufen der Freitreppe hinunter auf die Gruppe Kavaliere zu, welche, die Reitpeitsche unter dem Arm, die Zigarren im Munde, die gesattelten Pferde lebhaft besprachen.

Das waren in der Tat tadellose Tiere.

„Buenos dias, meine Herren!" lachte Dolores, „frisch aufgesessen!"

Muggersleben, der heute früh schon über eine Stunde nachgedacht hatte, ein recht artiges Kompliment auszusinnen, war der schöne Satz abgeschnitten. Auch die andern kamen nicht zu Wort. Wie der Blitz saß Dolores im Sattel auf einem prächtigen schlanken Fuchsen, den der Neger Jim bisher gehalten hatte.

Der Wachtmeister Prinz und Leutnant Baron Windbach waren die nächsten im Sattel. Sie ritten 2 schöne Braunen. Dann saß Fürst Kreß auf. Sein Tier war ein ziemlich feuriger Grauschimmel, der Lust zeigte, den Voraustrabenden auf den Hinterbeinen nachzutanzen. Dann kam Muggersleben auf einem sehr hohen Rappen, den er wegen seiner Figur beansprucht hatte.

Die Gesellschaft trabte zuerst in flottem Tempo auf der Landstraße dahin. Die Pferde brauchten tüchtige Schenkel, um ordentlich an die Hand zu gehen. Die Herren waren aber vorzügliche Reiter und brachten die mutigen Tiere bald in richtige Gangart.

„Sennores!“ rief jetzt die kecke Reiterin, „Attention! die Jagd beginnt. Wer mir nicht überall nachreitet, der ist kein Mann!“

„Gnädiges Fräulein!“ antwortete Baron Windbach fast erregt: „Wo eine brasilianische Dame hinreitet, da wird ein deutscher Reiter auch nicht refusieren!“

Die anderen Herren stimmten lebhaft bei. Man ritt jetzt von der Straße ab auf einer prächtigen Wiese in kurzem Jagdgalopp.

„Bravo, Sennores!“ lachte Dolores, ihre blitzenden Zähne zeigend. „Also die Jagd nach dem Glück!“ Damit gab sie ihrem Fuchs einen Schlag mit der Peitsche und heidi, dahin ging's in voller Flucht. Die Herren ließen die Zügel nach, beugten sich vor und flogen dahin auf dem herrlichen Plan, daß die köstliche Morgenluft flatternd um die Ohren sauste.

„Wundervoller Ritt,“ sagte Durchlaucht, der Gurt an Gurt neben Windbach dicht hinter Dolores daherbrauste. Eine Länge hinter ihnen kam Prinz und Muggersleben, der sich umsonst bemühte, seinem großen Rappen den Kopf hereinzustellen.

Noch einige hundert Meter, dann endete die Wiese. abgeschlossen von einem hohen Staketenzaun.

Windbach wollte eben sagen: „Ich glaube gar, sie nimmt das Hindernis!“ Da ritt Dolores schon pfeilgerade drauflos. Wie ein Hirsch flog das edle Tier mit seiner leichten Bürde drüber weg.

„Hopla!“ rief die Reiterin aus und drehte sich lachend um. Da sah sie zwei tadellose Sprünge, ausgeführt von Durchlaucht und Windbach, die gleichzeitig hoch durch die Luft sausten auf ihren Pferden, dann drei Sekunden später Muggersleben und Prinz ebenfalls in prächtigem Sprung weit zurückgelehnt, sicher landen. „Ah, gnädiges Fräulein — erlauben Sie, daß ich Ihnen meine —“ sagte Durchlaucht, er wollte sagen Hochachtung ausspreche. Im selben Moment machte der Grauschim-

mel einen langen flachen Satz über einen Graben gleichzeitig mit Dolores und Windbach. Durchlaucht



verlor den linken Bügel. Er hatte vor lauter Bewunderung einen Graben übersehen. Er beschloß,

seine Komplimente aufzusparen, denn das Terrain wurde immer schwieriger. Es kam jetzt ein Sprung nach dem andern, lauter Zäune und Gräben. Man war etwa 8 Minuten so geritten. Die Pferde begannen tiefer zu schnauben. Durchlaucht fischte beständig nach dem linken Bügel mit seinem kleinen Fuß. In einem Bügel eine derartige Jagd auszusitzen, war immerhin ein Kunststück.

Jetzt ging es schief die Anhöhe hinauf durch dünnes Gehölz. Hei! wie die Zweige krachten. Dolores' Hut blieb an einem Ast hängen.

Wachtmeister Prinz fischte ihn im Vorbeireiten und behielt ihn in der rechten Hand, das edle Tier unter sich mit der linken Hand steuernd.

Hurra! nun ging es die Anhöhe wieder hinunter.

„Rutschpartie!“ rief Windbach lachend. In der Tat rutschten die Pferde mehr auf den Hinterbeinen, als sie liefen.

Drunten angelangt kam ein Bach.

Wie das Wetter sauste Dolores hinüber, dann kam Windbach, dann Prinz, dann Durchlaucht, welchem beim Durchreiten des Gehölzes auch der zweite Bügel zu Verlust gegangen war. Er hatte jetzt beide Bügel heraufgeschlagen.

„Bravo, Herr Rittmeister!“ rief Muggersleben, als der kleine Fürst bügellos den Sprung über den Bach machte, ohne im Sattel zu wanken. Dabei versah er einen Moment seinen widerspenstigen Rappen zu versammeln und schwupp! blieb dieser vor dem Bach stehen. Wenn Muggersleben nicht so fest gesessen wäre, das hätte schön ausfallen können.

Sporen, Peitsche. Alles umsonst. Der Rappe fing zu bocken und zu tanzen an, aber hinüber sprang er nicht. Er ging auch nicht ins Wasser. „Verdammtes Mistvieh!“ rief der hünenhafte Graf und drückte mit seiner herkulischen Schenkelkraft.

Jawohl! Bolzengerade stieg der Rappe in die

Höhe, aber hinüber sprang er doch nicht. Derartige Fälle enden damit, daß gewöhnlich nach anderthalb-



stündigem Kampf es dem einen oder dem andern zu dumm wird, entweder dem Reiter oder dem Roß, und dann einer nachgibt.

Die andern waren weit voraus. Immer noch gut beisammen.

„Wir reiten bereits 18 Minuten!“ sagte Windbach, „und wahrhaftig ein höllisches Tempo! Wenn ich mich nicht schämte, würde ich langsam zu schwitzen anfangen!“

„Ich fange an, Seitenstechen zu kriegen,“ lachte Prinz, der in seiner Nähe dahinjagte. Rittmeister Fürst Kreß war jetzt der letzte.

„Durchlaucht. Wo bleibt man?“ schrie Dolores, „oh, und wo ist der lange Graf?“

Fürst Kreß wichste seinem Grauschimmel mit der Peitsche eins über und schoß an den andern vorbei an Dolores' Seite. Damit war es aber aus mit der Herrschaft über das Tier. Er fühlte, wie es unter ihm planlos durchging.

„Sie hätten nicht schlagen sollen!“ rief Dolores, die noch kaum außer Atem war, mit hochroten Wangen. „Falada geht immer durch, wenn sie geschlagen wird!“

„'s ist ja recht nett von dem Biest!“ replizierte Durchlaucht, indem er verzweifelte Paraden machte. Dolores mußte ihr Pferd mächtig anfeuern, um dem Fürsten auf der planlos durchgehenden Falada zu folgen.

„Wenn man nur — —“ hopla, ein Sprung, über einen Torfgraben. Man ritt jetzt durch mooriges Terrain. „Wenn man nur“ — wandte sich Fürst Kreß zurück, der vollkommen kalt blieb, „ein paar Meter ebenes Feld hätte, dann wollte ich mal mit einer Stockzahnparade nachhelfen, die nicht von schlechten“ — hopla — wieder ein Graben — „die nicht von schlechten Eltern wäre,“ vollendete der Fürst jenseits.

„Attention!“ rief Dolores, jetzt ihr Pferd rasch nach rechts steuernd.

Ein 10 Meter weiter Graben mit schwarzem Moorwasser gähnte auf einmal ganz tückisch.

Dolores konnte ihren Fuchs noch scharf rechts vorbeidrängen.

Der Fürst aber mußte auf dem führungslosen Pferd geradeaus reiten. Blitzschnell mußte er sich entschließen, das kolossale Hindernis um jeden Preis zu nehmen. Er drückte die Sporen ein, ein sausender Hieb mit der Peitsche. Einen mächtigen Satz tat das edle Tier. Aber es war unmöglich. Mit den Vorderhufen reichte es an den jenseitigen Rand und plumpste dann mit seinem Reiter in das schwarze Moorwasser, daß es hoch aufspritzte.

Als Fürst Kreß sich gar nicht ohne Gefahr zu ertrinken glücklich herausgewuzelt und die niederträchtige Falada an Ohren und Mähne sich nachgezogen hatte und beide schokoladebraun und triefend dastanden, da wollte es ihm wehmütig vorkommen, daß er ein solches Pech haben mußte.

„Die schneidigsten Reiter haben das meiste Pech!" sagte er, wie um sich selbst zu trösten. Und nach einer nachdenklichen Pause fügte er mit einem Seufzer hinzu: „Fünfzig Millionen Dollars!"

„Was liegt — liegt!" hatte Windbach gerufen, gemäß dem alten Gesetz beim Parforcereiten — als der Fürst kopfunter gegangen war.

Dolores wurde jetzt wirklich ganz toll voll Ehrgeiz, denn sie sah wohl, daß die beiden zurückgebliebenen Herren trotz ihres Mißgeschickes brillante und kühne Reiter waren.

Wenn die beiden andern noch purzelten — natürlich ohne Schaden zu nehmen — das wäre ihr das liebste gewesen. Keiner hätte ihr zu folgen vermocht. Ihre Haare flatterten im Wind, ihre Augen blitzten. Die Pferde fingen schon zu keuchen an, und leichter Schaum wurde auf den Flanken sichtbar. Man galoppierte jetzt 25 Minuten. Oskar Prinz, der solche Ritte noch nicht oft mitgemacht hatte, tanzte schon das Feuer vor den Augen. Aber die schöne Reiterin vor ihm kam ihm jetzt wirklich wie eine

lockende Beute vor, der man nachjagen mußte auf Tod und Leben. Man war jetzt wieder auf ebenes Terrain gekommen — ein Ackerfeld, das in der Ferne von einer ansehnlichen Steinmauer begrenzt war.

„Wie lange soll das denn noch so fortgehen?" dachte Windbach, dessen Hoffnungen beim Sturz des Rittmeisters um 50 Prozent gestiegen waren. Wenn jetzt nur noch der Ölfarbenkleckser kopfunter ginge, dann wäre ich beim finish Hahn im Korbe. Dann würde ich unter allen Umständen den passenden Moment zu einer Erklärung erwischen.

Man näherte sich der Steinmauer. Die Pferde nahmen das Hindernis scharf an. Dolores voraus.

Das galt einen gefährlichen Sprung.

Der Wachtmeister wollte ihr ein Halt zurufen, aber er fürchtete, sie zu stören. Er seinerseits war sicher, an dieser Steinmauer das Ende seines Rittes zu finden, wenn er auch weitaus das flüchtigste Tier von allen zufällig erwischt hatte. Die Mauer gab nicht nach, wenn das Pferd hängen blieb. Er ließ alles locker, bloß auf den Sturz gefaßt — und darüber war er, heil und gesund!

Dolores' Fuchs blieb mit den Hinterfüßen hängen. Einen Moment schien es, als wollte er stürzen, raffte sich aber wieder auf, von der festen Hand emporgerissen, und jagte weiter.

Windbach hatte das Tempo ein wenig verlangsamt, faßte, tadellos sitzend, alle seine Nerven- und Muskelenergie zusammen, ließ im richtigen Moment die Zügel nach, stand in den Bügeln, um das Pferd zu entlasten und gab einen flotten Streich mit der Peitsche. Ein Sachverständiger hätte gesagt, er sei wunderbar angeritten.

Jetzt — hoppla — hinauf — und, oh, verdammt, er flog, sich vom Sattel trennend, hoch im Bogen in die Landschaft hinein.

Daran war Dolores schuld.

Ihr Fuchs hatte ein paar Steine losgerissen, als er

9

hängen blieb, die langsam herunterkollerten, als Baron Windbach setzte — daran schreckte sich sein Tier und machte während des Sprunges eine plötzliche Linkswendung, die nach dem Gesetz der Beharrung den armen Windbach geradeaus schleuderte.

Auch der Gaul kam zu Fall und stand einen Augenblick Kopf.

Der Boden war weich und Baron Windbach stand unverletzt auf, obwohl er einen schändlichen Schmerz in der Schulter spürte.

„50 Millionen Dollars!" war sein erstes Wort. „Türkenmohrenschockschwerenot, hätte nicht der Schmierpinsel da 'rüberrutschen können. Fällt sich ja janz anjenehm auf Vaterlands Erde. Da jagen sie dahin! Der Tölpel hat das beste Pferd erwischt! — mit so 'ner ausgepumpten Mähre, die vor eenem ollen Ziegelstein Krämpfe kriegt, muß man ja überkullern. Ist das nu det janze Resultat vor diesen Jespensterritt. 50 Millionen Dollars — fast schon in der Hand jehabt — von der reizenden Kleinen gar nicht zu reden, in die man sich ja einfach verkeilen muß, wenn man sie nur reiten sieht! 50 Millionen Dollars! Scheußlich, scheußlich, scheußlich!!"

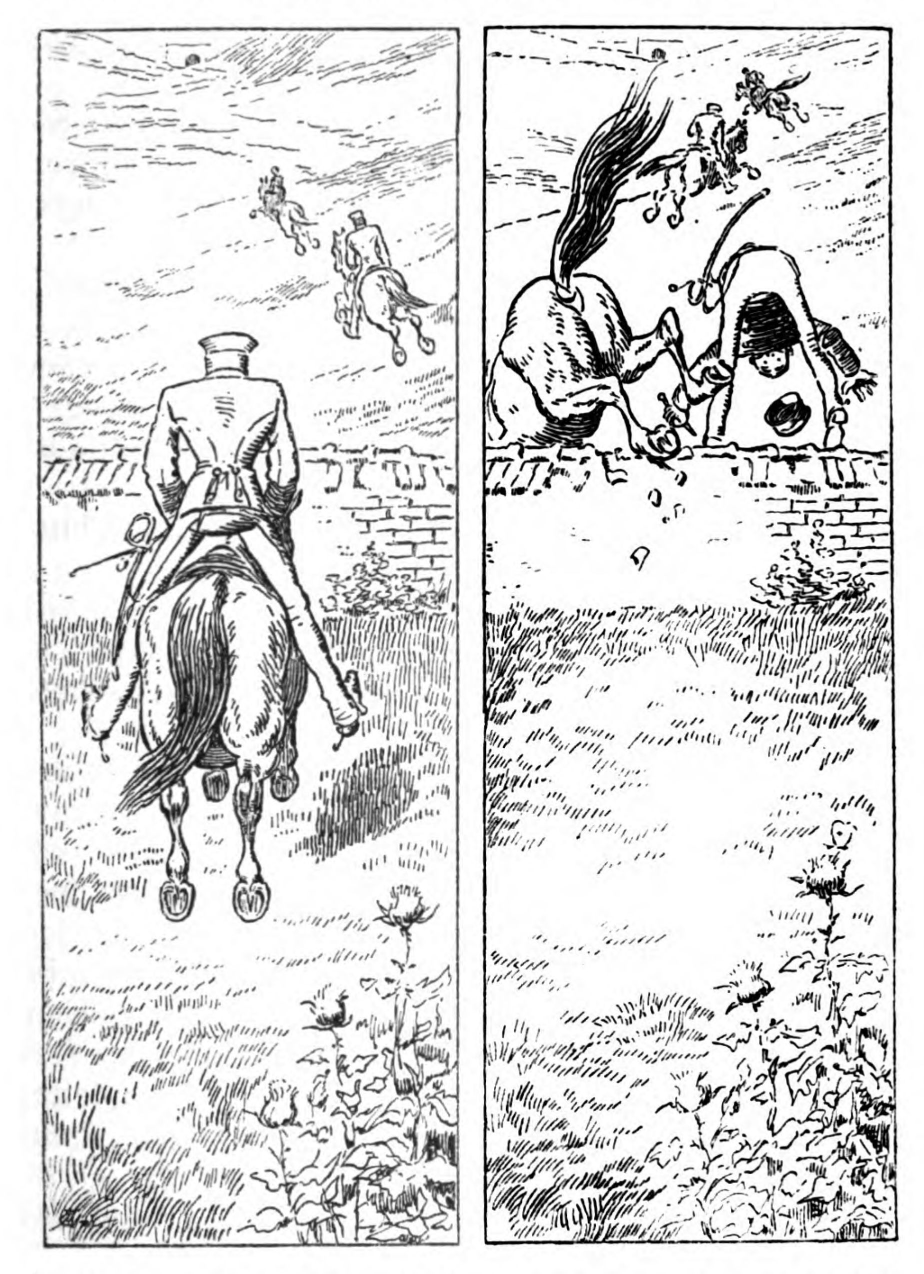
„Was liegt — liegt!" ja sehr richtig. „Man soll den Deibel nicht an die Wand malen, geh' mir weg, du brasilianische Schindmähre!" wandte er sich an das Pferd, das sehr betucht neben ihm stand. „Du hast was gegen mich, das habe ich dir gleich angesehen!"

So schimpfte Baron Windbach noch lange fort.

Dolores und Prinz jagten weiter.

Dieser biß die Zähne zusammen und beschloß, eher bis zum Umfallen zu reiten, als sich von einem Weib besiegen zu lassen. Dolores hatte schon längst genug. Sie fand kaum mehr Atem. Aber das hätte sie nicht um alles in der Welt eingestanden. Sie wollte, sie mußte behaupten können, daß man sie zu Pferd

nicht einzuholen vermöge. Dem Wachtmeister kam zustatten, daß Dolores' Fuchs seit der Steinmauer beträchtlich nachgelassen hatte. So blieb er knapp



an ihrer Seite. Unaufhaltsam weiter ging die wilde Jagd jetzt über Ackerboden gerade auf den Bahndamm zu.

9*

„Den Bahndamm nehmen wir noch, dann ist Halali," rief Dolores, welche einsah, daß ihre Anstrengung nichts nützte und diesmal der Braune den Fuchs, der immer mehr schäumte, überholen würde.

„Nicht den Bahndamm," schrie Prinz, „der Zug kommt!"

„Extra! Wir kommen noch hinüber! Bleiben Sie zurück, wenn Sie Furcht haben!" keuchte Dolores, ihren ganzen Trotz aufbietend, nicht besiegt zu werden.

„Das ist Wahnsinn!" rief Prinz in heller Verzweiflung. „Der Zug ist im Tunnel. Man hört es ja!"

Die Stelle, wo der Bahndamm genommen werden konnte, war knapp vor dem Tunnel. Dolores steuerte drauflos, ohne zu beachten, daß am Bahnwärterhäuschen die beiden Zeiger aufgezogen waren.

„Hören Sie doch — der Zug ist im Tunnel, ich bitte Sie — ich befehl' es Ihnen, halten Sie!"

„Befehlen!?"

Da kam er recht. Dolores biß die Unterlippe blutig und gab dem Fuchs als Antwort einen Peitschenschlag.

Noch 100 Meter von der Barrière, an welcher der Bahnwärter steht und offenen Mundes die heransausenden Reiter anstarrt.

„Dolores!!" schreit Oskar Prinz, außer sich über die Tollkühnheit dieses unvernünftigen Kindes.

Schon ist das dumpfe Rollen des Bahnzuges im Tunnel zu einem mächtigen Dröhnen angewachsen.

Dolores hört es nicht. Ein unbezwingliches Verlangen, noch hinüberzukommen und den Begleiter zurückzulassen, brennt in ihr. Sie kann nicht mehr wenden und kostet's das Leben.

Noch 50 Meter! Im nächsten Moment muß der Zug hervorbrausen.

Oskar Prinz wurde es kalt ums Herz. Alle Kraft zusammennehmend, den Hut, den er bis dahin krampfhaft gehalten hatte, flattern lassend, hieb er mit der

Peitsche auf sein Pferd und warf es nach vorn. Nur noch wenige Schritte — er sieht im Tunnel schon die Glut der Lokomotive — er beugt sich über, um den Zaum des Fuchses zu ergreifen — Dolores merkt die Absicht — sie peitscht wie toll — jetzt kommt im nächsten Moment der Sprung über die erste Barrière — da läßt der junge Mann die Bügel los und wirft sich mit beiden Händen, den Zaum des Fuchsen fassend, aus dem Sattel — —

Alle 3 überkollern sich knapp vor der Barrière — der Fuchs — der Wachtmeister und Dolores — — der Schnellzug braust vorüber, daß die Erde bebt.

Dolores hatte den Tod vorbeirauschen fühlen. Der Zug hätte sie unfehlbar erfaßt. Sie stand auf, leichenblaß, und wischte die Erdteile von ihrem Reitkleid. — Prinz, ebenfalls blaß von dem heftigen Schmerz am Knie, auf welches ihn der Fuchs getreten hatte, knüpfte den zerrissenen Zaum zusammen und half Dolores in den Sattel.

„Schämen Sie sich!“ rief Oskar Prinz in plötzlich ausbrechendem Zorn.

Dolores starrte ihn an, wie vom Blitz getroffen. Das wagte man ihr zu sagen!

„Caramba!“ lispelte sie, während ihr das Blut in die Wangen schoß. Er hatte zwar recht. Es war tollkühn — frivol gewesen — ihr Vater fiel ihr plötzlich ein. — Aber er brauchte ihr das nicht zu sagen. — — —

Sie war eben im Begriff gewesen, dem kühnen Reiter zu danken — nein, es wollte nicht von ihren Lippen. Was war denn das für ein Gefühl, das sie jetzt fast ängstlich überkam — oh, jetzt wußte sie es — ja, sie haßte diesen Menschen, der sich ihrem Pferd in die Zügel warf. Was ging sie ihn denn an? Sie, die gefeierte Dolores, sich schämen — vor diesem Unteroffizier. Ja, sie haßte ihn bestimmt.

Oskar Prinz hatte sein Pferd wieder eingefangen und ritt einige hundert Schritte hinter Dolores drein,

die den Heimweg eingeschlagen hatte. Welcher Mut, welcher Trotz in diesem schönen Haupt — ah, wie glücklich war er, sie der Gefahr entrissen zu haben!

Ja, jetzt wußte er es, seit dem Augenblick, wo sie am Arm ihres Vaters die Treppe heraufkam, seit dem Augenblick liebte er sie. —

Eine Viertelstunde mochten sie so geritten sein, als sie auf Baron Windbach stießen, der sehr erfreut war, als er an den Spuren sah, daß die beiden auch die Mutter Erde geküßt hätten.

„Ist ja gar nicht anders denkbar!" versicherte er, sich an Dolores rechte Seite setzend. „So 'ne Jagd ist in 100 Jahren keine geritten worden. Von einer Dame bestimmt nicht!"

Und nun gingen die Komplimente los, Windbach schwamm wieder munter oben.

„Sapristi! Da weidet ja der Grauschimmel und da liegt ein Mann am Boden!" sagte Windbach plötzlich. „Sieht aus wie 'n Erdarbeiter. — Jetzt läuft er davon und versteckt sich im Gebüsch — oh, das ist ja Durchlaucht — verdammt und zujenäht — ganz braun in braun. Das beste ist, wir haben gar nichts bemerkt und schicken ihm sofort einen Wagen 'raus, sonst ärgert er sich wütend."

Durchlaucht war bei Annäherung der Kavalkade in ein Versteck geflohen. Er hatte seine Reitstiefel ausgezogen und sich an die Sonne zum Trocknen gesetzt, aber an die Füße bekam er die Stiefel nicht mehr. Sich so vor Dolores sehen lassen? Nein! Lieber die Nacht abwarten.

Nach Verlauf einer Stunde stießen sie auf Muggersleben, der wie toll dahergaloppierte.

„Völlig lali!" witzelte Windbach. „Ja, lieber Graf, wenn Sie solang zu jedem Sprung brauchen!"

„Habe aber nicht nachgegeben!" berichtete Muggersleben stolz. „Endlich Herr geworden, und wenn ich hätte bis abends vor dem Bach stehen müssen!"

Er wollte auch zu Dolores etwas Passendes sagen.

Es fiel ihm aber nichts ein. So ließ er es, indem er sich dem Trupp anschloß. — — —

Beim Diner im Herrenhaus fehlten Dolores und Miß Inverneß, Fürst Kreß und Wachtmeister Prinz.

Sennor Diaz saß also mit Muggersleben und Windbach allein, und letzterer führte wie gewöhnlich die Unterhaltung.



— Andern Tags schien sich etwas Großes vorzubereiten.

Fürst Kreß befahl Stranitzky, Helm, Epauletten und sämtliche Orden herzurichten, was dieser mit Staunen tat. Er berichtete im Bedientenzimmer diese Tatsache an Fritz Eibenstrunk, welcher versicherte, daß sein Herr, Graf Muggersleben, vor einer halben Stunde das Gleiche befohlen habe.

Während sie noch darüber sprachen, kam Dussel herein, der Bediente des Baron Wildbach und teilte mit, daß er seinem Herrn eben Helm und Epauletten hergerichtet habe — allem Anschein nach wolle sein Herr um Fräulein Dolores anhalten.

Da ging den andern ein Licht auf.

Ihre Herren wollten das auch, versicherten sie und Stranitzky schwang sich zu der Behauptung auf — die beiden sollten statt der Epauletten nur wieder die Achselstücke ihren Herren anknöpfen. „Wann könnte so Madel brasilianische Durchlaucht werden, brauchen andere nix mehr Helm aufsetzen!" Da erhob sich der Neger Jim im Hintergrund und erklärte: „Massa, Weiße — bloß hungrig for dollars sind — Miß Dolores wird geben Fußtritt!"

Da haute ihm Stranitzky eine solche Maulschelle hinter die Ohren, daß Jim an die Wand taumelte.

„Luder schwarze — wann nit willst sein massakrierewat —"

Er konnte nicht ausreden, denn Jim gab dem Stranitzky eine solche Dachtel zurück, daß dieser laut zu heulen anfing.

Dies sahen die beiden anderen nimmer mit an: Eibenstrunk ergriff mit seinen Tatzen den armen Jim und warf ihn zu Boden, daß die Dielen krachten. Stranitzky setzte sich dem Nigger ins Gesicht, Dussel hielt den Zappelnden bei den Beinen und Eibenstrunk walkte darauf los. Stranitzky fuhr aber mit solchem Schmerzgeheul in die Höhe, daß die beiden anderen erschreckt innehielten. Jim hatte ihn mit seinen weißen Zähnen da gebissen — wo er eben konnte.

Jim war aufgesprungen und hatte einen Stuhl ergriffen. Die andern schienen aber genug zu haben, und das Gespräch kam wieder in ruhiges Geleise. —

Rittmeister Fürst Kreß ließ sich wirklich Punkt 12 Uhr bei Sennor Diaz melden mit Helm, Waffenrock und Orden.

Die Herren saßen einander gegenüber.

Fürst Kreß versicherte, daß niemals ein Kreß-Schneß-Austerwitz eine Mesalliance gemacht habe, aber er wolle der erste sein, mit alten Vorurteilen brechen, et cetera. Dolores habe Eindruck hinterlassen. Wenn sie wolle, könne sie Fürstin werden. Der Antrag wäre ja sehr zu überlegen, meinte



darauf der alte Herr. Aber Dolores sei so selbständig, daß er ihr völlig freie Wahl lasse.

„Also erlaube Papa Diaz, daß er sich bewerbe?"

„Jawohl." Und Fürst Kreß empfahl sich steif und vornehm, wie er gekommen war.

Zehn Minuten später ließ sich Graf Muggersleben melden. Er dachte ebenso wie die beiden andern: „Wenn ich zögere, kommen mir die andern zuvor —

also 'rin in die Dollars!" Eigentlich war ihm Dolores die Hauptsache. Er hatte die ganze Nacht nicht schlafen können, das war ihm ein Beweis, daß sein Herz vollständig von der schönen Sennora in Besitz genommen sei.

Die Herren saßen einander gegenüber. Er liebe das Fräulein. Sein Vater werde über den mangelnden Adel zu trösten sein. Seine Mama wolle längst, daß er heirate. Geld habe er selbst genug. Er sei kein Gelehrter, aber er traue sich so viel zu wie ein anderer und sei eigentlich ein ganz guter Kerl.

„Der Antrag sei in Erwägung zu ziehen. Aber Dolores sei frei in ihrem Entschluß."

„Ob — ob — ob er ihr ein Gedicht schicken dürfe —? — Vorausgesetzt, daß er eins zusammenbrächte, da er seit der Kriegsschule keins mehr gemacht habe."

„Jawohl, das dürfe er — einen ganzen Band."

Mit glühenden Backen empfahl sich Graf Muggersleben.

Don Diaz blieb gleich im Salon sitzen, denn der dritte mußte ja auch gleich gemeldet werden, oder es täuschte ihn alles.

Richtig, da kam er schon.

Windbach hatte folgenden Kalkul. Erstens, dachte er, hat sie ohne Zweifel schon ein faible für mich. Zweitens: Muß man das Eisen schmieden, denn ich traue weder dem Grafen noch Durchlaucht. Drittens: Wenn Korb — — — ejal! Einfach der Sammlung von Körben, die schon da waren, einverleibt. Viertens: — 50 Millionen Dollars!

Das waren sicher sehr respektable Gesichtspunkte.

„Sennor," begann Windbach, als er vor dem alten Herrn saß. „Ohne Umschweife, ich bin sterblich, ja einfach scheußlich in Ihre Tochter verliebt. Habe bisher unjeheures Glück bei Damen jehabt, aber nie-

mals empfunden, was jetzt empfinde. Vermögen habe ich selbstredend an Aktiven nichts Nennenswertes. Versichere aber, daß es sich bei mir um



Dolores, nicht um Dollars handelt, obschon Dolores mit einigen Dollares, die absolut zur Kaution notwendig sind, mein Lebensglück bilden würde!"

Don Diaz gab denselben Bescheid wie den andern und glückstrahlend verließ ihn der Leutnant:

„Na, wenn es nur auf die Dame ankommt, denn is ja det Rennen so gut wie gewonnen. Das woll'n wir schon machen."

Der Papa verfügte sich zu seiner Tochter und teilte ihr die drei Anträge mit. Dolores war gar nicht erstaunt. Das war ja etwas Gewöhnliches, es wurden ihr ja stets Anträge gemacht. Aber eines ärgerte sie, warum hatte der Wachtmeister nicht um sie angehalten? Verschmähte er sie? Der Unverschämte! O, wenn sie sich an ihm rächen könnte! Wenn sie sicher wüßte, daß es ihn kränkt, sie würde sofort einen von den drei Herren nehmen.

Man sprach über die Anträge.

Miß Inverneß war der Ansicht, daß Dolores unbedingt Fürstin Kreß werden müsse. Papa meinte, Graf Muggersleben habe ihm den besten Eindruck gemacht, und Dolores, welche an Windbachs Späßen viel Gefallen fand, sagte, am besten habe ihr der verschuldete Leutnant gefallen; Papa, der ganz genau wußte, daß sein Töchterchen überhaupt nicht ans Heiraten denke, meinte leichthin, am besten würde ihm der junge Maler gefallen, er sei schön, ernst und trotz seiner Jugend schon berühmt.

„Welcher Maler?"

„Nun, der Wachtmeister!" O, wie ärgerte sich Dolores, als sie erfuhr, daß der Unteroffizier ein zur Übung einberufener, sehr bedeutender Maler sei. O wahrhaftig, sie hätte diesem Menschen schon etwas antun mögen. Jeder Vorzug, den sie an ihm wahrnehmen mußte, kränkte sie.

„Ich werde beim Diner den Herren antworten!" sagte Dolores schließlich.

Die drei Herren brauchten schrecklich lange, bis sie sich zum Diner hergerichtet hatten. Durchlaucht hatte sich die Hände fünfmal gewaschen und ¾ Stunden auf die chinesischen Nägel verwendet.

Muggersleben hatte drei Federhalter zerbissen, war aber beim ersten Vers stecken geblieben, der hieß:

O wunderbare Miß Dolores — — —

Aber auf Dolores wollte kein Reim klappen, „kapores“, „pschores“, „mores“, das paßte alles nicht.

Windbach hatte seine Pomadebüchse auf den letzten Grund geleert. Das semmelblonde Schnurrbärtchen stand holzgerade in die Höhe, und nach langer Musterung im Spiegel kam er zu dem Resultat, daß sein Schneider mit ihm eigentlich verdammtes Glück habe.

Man versammelte sich im Speisesaal, auch Prinz, der den Vormittag damit zugebracht hatte, ein äußerst gelungenes Reiterporträt von Dolores mit Pastellfarben zu malen, fand sich ein.

Dolores trat in den Saal. Sie war wirklich wunderschön mit dem weißen, leichten Kleidchen, das üppige Haar in einen einfachen Knoten geschürzt.

Die Unterhaltung war sehr munter. Jeder freute sich, seinem Nachbar vorgekommen zu sein und bezog Dolores holdes Lächeln auf sich.

Endlich beim Dessert klopfte Dolores an ihr Glas, wie wenn sie eine Rede halten wollte.

„Sennores,“ sprach sie mit gewisser Feierlichkeit, „drei von Ihnen haben mir heute die Ehre erwiesen, um meine Hand anzuhalten —“

Die drei Herren sahen sich einander verdutzt an und wurden auf einmal purpurrot, während der Wachtmeister Prinz so weiß wurde, wie das Tischtuch, auf welches er starrte. Dolores bemerkte das zu ihrer großen Genugtuung und fuhr fort:

„Sie sind mir alle drei höchst liebenswürdige und ritterliche Herren, und ich bin auch überzeugt, daß ihre Neigung aufrichtig ist. Sie würden mich bestimmt glücklich machen, mir nie etwas befehlen wollen — nie mich barsch anfahren!“ Hier fuhr ein Blitz aus ihren schwarzen Augen zu Prinz hinunter,

der in schmerzlicher Erwartung das schöne Mädchen ansah. O, das tat ihr wohl!

„Selbstverständlich!" machte Durchlaucht, mit dem länglichsten seiner Fingernägel auf dem Tischtuch zeichnend.

„Oh!!" gab Muggersleben von sich und legte beteuernd seine Hand auf die Magengegend.

Windbach war noch ganz starr darüber, daß die beiden anderen Herren hinter seinem Rücken das gleiche gewagt hatten. Seine hellblauen Glotzaugen drohten ihm schier auf den Teller zu fallen.

„Was tu' ich nun, um zu erfahren, welcher von Ihnen mich am meisten liebt?"

Papa Diaz hob drohend den Finger. Dahinter steckte sicher wieder eine Schelmerei.

„Stellen Sie uns auf die Probe!" rief Windbach begeistert. Seine Aktien stiegen langsam wieder.

„Ja, ja!" echote Muggersleben, seine Faust auf den Tisch fallen lassend.

„Wir schlagen uns um Sie!"

„Das fehlte noch!" dachte Durchlaucht.

„Wenn jemand überhaupt sich da noch besinnt, wo man Fürstin Kreß werden kann?"

Er zuckte bloß die schmalen Schultern.

„O that is most interesting!" lispelte die Engländerin, welche alle Arten von Kämpfen leidenschaftlich liebte.

„O, wo denken Sie hin!" rief Dolores. „Unser Zusammensein ist ja wunderbar genug, so weit wollen wir die Romantik nicht treiben!"

„Schade," dachte Muggersleben.

„Ich glaube, daß derjenige mich am meisten liebt, der für mich eine Gefahr besteht. Aber nicht gegenseitig sollen Sie sich befehden. Ich verlange nichts weiter, als daß die drei Herren sich hier im anstoßenden Zimmer auf drei Stühle setzen. Wer von Ihnen zehn Minuten sitzen bleibt, ohne seine

Ruhe und Kaltblütigkeit zu verlieren, der liebt mich am meisten."

„Weiter nichts?" meinte Durchlaucht. „Da werden wir wohl ruhig alle drei die zehn Minuten absitzen."

„Wer weiß!" dachte Dolores und gab dem Neger Jim auf spanisch einen Befehl. Dieser verschwand grinsend.

„Ah, ich errate — das sind wohl elektrische Stühle oder so 'n Zauber!"

„Keineswegs! Aber es ist eine Mutprobe, die wenige bestehen würden," erwiderte Dolores.

„Und bloß ruhig dasitzen?" fragte Muggersleben.

„Sie dürfen bloß nicht vom Stuhle aufstehen, alles andere ist gestattet. Die Türen werden zugeschlossen und ich beobachte Sie durch ein Loch in der Türe, ob Sie hübsch tapfer sind."

Man hörte im Wohnzimmer etwas sägen.

„Na, das Loch, durch welches Sie uns beobachten wollen, scheint ja janz jesegnete Dimensionen zu kriegen!" witzelte Windbach. „Ich gestehe, mir ist die janze Jeschichte noch ziemlich schleierhaft."

„Mir auch!" sagte Muggersleben, fest entschlossen, die 10 Minuten auszuhalten und sollte er auf Dynamit sitzen.

„Kann's losgehen?" fragte Windbach mit dem gleichen Entschluß, indem er aufsprang.

„Treten Sie ein!" sagte Dolores.

Die Herren traten in das Zimmer, welches außer Bildern an den Wänden, einem Tisch und verschiedenen Stühlen nichts Bemerkenswertes enthielt.

„Setzen Sie sich, wohin Sie wollen und dann nicht mehr rühren, sobald ich dreimal an die Tür klopfe, dann beginnen die 10 Minuten. Hier hängt eine Wanduhr, bei der 11. Minute sind Sie frei."

„Das wird ein ganz fauler Zauber!" sagte Windbach ahnungsvoll. „Will mir wenigstens noch einen Tobak anstecken!"



Durchlaucht waren sehr ärgerlich über diese Kinderei, sie bereute schon — — nein, sie bereute nichts, die 50 Millionen Dollars waren ihr eben wieder durch den Kopf gegangen.

Muggersleben setzte sich schwer auf einen Stuhl. „Ich sitze schon — von mir aus kann's losgehen."

Papa Diaz, Miß Inverneß und Wachtmeister Prinz waren im Nebenzimmer geblieben, wo man bei Tische gesessen hatte. Dolores drehte den Schlüssel um und steckte ihn in die Tasche.

Don Diaz fragte seine Tochter etwas auf spanisch. Diese antwortete auf spanisch. Es schien eine große Meinungsverschiedenheit zu herrschen, aber Dolores behielt recht wie immer und sprang davon. — — —

Windbach hatte sich eine Zigarre angesteckt und visitierte die zweite Tür.

„Aha! Hier hat man vorhin ein Stück ausgesägt, da kommt offenbar nachher etwas herein!"

„Hätte ich nur meinen Pallasch mitgenommen!" sagte Muggersleben.

„Was nützt Ihnen denn der Pallasch?" entgegnete Durchlaucht. „Sie müssen ja ohne Mucksen auf dem Stuhle sitzen bleiben."

„Sitzen bleiben schon, aber rühren ist gestattet," meinte Windbach. „Aha, es geht los!" Er setzte sich schnell auf den Stuhl, der von dem Türausschnitt am weitesten weg war, während der Fürst in der Nähe von Muggersleben Platz nahm.

Drei kleine Schläge tönten jetzt an der unheimlichen Türe und — — —

Und auf tut sich der Zwinger. Ja, wahrhaftig, der Schieber unten öffnet sich und herein springt ein Äffchen. Die drei Herren lachten laut auf. Ah, jetzt war die Situation klar.

„Lachen Sie nicht zu früh!" scherzte Windbach zu den beiden anderen Herren, die wie Steinfiguren auf ihren Stühlen saßen. „So ein Affe ist — —"

Schwupp, saß das Äffchen auf Durchlauchts Kopf,

10

der Schieber ging wieder auf, zwei weitere, etwas größere Affen hüpften herein und ohne weiteres zu ihrem Kollegen, der auf der Durchlaucht saß. Der Platz war etwas klein und die Affen klammerten sich an Ohren und Haaren, da hatten sie freilich wenig Halt.

Muggersleben und Windbach brüllten vor Lachen. „Pardon, Durchlaucht, das — ha, ha, ha! — das sieht zu putzig aus!“

„Ihr habt leicht lachen!“ grollte der Fürst. „Diese Bestien zerschinden mir den Kopf, und wenn ich sie an den Schwänzen herunterziehen will, dann — au — au — verdammtes Caféhaus — ich lasse sie lieber sitzen.“

„Bravo, wir trotzen den brasilianischen Tücken!“ rief Windbach, vergnügt weiterrauchend.

„Noch neun Minuten!“

„Pautz, jetzt kommt's aber dick!“ sagte Muggersleben, der sich mit beiden Händen am Stuhl festhielt, um ja nicht aufzustehen.

Vier weitere Affen, gefolgt von einem ziemlich großen Pavian, betraten die Arena.

Der Pavian lief ganz gemütlich im Zimmer herum, während die Affen wie toll umherhopsten. Hopp, hier sprang einer Muggersleben auf den Schoß. Der andere riß ihn am Schwanz wieder herunter. Hoppla, jetzt beide auf Schultern und Kopf — jetzt verdrängten sie die andern. Hopp, nun sprang einer auf Windbach hinüber, dazu machten sie ein Geschrei, daß einem hätte angst und bang werden mögen.

„Ganz netter Kauz das,“ witzelte Windbach noch immer, „mein Brasilianer. Mut, meine Herren, wir haben nur mehr acht Minuten.“

„Alle Hagel!“ schrie jetzt Durchlaucht.

„Was kommt da?“

Herein spazierte ganz gravitätisch ein kleines Krokodil, gut über einen Meter lang.



Die Affen schrien. Der Pavian sprang auf den Tisch und kratzte sich.

Das Krokodil marschierte langsam gerade auf Durchlaucht los.

„Sapristi, was hab' ich denn bloß für'n Geruch an mir, daß es die Biester gerade auf mich abgesehen haben. Gsch — gsch — fort mit dir!"

Durchlaucht hielt dem Krokodil ein Bein hin, in der Hoffnung, es sich vom Leibe zu halten. Aber dieses mußte heute noch nichts zu fressen gekriegt haben. Es schnappte ganz gehörig nach Durchlauchts Bein und erwischte es an der Hose.

„Au — Mistkäfer!" brüllte Durchlaucht. „Gehst du gleich!" Er sprang auf und warf dem Krokodil seinen Stuhl an den Kopf. Die Affen verloren das Gleichgewicht, purzelten herunter, einer reterierte zu Windbach, der jetzt 2, die andern zu Muggersleben, der 5 Affen auf sich kleben hatte.

„Alle Wetter, ich hätte ja sitzen bleiben sollen!" jammerte Durchlaucht jetzt.

„Nur noch 7 Minuten. In 3 Minuten 50 Millionen Dollars verloren!"

„Ja, so'n Krokodil ist 'n ekliges Schindvieh!" witzelte Windbach. „Meine Großmutter hat mir mal eine schauerliche Geschichte — oho! kommt der Wurm jetzt auf mich! Ich bleibe sitzen! Mehr als beißen kann mich das Scheusal nicht!" Er zog die Beine hinauf bis an die Nase.

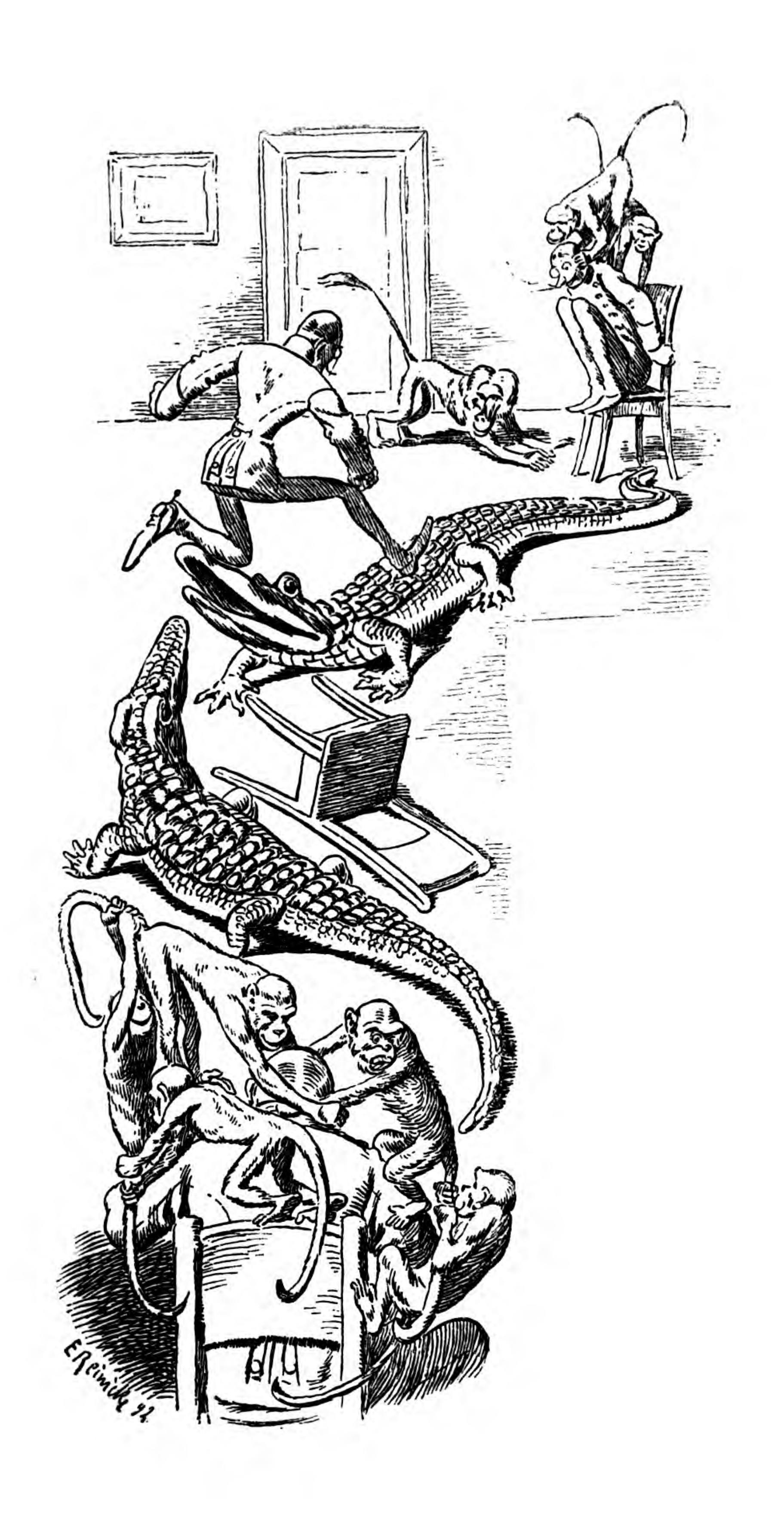
Das Krokodil zog unter dem Gekreisch der Affen vorüber und wandte sich wieder gegen Durchlaucht, die unmutig auf und ab ging.

Windbach hatte wieder Luft.

„Obacht, Durchlaucht! da kommt noch eins — hab' mir ja gedacht. Immer hübsch paarweise! Hereinspaziert, die Menagerie vergrößert sich! Das Geschäft blüht!"

Ein zweites, ansehnlich längeres Krokodil marschierte auf und von der andern Seite auf Durchlaucht los, die zwischen zwei Feuer geriet.

„Nu wird's aber toll!" schrie Durchlaucht ganz er-



bost, „wenn ich nur irgendeine Waffe hätte, wären mir die Kreaturen bald still — aber,“ hupp, er entschloß sich, über ein Krokodil wegzuspringen, das nach ihm schnappte. „Aber einen so hilflos ohne Waffen da den wilden Bestien vorwerfen, das ist doch direkt unanständig!“

Die Uhr zeigte noch 6 Minuten.

Das eine Krokodil blieb jetzt still liegen und schaute ganz verschmitzt drein, das andere ging schnurstracks auf Windbach los.

„Hurra!“ rief dieser. „Ich opfere einen Affen!“ Er riß den einen Affen herunter, der ihn furchtbar schreiend tüchtig biß, und schleuderte ihn dem Angreifer auf die Nase.

Dieser schien überrascht und wandte sich jetzt mit seinem Gefährten gegen Muggersleben.

Dieser machte es Windbach nach und pelzte einen nach dem andern von seinen 5 Affen, die ihm die Ohren schier ausrissen und sich an seinem Schnurrbart heulend anklammerten, gegen die Angreifer.

Diese schienen aber nun wütend zu werden. Sie schnappten ganz bedeutend.

Als Muggersleben seine Affen verschossen hatte, ging er zu Fußtritten über.

„Ich bleibe sitzen — ich bleibe sitzen,“ schrie er mit wahrem Furor teutonicus. „Da, du Kröte, hast du was!“ Einen mächtigen Fußtritt versetzte er einem Krokodil, daß es über und über an die Wand flog, wo Durchlaucht wütend stand.

„Bitte sehr! nicht wieder auf mich!“ protestierte dieser.

„Da, du Schuft!“ stieß Muggersleben nach dem andern.

„Tüchtig, Muggersleben!“ feuerte ihn Windbach an, der jetzt sehr vergnügt auf seinem Stuhle ritt. „Wir haben nur mehr 5 Minuten. Geben Sie dem Aas ’n paar tüchtige Sporen!“

Muggersleben wollte den Rat befolgen und hob

das Bein hoch auf, um von oben herunter mit dem Sporn zu hacken.

„Tüchtig! Geben Sie's ihm tüchtig, bis es Kroko-



dilstränen weint!“ feuerte Windbach den Kameraden an.

Dieser stieß tüchtig zu und — pautz, fiel er mit samt dem Stuhl um und streckte die Beine gegen die Decke.

„Hahn im Korb! Hahn im Korb!“ jubelte Windbach innerlich.

Sämtliche Affen nahmen jetzt auf dem Gestürzten, Graf Muggersleben, Platz. Das gab ein riesiges Gezeter.

Da rasselt der Schieber wieder!

Ah, das war stark!

Eine mordsgroße Brillenschlange wurde hereingeschoben.

Fürst Kreß und Muggersleben, der die Affen abgeschüttelt hatte, packten ihre Stühle und hielten sie vor.

Jetzt wurde die Sache wirklich ungemütlich.

Die Brillenschlange richtete sich hoch auf, zischte ganz zornig und rollte sich dann langsam gegen Windbach zu.

„Meine Herren, halten Sie mir doch das Insekt vom Leibe, da Sie doch schon ’mal verspielt haben!“ jammerte Windbach. „Ich habe eine angeborene Idiosynkrasie gegen Schlangen! Schmeißen Sie ihm was an den Kopp!“

Der gutmütige Muggersleben warf mächtig mit dem Stuhl — traf aber nicht.

Jetzt warf Fürst Kreß und streifte sie.

Zzsch — sch! machte die Brillenschlange wütend züngelnd und fuhr gegen Windbach los.

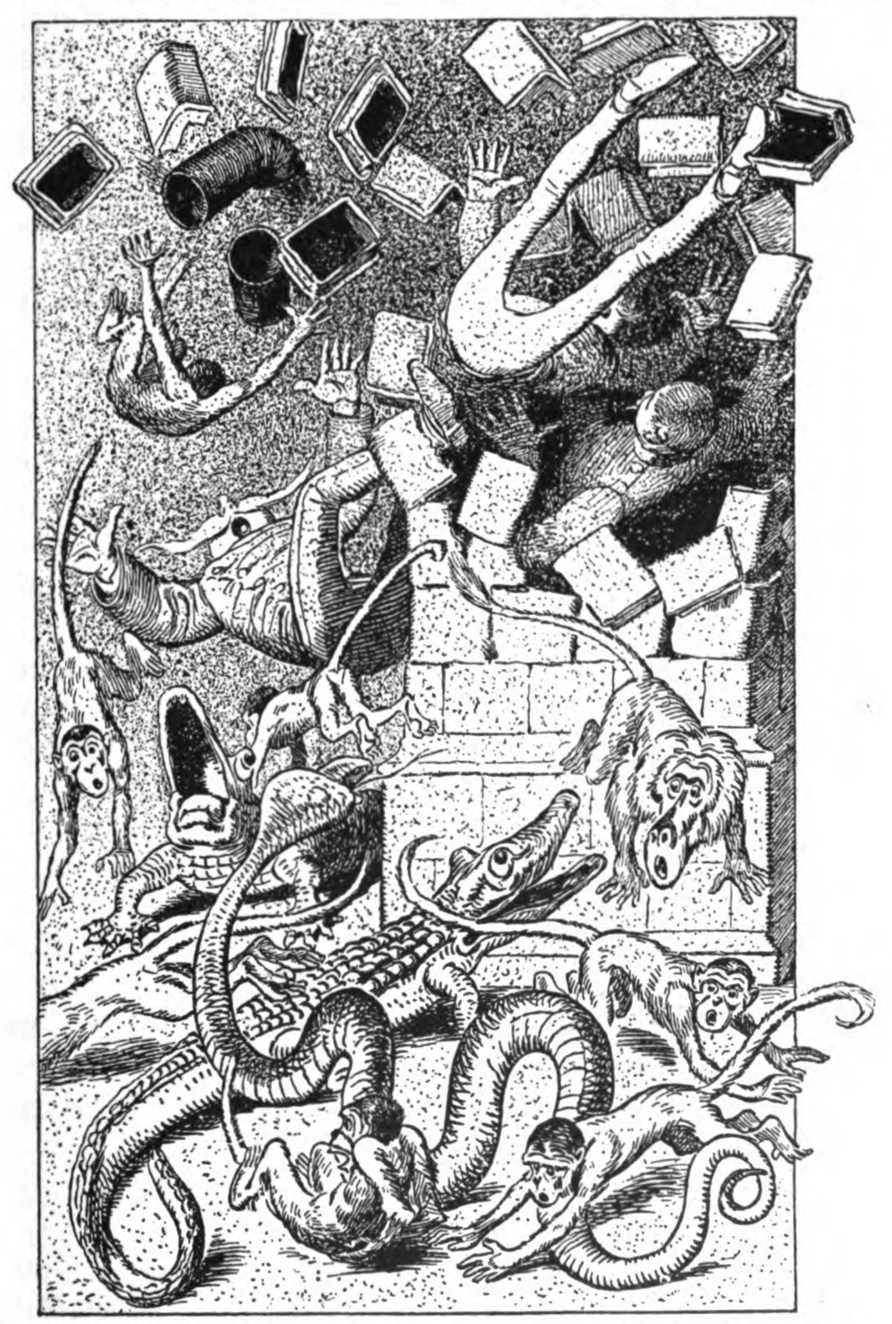
Mit einem Satz sprang dieser auf den Tisch und stieß den Pavian hinunter, welcher schreiend auf den Ofen entfloh.

„Der Pavian ist der vernünftigste von uns!“ rief Windbach, dem sein Humor stets treu blieb, und sprang ebenfalls mit zwei Sätzen auf den Ofen, mit dem Recht des Stärkeren den Pavian wieder hinunterstoßend.

Durchlaucht, die das eine Krokodil eben wieder attackierte, kletterte nach.

„Nehmt mich auch mit, Schwerenot!“ schrie Mug-

gersleben und faßte den obern Ofenrand, um sich hinaufzuschwingen. Aber das war zu viel, der Ofen



brach ein, daß die Kacheln wie ein Granatfeuer in der Stube umherflogen.

Die Brillenschlange und die Krokodile dachten, der

Steinhagel sei auf sie gemünzt, und wurden jetzt vollends wütend.

„Meine Herren!“ sagte Windbach, der am ersten wieder auf den Beinen war, „nun wird die Sache schlimm, ich habe die Ehre, mich zu empfehlen.“ Mit einem Sprung war er am Fensterbrett, riß das Fenster auf, um hinauszuspringen. Die beiden andern Herren folgten seinem Beispiel.

Alle drei standen jetzt am Fensterbrett, während die Schlange ihnen gefolgt war und sie anzischte, mächtig ihren dicken Hals blähend.

„Es wird gar nich lange dauern, so turnt det Reptil hier auch herauf,“ meinte Windbach, der sich wie die andern außen am Fensterkreuz hielt. „Aber springen? Sehn Sie mal. Es ist ja bloß ein Stockwerk — aber für was halten Sie das da unten gerade unter dem Fenster. Ist das bloß altes Stroh oder denken Sie, 's ist Jauche mit drunter? Was?“

„Ich halte es für den Misthaufen schlechtweg!“ meinte Muggersleben trocken. „Da geben Sie lieber auf die Boa da unten acht — sie schnappt weiß Gott nach uns!“

Abwechselnd zogen die drei die Beine zurück, wenn ihnen die aufgebrachte Schlange nahe kam.

„Ich mache den Kriegstanz nicht mehr mit!“ resignierte Windbach. „Ich springe auf jeden Fall, ob es nu da unten trocken ist oder naß. Un — deux — trois!“ Windbach ließ das Fensterkreuz los und sprang hochelegant hinunter. Einen Moment verschwand er völlig, dann tauchte er sprudelnd und pustend wieder auf:

„Muggersleben!“ schrie er.

„Ja — was gibt's?“

„Mug—gers—le—ben! det Ding is naß!“

„Ich mache auch nicht mehr mit!“ sagte jetzt Muggersleben. „Ich versuche es mit der Dachrinne!“ Er griff seitwärts nach der Dachrinne und hantelte als guter Turner langsam dran herunter, auf dem

Kopf einen Affen, der im letzten Augenblick noch darauf gesprungen war.

Durchlaucht blieb allein am Fensterkreuz, bald rechts, bald links der erbosten Schlange ausweichend. Die Affen hatten sich, mit Ausnahme des Pavians, der wieder am Tisch saß, alle zu Durchlaucht geflüchtet und hingen wie die Trauben an ihren Beinen.

Die Schlange wandte sich immer schneller hin und her, so daß Durchlaucht klimmziehen mußte, wodurch sie in eine höhere Lage kam, den Kopf krampfhaft über das Fensterkreuz streckend, die Beine mit dem Gewicht der Affen dran hoch hinaufgezogen. — Ein herrliches Bild!

Da öffnete sich die Türe. Dolores, die sich vor Lachen kaum mehr halten konnte, trat ein.

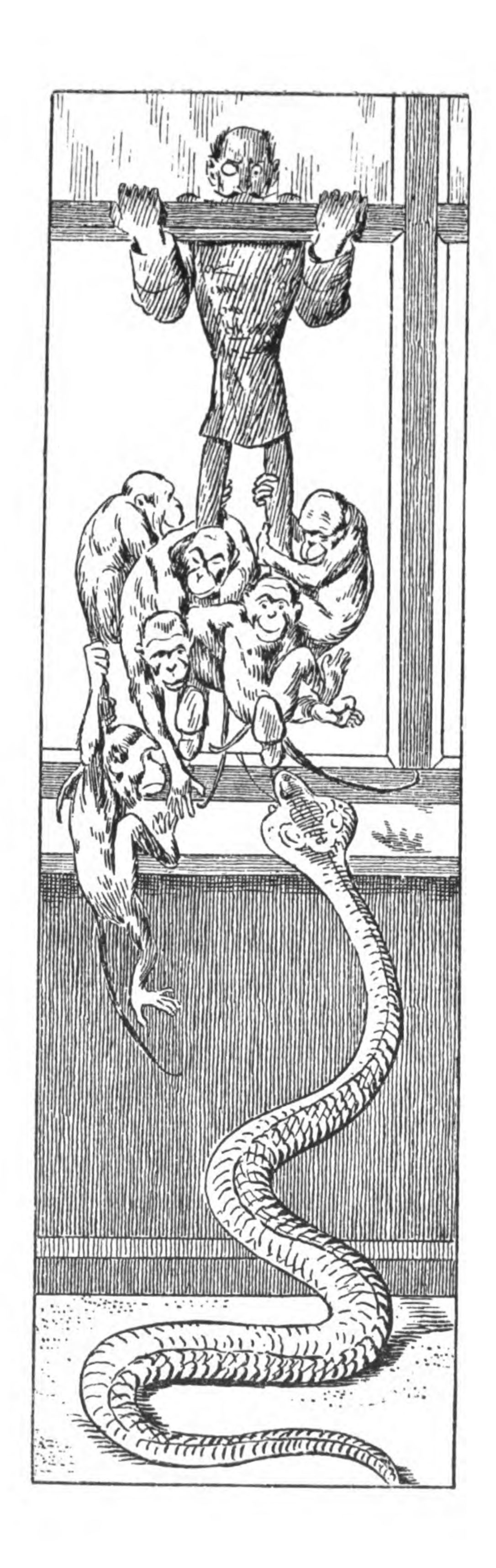
„Ja, wo sind denn die Herren? Kommen Sie doch herunter, Durchlaucht. Die lieben Tiere sind ja ganz zahm!"

Die Schlange hatte sich gleich zusammengerollt. Dolores fuhr mit der Hand über sie. „Ja, meine gute Cora, beruhige dich nur wieder." Die Krokodile blieben ganz dämlich ausgestreckt am Boden liegen.

Die Affen ließen des Fürsten Beine los, der zögernd herunterkam, und hüpften zähnefletschend um ihre Gebieterin.

Muggersleben kletterte mit seinem Affen auf dem Kopf wieder empor und stieg zum Fenster herein.

„Ich bedauere, meine Herren — wo ist Baron Windbach?" — — „Er zieht sich um," sagte Muggersleben. — „Ich bedaure, Sie sind ja nicht sitzen geblieben. Sie wollen, scheint es, lieber mich sitzen lassen. Es war ja gar keine Gefahr. Meine gute Cora, die Sie so schlecht behandelt haben, hat nicht einen einzigen Zahn, ebensowenig wie Fix und Fox, meine kleinen Alligatoren. Papa würde sie sonst nicht dulden. Wenn sie schnappen, kneipt es ein wenig, weiter nichts."



Jetzt gerieten die beiden Herren erst in Wut.

„Ja, warum haben Sie das nicht gleich gesagt?!“ platzte Muggersleben heraus.

„Dann wären Sie sitzen geblieben!“ lachte Dolores. „Das glaub’ ich!“

Jim brachte die Tiere wieder unter, die sich ganz gutmütig und derb anfassen ließen.

„Sie haben übrigens tapfer genug ausgehalten, obwohl es eine Beleidigung war, daß Sie nicht sitzen blieben!“

„Wieso?“ staunte Durchlaucht. „Das auch noch, anstatt daß sie sich entschuldigte.“

„Weil Sie brasilianischer Gastfreundschaft zugetraut haben, man lasse Gäste ohne Waffen mit gefährlichen Tieren zum Spaß kämpfen!“

Die Grandezza, die Dolores bei diesen Worten entwickelte, war unvergleichlich.

Durchlaucht sagte sich selber ganz leise ein Wort, das klang etwa wie „Esel!“

Auch Muggersleben seufzte: „Wär’ ich nur sitzen geblieben, ich — —“ auch so was Ähnliches.

Dolores öffnete auch die andere Türe, an welcher Diaz, Prinz und Miß Inverneß abwechselnd das Schlüsselloch belagert hatten und sich noch immer vor Lachen ausschütten wollten.

Muggersleben beteuerte jetzt, wenn er nicht umgefallen wäre, wäre er fest sitzen geblieben.

Durchlaucht behauptete, bloß in der Zerstreutheit aufgesprungen zu sein.

Nun kam auch Windbach, der sich blitzschnell gewaschen und angekleidet hatte, aber immer noch einen ganz merkwürdigen Geruch ausströmte.

Als er den Sachverhalt erfuhr, sagte er:

„Ohne meine Idiosynkrasie säße ich noch auf dem Stuhl. Ein altes Weib ohne Zähne is ooch nich jiftig — aber wenn sie auf mir losjaloppte, bleibt Ihnen kein Leutnant sitzen. Für mich ist eene Schlange so viel wie zwei alte Weiber. Nu machen Sie jütigst

'n Vers druf. Übrigens will ich Ihnen was sagen, so ne Klapper- oder Brillenschlange kann mir ein Zeugnis vom Zahnarzt in die Hand drücken, daß sie keenen einzigen Giftzahn besitzt — ich glaube es doch nicht. So'n Biest kriegt uf eenmal 'n Weisheitszahn irgendwo nachgewachsen. Wie denn?!" So zog sich Windbach aus der Affäre.

Eine Zeitlang wurde noch so weiter gewitzelt, dann schlug Dolores eine andere Unterhaltung vor. Tennis? Das dauerte zu lang, bis es hergerichtet war. Ist auch viel zu zahm! Ein Ritt? Dazu waren die Pferde von gestern zu müde. Scheibenschießen? schlug einer der Herren vor.

„Ja, ja! Das war das Richtige! Jim, die Pistolen!" rief Dolores freudig. Sie war nämlich die richtige Kunstschützin. Da konnte sie die Herren wieder ausstechen!

Bald hatte man im Park einen wunderschönen Platz gefunden. Ein Tisch wurde aufgestellt. Ein großes Brett an eine mächtige Eiche gelehnt, Prinz machte schnell eine Scheibe drauf und los ging das Schießen.

Erst kam Papa Diaz. Auf zehn Schritte schoß er hart ans Schwarze. Dann trafen Muggersleben und Fürst Kreß zwei Ringe, Windbach einen Ring und Prinz schoß ins Weiße. Dann kam Dolores. Sie schoß mitten in den Punkt.

So ging es fort mit wechselndem Glück, Dolores schoß fast jedesmal selbst auf größere Entfernungen Punkte. Diaz, Fürst Kreß und Muggersleben hielten sich so ziemlich gleich. Windbach und Prinz blieben die wenigst guten Schützen. Dolores wurde das bald zu langweilig. Sie schoß nach allem Möglichen. Dort traf sie eine Pflaume. Muggersleben warf einen Taler in die Höhe — sie traf ihn. Es war erstaunlich.

Papa Diaz hatte sich zurückgezogen, nachdem er mehr aus Artigkeit eine Zeitlang mitgetan.

Die Herren machten Dolores riesige Elogen über ihre erstaunliche Sicherheit.

„Oh," rief Dolores, „wir haben uns drüben immer Kartenblätter aus der Hand geschossen!"

„Schneidig!" erklärte Windbach. „Habe auch mal jemacht im Kadettenkorps mit der Zimmerpistole. Habe aber meinen Kameraden in die Hand jetroffen und bin ins Loch gekommen!"

Dolores lachte. „Haben Sie Mut, mir eine Karte zu halten?"

„Welche Frage!" erwiderte Windbach. „Bei Ihrer Geschicklichkeit gehört da gar nichts dazu!"

„Ah! es ist nicht jedermanns Sache. Wie mit den Schlangen!" lachte Dolores. „Zehn Schritte, nicht wahr?"

„Meinetwegen mehr!" entgegnete Windbach, der darauf brannte, seine Scharte auszuwetzen. Er stellte sich etwa zwölf Schritte mit einem Kartenblatt von einem Spiel, das sich unter dem Schießzeug gefunden, in der Schußlinie auf.

„Papa dürfte das nicht sehen," lachte Dolores, „obschon gar nichts dahinter ist. Sehen Sie!"

Der Schuß krachte. Die Kugel war zwischen der Figur und der Eichel — es war ein Eichelober — durchgegangen.

Windbach hatte nicht geblinzelt.

„Oh, das war schlecht!" sagte Dolores. „Es muß genau das Zeichen treffen."

Fürst Kreß hatte eine andere Karte genommen, Laubkönig, und stellte sich mit weit abgestrecktem Arm auf.

Knall. Haarscharf war das Laub getroffen.

„Bravo! Bravo!" riefen die Herren.

„Alle Farben durch!" sagte Muggersleben und ergriff das Schellenas. Die Entfernung hatte sich unmerklich etwas vergrößert. Dolores zielte lange genau und schoß. Die Schellen waren verfehlt und die

Kugel hatte das untere Tier getroffen. Dolores verfärbte sich leicht. Es war doch zu riskiert.

„Ich habe wahrscheinlich nicht ruhig gehalten!“ entschuldigte Muggersleben.

„Weiter die vierte Farbe! Hier haben Sie, Prinz — Herz-König,“ sagte Windbach, dem Wachtmeister die Karte gebend, die dieser ruhig nahm.

„Ich schieße nicht mehr!“ wollte Dolores sagen, aber es konnte nicht über ihre Lippen. Wieder dieses eigentümliche, fast ängstliche Gefühl. Sie nahm sich krampfhaft zusammen.

Prinz stellte sich auf. Es mochten jetzt 15 Schritte geworden sein. Er hielt mit der Linken in mäßiger Entfernung vom Leib die Karte ruhig und bewegungslos.

Dolores hatte schon den Arm erhoben.

Sie setzte wieder ab.

„Warum halten Sie mit der linken Hand. Das stört mich!“

„Bedauere,“ sagte Prinz ruhig. „In meiner rechten Hand liegt meine und meiner Familie Ehre und Leben. Die Linke bin ich gern bereit, Ihrem Vergnügen preiszugeben!“

Wieder dieser harte Tadel. Wieder dieser flammende Blick aus den Augen, die sie seit gestern gemieden hatte. Sie hatte die Pistole wieder erhoben. Ein leichtes Zittern ging durch ihren Körper. Sie wollte absetzen und konnte nicht.

Der junge Künstler schaute ihr in die Augen, so tief, fast vorwurfsvoll — sie fühlte, im nächsten Augenblick würde ihr alles vor den Augen schwimmen.

Krach! Dolores schrie laut auf. Sie hatte noch nicht abziehen wollen. Sie war ihrer Sache noch nicht sicher gewesen.

Prinz stand ruhig da mit der Karte in der Hand, die Windbach ergriff und nach allen Seiten drehte.

„Nichts vorhanden!“ lachte er. „Der Herzkönig ist intakt geblieben!“

„Gefehlt!“ sagte Dolores schwer atmend. „Gott sei Dank!“

„Aber wo mag die Kugel stecken?“ fragte Muggersleben, „ich habe gar nichts in das Brett schlagen hören.“

„Ja, wo ist die Kugel?“ sagte Durchlaucht.

„Hier!“ antwortete Prinz, der leichenblaß seinen Rock aufknöpfte, unter dem ein roter Strom hervorquoll.

Lautlos kniete Dolores bei dem Bewußtlosen nieder. Sie fühlte, daß, wenn er starb, ihr Leben zerstört sei, wenn er gerettet würde, sie diesem Manne dienen wollte und ihm Abbitte leisten, solange sie lebte. Jetzt war es ihr klar, jenes fieberhafte Gefühl, seit er sich vor ihr Pferd geworfen und ihr sagte: „Schämen Sie sich“ — daß sie ihn liebte — unsäglich liebte!

Die Herren waren viel erschrockener als sie. Sie traf alle Anstalten. Man trug ihn ins Haus. Und erst als der rasch herbeigeholte Arzt erklärt hatte, es sei keine direkte Lebensgefahr, brach sie schluchzend in ihrem Zimmer zusammen — —

Der Oberst des 6. Dragonerregiments hatte den Herren Offizieren der Schwadron für die Dauer der Pferdekrankheit Urlaub erteilt und einen Veterinärarzt zur Aufsicht nach Kniffelshausen beordert.

Der erste, welcher davon Gebrauch machte, war Fürst Kreß. Er hatte durch einen Brief über seinen Hausherrn erfahren, daß derselbe sehr überschätzt werde. Von 50 Millionen Dollars sei keine Rede.

Kaum den 5. Teil sei er schwer. Na, und wenn er nur den 6ten schwer gewesen wäre! Aber mehr als die Revenue aus einigen Milliönchen hätte er der Tochter doch nicht mitgegeben. Und dafür eine Frau mit Affen, Schlangen, Krokodilen, Kartenblätter aus der Hand schießen? Nee, nee und nochmals nee.

Auch scheint sie absolut nicht zärtlicher Natur zu sein. Adieu Partie! Fürst Kreß reiste ab. — —

Der zweite, der den Urlaub benützte, war Windbach. Er hatte ein scharfes Auge in solchen Sachen: „Wenn der Junge da, der Tubenschinder und Schmierpinsel, erst aus seinem Lazarett entlassen ist — wo geht er hin? In die Druckerei und läßt Verlobungskarten drucken. Der Herzkönig war ominös! Unsereiner hat doch hof- und haushundsmäßiges Pech. Ick hätte mir sehr gern eins auf die Taille pletzen lassen. Nächstens trifft's eenen sowieso, ohne daß man noch dafür jeliebt wird. — Mein Schneider tut mir leid, der brave Mann. Na, Kopf oben, Windbach, es gibt noch mehr — — nee, lüge nicht, oller Junge, Dolorens jibt's verdammt dünne. Aber mir blühet diese Rose nicht. Fatum. Kismet. Schicksal. Jetzt studier' ich aus Kummer auf die Kriegsakademie!"

Mit ähnlichen Gedanken hatte sich Windbach empfohlen.

Am längsten hielt Muggersleben aus. Er hatte sich an der Pflege des kranken Kameraden sehr freundschaftlich beteiligt, und als dieser aufstehen konnte, machte er seinen Abschiedsbesuch.

Er drückte dem alten Diaz fast die Hände entzwei, und als er Dolores Adieu sagte, hätte der brave Graf Hanns fast geheult. Doch nahm er sich zusammen und sagte, daß der Rotz nun bald überstanden sei — und er preise den Rotz, denn nur dadurch hatte er sie ja kennen gelernt, und es ginge ja freilich nicht, daß man gleich immer in den Himmel hineinreite, und wenn ihm auch die Krokodile den Stuhl umgeschmissen hätten, so sei doch was sitzen geblieben. — „Amors Pfeil" hatte er sich vorgenommen zu sagen. Da kam es ihm aber wieder zu albern vor, und er ließ es und begnügte sich damit, Dolores die Hand zu drücken, daß ihr die Gelenke knirschten.

— Als er im Coupé saß, fiel ihm auch auf einmal der zweite Vers ein:

„O wunderbare Miß Dolores,
Mein Liebesglück, ach, ich verlor es.“

Da ging es dann mit „kopores“ usw. ganz leicht weiter.

Ja, der Schmerz macht den Dichter!

Den Tag, an dem Oskar Prinz zum erstenmal ins Freie gehen durfte, hatte Dolores ersehnt und gefürchtet. Und als er jetzt am Arm des Sennors Diaz etwas bleich, aber ganz munter heraustrat auf die Terrasse in die goldige, klare Herbstluft, da trat sie zaghaft aus ihrem Winkel, in dem sie seit einer Stunde gewartet hatte, auf ihn zu. „Können Sie verzeihen?“ stammelte sie, seine Hand ergreifend.

Oskar Prinz schaute ihr in die Augen und sagte: „Was soll ich Ihnen verzeihen? Ich danke Gott, der es so gefügt hat. Denn woher hätte ich sonst den Mut nehmen sollen, Dolores, Ihnen zu sagen — daß ich Sie liebe!“ flüsterte er ihr zu, die ihn selig umschlungen hielt. — —

Wentzel Stranitzky, welcher, seitdem ihn der Neger Jim bei jener Keilerei gebissen, sich sehr mit diesem befreundet hatte und sogar in Korrespondenz mit ihm stand, antwortete auf die Mitteilung Jims von der bevorstehenden Vermählung von Miß Dolores mit Herrn Prinz:

„Liebe Freind! Jawohl dak jest da hab zes. Wann brasilianische Madel dalkate glaubens, Prinz ise su vill wie Durglaug, wos aber nix is als ganses gewennlige Namm wie heise Huber. Ober ise schunst zu späd. Durglaug meines ise gworn Major — Roz hatt e no bißl der Rapp. Pan Oberleudnan Graf Mukerslöwe is a gangen auf Landtwirdschaf, hat e nimme mögn su vielles geärger vun naies Ritmeistr. Pan Leidnam Windbach wos imer nit had leiden gennen Daumen in Suppn, hat gedan Briefung in

11*

Agathemie, is fallen durch. Fraid mir. Sunst ist in Garnison hier langweiliges.

Also Hockzeit hab zes baldige! Dumasch da hast. Wann schon nimmt e Malermeister wo stinkt e nach Derwendinöl, hätte kennen nemmen auch Buchbinder was stingt nach Gleister. Hob ich nemlich gelernt



vor Milidär Buchbinde bis auf Lehrbub, wo dann bin gejagt worn fort.

Wer Glick had fierd die Braud heim. Aber der Dumme had den Glick, also muß sein Bräudigam Eieres saudumme Gerl, weil had diesen Glick.

Es grißt Dir Dein Wensel Stranitzky."

Das junge Paar war unendlich glücklich.

Scheibenschießen konnte Dolores gar nicht mehr aussprechen hören, und die lieben guten Tierchen, Cora, die biedere Brillenschlange, und Fix und Fox, das gemütliche Alligatorenpärchen, schenkte Dolores einem zoologischen Garten.

„Es ist mir lieber so", hatte der junge Gemahl erklärt. Und was der wollte, das galt! Ob es später auch immer so blieb, darüber fehlen die Berichte. Wir wollen aber das Allerbeste hoffen.

Der Landwehrmann.

In einem behäbigen Hause in der schönsten Lage der Stadt saß der Professor Gottfried von Erhart beim Mittagessen. — Es war Frühling und in das getäfelte, reiche Speisezimmer grüßten vom Park herein herrliche Düfte. Erhart war ein Mann Anfang der Dreißiger mit einem blassen Forscherantlitz, aus dem ein Paar gutmütige, lustige Augen schauten, die er eben voll Liebe auf seiner hübschen Gattin ruhen ließ, welche dem jüngsten von den drei Kindern, die um den runden Tisch saßen, behilflich war, ein großes Stück Apfelkuchen zu zerkleinern.

„Du, Papa", sagte der kleine Fritz, während er ein riesiges Stück besagten Kuchens in den Mund schob, „heut' hab' ich Kanonen gesehen mit der Jette — sie hat uns hingeführt, wie sie uns aus der Schule abholte."

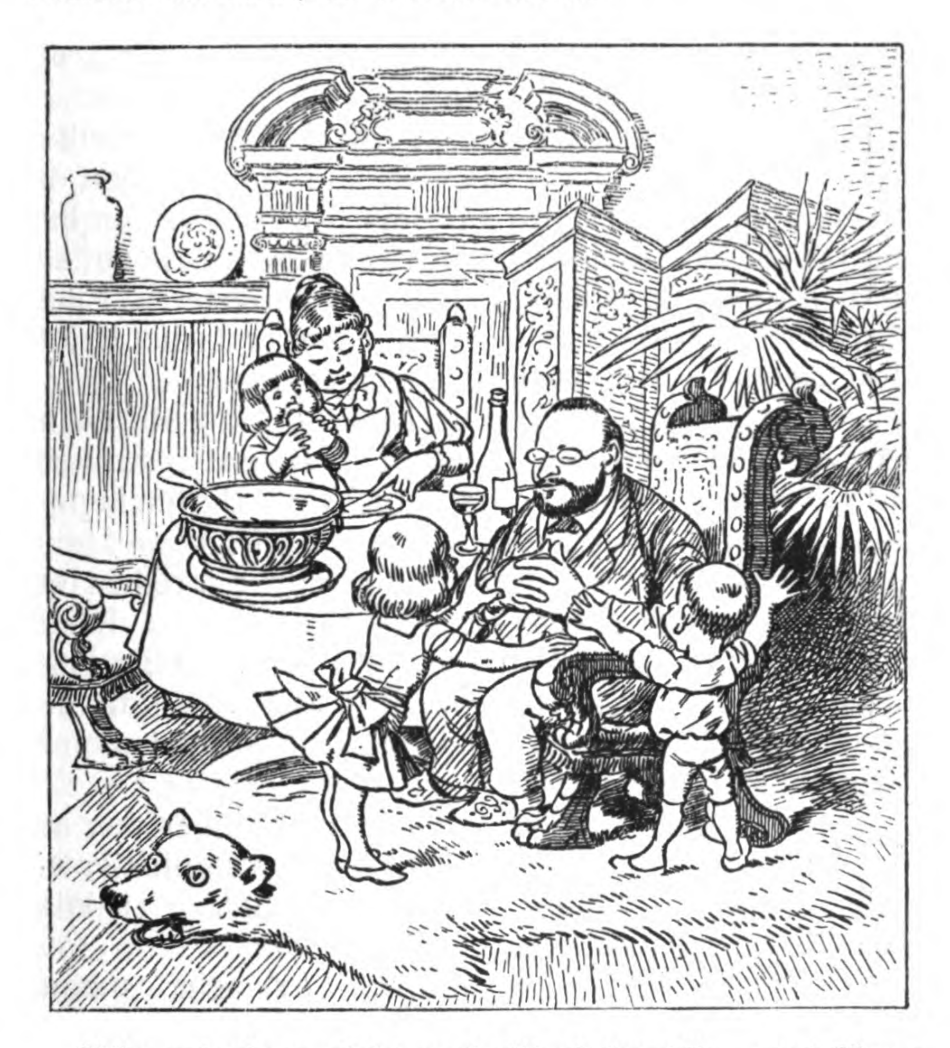
„Ja, Papa," schrien Else und Hans, „viele Kanonen — eine hinter der anderen; ein schreckliches Gepolter war's — und den Onkel Christof haben wir auch gesehen, er ist vorausgeritten auf einem Rappen."

„Du, Papa," fügte Fritz eifrig hinzu, „ich möchte auch einmal bei diesen Soldaten sein mit den Kanonen bei der Ar — Art —"

„Artillerie," ergänzte Frau Bettina von Erhart, ihrem blonden Söhnchen zulächelnd. „Artillerie nennt man diese Waffe. Euer Papa hat auch dabei gedient."

„Papa? Du! Wirklich?“ jubelten die Kinder. „Warum hast du keine Uniform? Mußt du auch mit in den Krieg? Bitte, Papa, erzähle uns doch!“

„Wenn ihr recht artig seid und nicht mehr über das Stiegengeländer rutscht,“ sagte der Professor, „dann erzähle ich euch, so viel ihr wollt.“



„Wir rutschen nicht mehr!“ riefen Elsa und Hans wie aus einem Munde. „Aber nicht wahr, Herzenspapa, dann erzählst du uns auch von Ägypten — und von Afrika — ja, und von dem Krokodil — —“

„Nein, nein, von der Artillerie, gelt, Papa?“ schrie Fritz.

„Ja, ja, was ihr wollt — so, jetzt kommt, wir wollen im Gartenhaus Kaffee trinken.“ Und der Herr Professor verfügte sich in den prächtigen Garten, am Arm die hübsche Frau Bettina, umjubelt von den Kindern, eine Zigarre mit aller Behaglichkeit rauchend, wie sie ein Mann empfinden darf, der in seinem Berufe zu den ersten zählte, der ein reiches Haus sein eigen nannte, und als kostbarsten Schatz darin die liebe Familie.

Man hatte in dem japanisch eingerichteten Pavillon Platz genommen, und Frau Bettina schenkte eben die Tassen voll, als Schritte auf dem Kies knirschten und ein Diener erschien, der dem Herrn Professor auf silbernem Tablett einige Briefe präsentierte. „Einen Augenblick, liebe Kinder, laßt mich erst die Briefe durchsehen.“ Erhart öffnete den ersten:

„Im Auftrage Seiner Hoheit — — ah, beim Prinzen Stefan morgen zur Tafel geladen — da mußt du gleich deine neue Toilette anziehen, Bettinchen — freut mich, daß der Prinz wieder hier ist — —“

Inzwischen hatte Erhart das zweite Schreiben ergriffen. „Vom Landwehr-Bezirkskommando“ — hastig erbrach er es. „Auf 12 Tage zur Dienstleistung beim Garde-Feld-Artillerie-Regiment einberufen — ah, das kommt aber unerwartet und gerade während meines Urlaubs —“

Frau Bettina beugte sich teilnehmend über das unheilvolle Blatt. „Aber, Gottfried, das tut ja nichts, wir freuen uns, dich in der Uniform bewundern zu können!“

„Die Bewunderung wird nicht groß sein,“ meinte Erhart mit einem bittersüßen Lächeln, „kommt, Kinder, spielt ein wenig im Garten, mir ist die Lust zum Erzählen vergangen, heute abend vielleicht — so geht nur!“

Die folgsamen Kinder sprangen in den Garten. „Die Sache ist nämlich wirklich nicht sehr reizend — ja, wenn ich Offizier wäre — —“

„Wie, Gottfried, du bist nicht Offizier?“ erstaunte die junge Frau.

„Schau' mich nicht so an,“ lachte Erhart, „sonst schäme ich mich wahrhaftig. Ich will nicht hoffen, daß das Bekenntnis, welches ich dir jetzt mache, deiner Liebe Eintrag tut. Ja, lache nur — so höre denn.“

Der Professor erhob sich mit komischem Pathos. „Dein Gatte, der Naturforscher, Mitglied soundso vieler Akademien, Ritter soundso vieler Orden, ist in seinem Verhältnis als waffenpflichtiger Staatsbürger — — — Gefreiter!“

Frau Bettina lachte aus vollem Halse.

„Wenn ich das gewußt hätte, Gottfried, hätte ich dich nicht geheiratet — pfui, Gefreiter — mit einem Knopf?“

„Ja, mit einem Knopf,“ lachte der Gemahl.

„Ich wurde nämlich hauptsächlich wegen meines Bruders Christof nicht qualifiziert. Christof war damals noch Leutnant und wurde unglücklicherweise Instruktions-Offizier der Einjährig-Freiwilligen. Er war damals ebenso wie heute das personifizierte Pflichtgefühl, und ich nehme es ihm gar nicht übel, daß er, eben weil ich sein jüngerer Bruder war, bei mir doppelt so streng sein zu müssen glaubte. Da ich nun, abgesehen von einem gänzlichen Mangel an militärischem Talent, gerade damals mich für gar nichts interessierte als für die wissenschaftliche Frage, deren Lösung mir auch meinen Ruf begründete, so war mein armer Bruder wirklich oft genötigt, mich wegen Unachtsamkeit einzusperren. Der arme Christof! Er bekam zu Hause bei den Eltern dann immer die größten Vorwürfe, und ich erinnere mich, daß die gute Mutter einmal ganz außer sich war, weil Christof sagte, wenn er im Feldzug mein Vorgesetzter würde, und ich täte meine Schuldigkeit nicht, so ließe er mich erschießen wie jeden andern.

Nun, das Jahr ging vorüber, ich wurde als Gefreiter entlassen, ich war nur froh, jetzt ganz meiner Wissen-

schaft leben zu können, und schiffte mich begeistert nach Afrika ein. Mein Bruder Christof nahm sich die Sache viel mehr zu Herzen als ich. Noch beim Abschied sagte er ganz ernst, ich hätte erst nachdienen und mir die Qualifikation zum Offizier erwerben sollen. —

Nun, ich hatte den Vorteil, daß ich zu keiner Übung mehr einzurücken brauchte, mit Ausnahme einer einzigen — wie du hier siehst, und das wird auch bald überstanden sein."

Während die beiden Gatten noch so plaudernd beim Kaffee saßen, kam ein großer Offizier den Weg herauf. Sein gebräuntes Gesicht mit dem starken Schnurrbart hatte trotz der gutmütigen Augen einen strengen, geschlossenen Ausdruck.

„Guten Tag, Gottfried." — „Ah, du bist's, Christof?" — „Guten Tag, lieber Schwager." Man begrüßte sich händeschüttelnd. Es war der Hauptmann Christof von Erhart.

„Du, Christof," sagte der Professor, während Frau Bettina dem Gast Kaffee einschenkte. „Du wirst lachen. Ich bin auf 12 Tage zur Landwehrübung einberufen."

Aber Bruder Christof lachte nicht. Er runzelte bloß die Stirn und machte „hm".

„Du glaubst vielleicht, es ist mir sehr unangenehm, im Gegenteil, lieber Christof. Ich dürfte ja nur bei meinen Beziehungen ein Wort sagen, so würde man wohl bei meiner Stellung von der Übung absehen, aber — —"

„Da irrst du dich," unterbrach ihn der Hauptmann. „Du hast da wieder dieselbe falsche Ansicht wie damals als Einjähriger, als du glaubtest, du brauchest zu keinem Dienst rechtzeitig zu kommen, weil du mein Bruder bist! Und jetzt meinst du, der Staat soll dir zulieb, weil du es bist, wieder eine Ausnahme machen. Das kommt davon. Ein vom Glück geprügelter Mensch, das warst du von jeher. Daher mangelt dir

auch der Sinn für das strenge Pflichtgefühl, welches — —"

„Oho," ereiferte sich der Professor, „ich diene dem Staat auf meine Weise, um Kanonen abzuschießen, braucht man nicht das Wissen, das ich mir errungen."

„Jawohl, wenn du nur wenigstens eine Kanone abschießen könntest — aber das hast du ja nicht gelernt. Du dienst dem Staat auf deine Weise. Ganz gut. Aber der Staat verlangt von dir auch, daß du ein Geschütz abfeuern kannst. Wenn heute befohlen wird, daß ich eine Abhandlung über Käfer und Spinnen schreibe, so kannst du sicher sein, ich schreibe sie, und wenn mir das Gehirn bei den Haaren herauskommt."

„Ja — wird auch danach ausfallen."

„Besser jedenfalls als deine Geschützbedienung!"

„Wie kann man so etwas überhaupt vergleichen!"

„Wärst du dabei gewesen, wie die französischen Kürassiere auf uns attackierten, so hättest du eingesehen, daß ein langsamer Peter, wie du am Geschütz, dem Vaterland mehr geschadet hätte, als deine sämtlichen Käfer- und Heuschreckensammlungen Nutzen stiften."

„Aber Brüder," begütigte Frau Bettina, „wer wird sich so ereifern!"

„Du hast recht, liebe Schwägerin — es nutzt ja doch nichts, da fehlen eben alle Voraussetzungen. Ich habe es längst aufgegeben. — Na, ich wünsche dir nur, daß du nicht meiner Batterie zugeteilt wirst!! Vielmehr mir wünsch' ich es, du würdest wieder Sachen anstellen, daß ich deinetwegen noch in Pension müßte."

„Oh, dann schreibst du die Abhandlung über Käfer und Spinnen!" lachte der Professor.

„Ja, und Heuschrecken — na, adieu, Schwägerin — ich muß in die Kaserne — adieu, Gottfried. Weißt du, eigentlich sündigst du sehr auf meine brüderliche Liebe. Daß der Bruder vom Hauptmann Erhart gemeiner Soldat ist, wenn auch nur 12 Tage, das ist

nicht gerade angenehm. Du wirst dich wundern. Jetzt bist du nicht mehr Einjähriger. Na, in Gottes Namen. Adieu, Leutchen."

Damit empfahl sich der brave Hauptmann.

„Du irrst dich, Christof," schrie ihm der Professor nach, „ich bin ja Gefreiter!"

„Ist bekanntlich nur ein höherer Grad der Gemeinheit," replizierte der Hauptmann aus der Ferne.

*

Der Tag war herangerückt, an welchem der Herr Professor Weib und Kind verlassen sollte, um dem Staate zu dienen. Das Regiment befand sich bei den Schießübungen auf der Dunnersheide, und der Herr Professor hatte sich per Bahn dahin zu verfügen. Auf dem Bahnhof zärtlicher Abschied, als ging' es ins Feld, und Frau Bettina hatte wirklich Mühe, bei dem Gedanken daran die Tränen zurückzuhalten. Gottfried winkte noch aus dem Fenster des Coupés erster Klasse zurück, lehnte sich dann behaglich in die Polster und vertiefte sich in ein wissenschaftliches Werk, den köstlichen Duft einer Havanna vor sich hinblasend. So verging die mehrstündige Fahrt rasch. Fast hätte der Professor den Ruf Dunnersheide überhört, so sehr fesselte ihn seine Lektüre.

Auf dem Perron standen schon in Reih' und Glied etwa 50 Männer in bäuerlicher und bürgerlicher Kleidung, die einen die wenigen Habseligkeiten im Schnupftuch tragend, andere mit kleinen Köfferchen. Ein Wachtmeister und einige Unteroffiziere hatten schon wiederholt abgezählt, und während ein Unteroffizier „rechts um" kommandierte und sich der Zug in Bewegung setzte, schimpfte der Wachtmeister mit einer Bärenstimme, es sei wieder einer zuwenig.

„Herr Unteroffizier," rief der Profesor, aus dem Wagen steigend, immer noch das Buch in der Hand. „Ich gehöre auch dazu, glaub' ich!"

„Wie heißen Sie?" brüllte der Wachtmeister.

„Richtig, Erhart — warum kommen Sie denn nicht heraus, glauben Sie, wenn Sie 1. Klasse fahren, imponieren Sie uns — —?“

„Aber, Herr Unteroffizier — —“

„Der Deibel ist Ihr Unteroffizier — können Sie nicht



sehen, daß ein Wachtmeister mit Ihnen spricht. Halten Sie Ihr Maul und machen Sie, daß Sie in Reih' und Glied kommen!“

„Ich muß aber doch mein Gepäck — — —“

„Wollen Sie gehorchen, Schockschwerenot, beim

ersten Wort, das Sie noch reden, sollen Sie an die Einberufung denken."

Der Zug fuhr inzwischen ab, das Gepäck des Herrn Professors mit ihm. Wütend war dieser der marschierenden Mannschaft nachgelaufen; aber er wagte gegen den groben Wachtmeister nichts mehr zu sagen.

Auf dem Koffer steht ja Namen und Adresse. Den bekomme ich schon wieder, mit Wäsche muß mir Christof aushelfen — aber wenn diese Behandlung so weitergeht, können diese 12 Tage recht heiter werden.

Unter solchen Gedanken erreichte Erhart mit den übrigen Landwehrmännern das Barackenlager. „Halt — Front," kommandierte der Wachtmeister, als der Trupp vor einer Baracke im mittleren Teil des Lagers angelangt war.

Die Sonne brannte tüchtig herunter, und der Herr Professor begann bereits, an seine kühle Studierstube zu denken.

„So, jetzt faßt jeder von euch seine Monturstücke," begann der Wachtmeister, „und dann holt sich jeder im Furagemagazin ein Bund Stroh und stopft sich den Strohsack. Dann könnt ihr meinetwegen die Menage kriegen, um 3 Uhr wird aber in der Montur angetreten zum Detailexerzieren. Weggetreten!"

Die Landwehrmänner traten zuerst in die Baracke und schichteten ihre Gepäckstücke auf das Zapfenbrett, das über jeder der eisernen Bettstellen angebracht war, und wurden dann von einem Unteroffizier in die Kammer geführt, wo jeder seine Montierungsstücke empfing.

Unser Professor war einer der letzten. Es war ihm schrecklich unbehaglich zumute. Dieser Geruch nach Kommißbrot und Lederzeug war ihm von jeher etwas Greuliches gewesen. „Haben Sie keinen bessern Rock?" sagte er zu dem betreffenden Unteroffizier, mit zweifelhaftem Blick den Waffenrock musternd,

dessen schmieriger Kragen nicht einmal durch den glänzenden Gefreitenknopf gehoben werden konnte.

„Erstens bin ich keen ‚Sie', sondern die Anrede ist ‚Herr Unteroffizier', zweitens werden Sie mit Ihren ‚Winterfenstern' — er meinte die Brille des Professors — „in eenem annern Rock ooch keenen klügern Kopp kriegen. Wann Sie aber wollen, dann schick' ich mor-



gen eenen Extrakurier nach Paris und laß Ihnen den dortigen Regimentsschneider kommen. Und jetzt drücken Sie sich, ich habe noch mehr zu schaffen!" Damit warf er dem armen Erhart noch eine Hose, Mütze, Halsbinde und Drillichanzug über die Arme, legte einen Säbel darauf und stülpte ihm einen Helm auf den Kopf. „Paßt!" schrie er. „Weiter, der Nächste!"

Der Helm rutschte zwar dem armen Erhart über

die Ohren, aber er hatte nicht einmal Zeit, wütend zu werden, so schnell ging das alles.

In die Baracke zurückgekehrt, ging die Umwandlung vor sich. Wenn Bettina ihn so sehen könnte. Die weiten Hosen, unter denen der kleine Fuß kaum zum Vorschein kam, der Rock mit den zu langen Ärmeln und dem schmierigen Kragen, die Feldmütze auf dem Kopf, der mit seiner bedeutenden Stirn und den Brillen so gar nicht zu diesem Anzug paßte!

Der Herr Professor seufzte tief auf.

„Sie sin wohl auch nich gerne eingerückt, Herr Professor?" sagte der Nachbar zur Linken, ein furchtbar schmierig aussehender Mann, der Erhart übrigens bekannt vorkam.

„Sie kennen mich wohl nich in die Verkleidung?" lachte der andere. „Ich bin der Gärtner, den Sie emol fortgejagt haben. Es hat sich damals um eine Kleinigkeit gehandelt, die wechgekummen war. 's hat mir schlecht gegange seit der Zeit. Aber es freut mich, daß wir uns doch wiederfinden!"

Erhart graute es. Er kam sich vor wie zur Zwangsarbeit verurteilt. Mit diesem Kerl — jawohl, er erinnerte sich ganz gut — mit diesem Menschen 12 Tage an die Galeere geschmiedet!

In sein Schicksal ergeben, holte der Professor sein Bündel Stroh und stopfte es in den Strohsack, wobei der zudringliche Nachbar immer ein Gespräch anzuknüpfen suchte.

Er ließ die Mannschaft ruhig die Menage holen gehen.

„Holst du keine Menage?" fragte der Nachbar zur Rechten, ein stämmiger Bauersmann, den Professor.

„Nein, mein Freund," erwiderte dieser. „Sie können meine Portion für sich nehmen."

Der Bauersmann bedankte sich, seinen Kameraden verwundert anschauend. Seinen Bruder Christof aufzusuchen, schämte sich der Professor. „Du bist nicht mehr Einjährig-Freiwilliger," das klang ihm noch in

den Ohren. Er schritt also zur Kantine, die einige hundert Schritte entfernt war, und setzte sich an einen der Holztische, die im Freien angebracht waren. Bier und Käse war alles, was man haben konnte. Seufzend dachte der Professor an sein altdeutsches Speisezimmer. Aber der Hunger ist ein guter Ersatz für ele-



gantes Gedeck. Er ließ sich das einfache Mahl schmecken, brauchte er doch wenigstens nicht neben dem davongejagten Gärtner sich aufzuhalten.

Ganz gemütlich wurde es ihm sogar, als er sich eine von den guten Zigarren anzündete, die er noch bei sich hatte. Er lachte vor sich hin bei dem Gedanken, diese Strapazen alle in komischer Beleuchtung seiner Bettina zu erzählen. Dabei übersah er einen

12

Offizier, welcher an ihm vorüberging. Der Professor hatte vergessen, daß er in Uniform war, denn er dachte an ganz was anderes, nach der Weise der deutschen Gelehrten, die immer an was anderes denken, als an die Gegenwart.

In diese wurde er unsanft zurückgeschleudert durch den hohen Diskant des Leutnants:

„Sie Bauernkerl — stehen Sie mal auf! Glotzt mir



da ganz frech ins Gesicht und — — —" Hier stockte der Leutnant, und der Professor, der aufgesprungen war, machte ein sehr verblüfftes Gesicht. Sie hatten sich beide erkannt. Es war der Reserveleutnant von Rumpke, den er vergangenes Jahr im Examen hatte durchfallen lassen. Während der Professor stramm dastand, die Hand an der Hosennaht, faßte sich der Leutnant von seiner Überraschung.

„Ein Mann wie Sie dürfte wohl so viel moralische

Kraft haben, während einiger Wochen diese kleinen Pflichten zu erfüllen. Es ist mir sehr unangenehm, Sie melden zu müssen, aber das ist m e i n e Pflicht!"

Der Reserveleutnant entfernte sich und ließ den Professor wieder allein mit seinen Gedanken. Dieser ließ sich aus Ärger noch ein Glas Bier kommen und rauchte noch eine Zigarre, worauf der Ärger wieder etwas nachließ, so daß Erhart imstande war, mittels eines Mikroskops, das er aus der Brusttasche zog, die Käserinde eingehender Beobachtung zu unterziehen.

Eine Viertelstunde mochte er so gesessen haben, als er ganz mechanisch nach seiner Taschenuhr sah. „Donnerwetter! — Schon 10 Minuten nach 3 Uhr! Punkt 3 Uhr soll ja zum Exerzieren angetreten werden." Er sprang auf und rannte, ohne zu bezahlen, fort.

Richtig, da standen sie schon in 2 Reihen aufgestellt, und davor mit einem Papier in der Hand — Christof — ja, wahrhaftig, kein anderer.

Der Professor raffte einen Rest militärischer Erinnerungen zusammen und trat auf seinen Bruder zu.

„Melde mich zur Stelle!"

„Wie heißen Sie?" fragte der Hauptmann, ohne eine Miene zu verziehen.

Der Professor mußte bei dem Gedanken lachen, daß ihn sein eigener Bruder nach seinem Namen fragte.

„Aber, Christof," wollte er mit gedämpfter Stimme anfangen, aber das Wort erstarb ihm, als er die zornfunkelnden Augen seines Bruders sah.

„Unteroffizier Schmidt — der Mann exerziert zwei Stunden nach — in feldmäßiger Ausrüstung, und meldet sich danach bei mir. Machen Sie, daß Sie in Reih' und Glied kommen, Sie Mensch ohne Pflichtgefühl!"

Gottfried schwoll die Zornesader, aber die militärischen Begriffe fanden sich, dank der Erlebnisse der letzten Stunden, allmählich wieder bei ihm ein.

Das Exerzieren begann.

Armer Professor! Du bist wirklich sehr talentlos,

12*

denn wenn einer fortwährend in falschem Schritt marschiert, kann die Geschichte unmöglich zusammen-



gehen. Dein davongejagter Gärtner macht dich völlig zuschanden, denn er wird von deinem Bruder, dem

Hauptmann, beim langsamen Schritt belobt, während du herumwackelst wie ein betrunkenes Huhn.

„Landwehrmann Erhart," schreit der Unteroffizier Schmidt, „ich werde Ihnen gleich einen Lehnstuhl bringen — so was von Faulheit und Dummheit is mir doch noch nie vorgekommen. Wollen Sie mal feststehn auf dem linken Bein — natürlich da fällt er schon wieder um. Ich möchte nur wissen, was Sie in Ihrer Zivilbeschäftigung sind, ich glaube, Sie sind wohl Menageriebesitzer, denn mir scheint, Sie können bloß mit wilden Viechern umgehen — — einen gebildeten Menschen verstehen Sie nicht — — hören Sie mich — feststehen sollen Sie auf dem linken Bein. — Ist der Mensch dumm — — feststehen und hinten aushalten. Eins — und zwei! Ich sag's ja immer, die mit den Winterfenstern sind die blödsinnigsten — eins und zwei." — Und dicke, unzählige Schweißtropfen fielen vom weisen Haupte des Herrn Professors auf die vaterländische Erde.

Als das Exerzieren zu Ende war und die andern fröhlich einrückten, mußte sich Erhart feldmäßig ausrüsten und noch einmal antreten. Wenn ihm sein Nachbar, der davongejagte Gärtner, nicht geholfen hätte, Erhart hätte in seinem ganzen Leben eher die bulgarische Frage als seinen zerflickten Mantel ins Rollen bringen können. Schweren Herzens trat der Herr Professor wieder an, um weiter gefoltert zu werden. Der Unteroffizier Schmidt war sehr übel aufgelegt, denn er war ja eigentlich auch gestraft, anstatt beim Bier sitzen zu können, mit dem Professor allein auf weiter Flur umherzuturnen.

„Sagen Sie mal!" fragte er den Professor in einer Pause, „warum sind Sie denn eigentlich gar so dumm?"

„Weil die Ölhaltigkeit meiner Kniegelenke nicht mit der Phosphormenge in Ihrem Kopf Schritt zu halten vermag — Herr Unteroffizier," sagte Erhart, über den ein gewisser Galgenhumor kam.

„Machen Sie man keine Witze," entgegnete der Unteroffizier etwas verdutzt. „Ich will Ihnen das Schritthalten schon beibringen."



„Was sind Sie denn eigentlich in Ihrem Zivilverhältnis?"

„Universitätsprofessor.“

„Hm — rührt euch. — Ja, sehen Sie, mein werter Herr Professor, es ist keene Kleinigkeit, so eine Übung. Na, Sie sind gut bezahlt, und wenn's alle ist, dann denken Sie sich, was geht's mich an und trinken Champagner. Unsereiner mit dem bißchen — — — was wollten Sie sagen — — ich dachte, Sie wollten was sagen. Ja, unsereiner mein' ich — natürlich, dem Wachtmeister, dem wird in die Rippen gestoßen, ich habe aber doch die Arbeit mit dem Abrichten und Nachexerzieren, und — —“

„Herr Unteroffizier, wenn Sie ein bißchen Nachsicht haben wollten, ich würde mich ja so gern erkenntlich zeigen. Wenn Sie wieder in die Stadt kommen, sollen Sie jeden Abend in meinem Haus Ihren Braten kriegen und —“

„Stillgestanden,“ brüllte Schmidt. „Hören Sie mal, ich glaube gar, Sie wollen Bestechungsversuche machen. Ihr Glück, daß wir allein sind. Und wenn Sie mir heute abend nach dem Exerzieren zehn Mark hinlegten, so könnte ich Ihnen doch nichts ersparen — ich würde die fünfzehn Mark nehmen und würde sagen, was sein muß, muß sein trotz der zwanzig Mark. Und was Ihren Kalbsbraten betrifft. Wie sagten Sie, Kalbs- oder Schweinsbraten —?“

„Was Sie wollen, Herr Unteroffizier,“ stammelte Gottfried, dem ein Hoffnungsschimmer am militärischen Horizont aufleuchtete.

„— Also was die verschiedenen Naturalverpflegungen nebst Bier und Zigarren betrifft, so sind Sie da nach der Übung freilich Ihr eigener Herr — aber kein Zoll breit von der Pflicht, und wenn Sie mir den Weg in die Stadt mit Rinderbraten und neuen Kartoffeln pflastern — ich werde sagen gut — aber — — — aber — — —“

Die Vorstellung dieser kulinarischen Genüsse ließ dem braven Unteroffizier den Verstand einen Augen-

blick stillstehen, denn er fand das Ende des Satzes nicht mehr.

„Rinderbraten mit neuen Kartoffeln," sagte er andächtig vor sich hin. — „Rührt Euch."

Der Herr Professor rührte sich wieder. Fünf Minuten wenigstens ließ der Unteroffizier den glücklichen Erhart in „Rührt Euch" stehen, und hätte ihn



wohl noch sehr lange stehen lassen, wenn nicht in der Ferne der Herr Oberst vorbeigeritten wäre.

„Stillgestanden. Langsamer Schritt — Batterie marsch! Eins und zwei — eins und zwei. — Wollen Sie Ihren verf—fehlen Sie mir doch das Tempo nicht. Aus—hal—ten — eins — und zwei — — Schafskopf—spielen und Sechsundsechzig ist freilich leichter, mein Lieber. Bitte, nehmen Sie sich zusammen. Falsch war das Tempo — wieder falsch — immer falsch. Sie

Vieh — — lieber ist es mir, wenn Sie beim Niedertreten die Fußspitze strecken. Nicht so! Verzweifeln möchte man! Strecken! O Sie Es — — — ist falsch.“

Da war der Herr Oberst glücklich vorbei, und Gottfried durfte wieder rühren.

Es war rührend anzusehen.

Die zwei Stunden waren vorüber. Erhart durfte



einrücken. Die Abendsonne goß ihren milden Schein über das Lager und stahl sich durch die kleinen Fensterluken der Holzbaracken, so daß es fast aussah, als sei es drinnen behaglich. Der davongejagte Gärtner schien es wenigstens so zu finden, denn er lag auf seinem Strohsack, die Arme unterm Kopfe, mit übergeschlagenen Beinen, und die Tabakspfeife im Mund. Wie er so über seine rote Nase weg ver-

schmitzt den Professor anblinzelte, empfand dieser etwas wie Neid.

„Das muß anders werden," sagte er bei sich. „Wenn die übrigen elf Tage so werden wie dieser erste, dann bin ich tot, noch bevor ich entlassen werde. Und wer ist schuld? Dieser Christof, der ekelhafte Dienstknopf. Aber jetzt gleich geh' ich zu ihm. Ich will mich im Bureau verwenden lassen, aber langsamen Schritt, das hat ein Mann wie ich bei Gott nicht nötig."

Sofort eilte er zu den Offiziersbaracken und fand nach einigem Suchen den Namen seines Bruders auf einer Türe.

Er klopfte.

„Herein!"

„Guten Abend, Christof. Höre mal, ich habe die Geschichte satt, du könntest auch so viel Rücksicht haben und — —

Mit fürchterlichem Blick und einem donnerähnlichen Gebrüll schrie der Hauptmann von Erhart, der eben am Schreibtisch saß, seinen armen Bruder an:

„Sternhagelmohrenelement nochmal. — Gehen Sie auf der Stelle zurück und treten Sie herein, wie es sich gehört, sonst lasse ich Sie prozessieren. Warten Sie, bis ich Ihnen die Erlaubnis gebe, außerdienstlich mit mir zu reden!"

Was wollte Gottfried machen? Er ging wieder hinaus, klopfte und trat stramm herein.

„Gefreiter Erhart meldet sich dem Herrn Hauptmann zur Stelle!"

„So ist's gut," sagte der Hauptmann. „Jetzt erlaube ich dir, außerdienstlich mit mir zu reden. Daß man dir solche Dinge sagen muß, wozu bist du denn einberufen, als um die militärische Disziplin aufzufrischen?"

„Du irrst — Pardon — Sie irren, hochgeborener, gestrenger Herr Hauptmann. Ich bin einberufen, um eines langsamen, qualvollen Martertodes zu sterben."

Der Hauptmann runzelte die Stirn.

„Du bist und bleibst ein Muttersöhnchen.“

„Und du bist und bleibst ein — — — nein, nein, ich will lieber das Maul halten, sonst lassen mich der Herr Hauptmann köpfen. Aber das sag' ich dir, wenn das so weiter geht, wie heute, dann desertiere ich übermorgen — — ach, da hängt ja eine prachtvolle Clubonia nigra.“ Der Professor warf seine Feldmütze weg und stieg auf einen Stuhl, um eine große Spinne zu betrachten, die am Fensterkreuz ihre Fäden ausgebreitet hatte. „Siehst du, ich hatte doch recht gegenüber dem Professor Fröschle, der behauptet: daß die Clubonia — — —“

„Lieber Gottfried,“ unterbrach ihn der Hauptmann seufzend, „sei so gut, und lasse ein vernünftiges Wort mit dir reden, ich gebe es auf, mit dir über Dinge zu streiten, die du nie verstehen wirst, aber ich bitte dich dringend, sei wenigstens für diese elf Tage ein Soldat, es würde mir sehr leid für dich sein, wenn man dich zur Strafe noch länger behalten müßte. Ich habe die Aufsicht über die Landwehrübung zugeteilt bekommen, und werde unnachsichtlich meine Pflicht tun. Die nächsten Tage bin ich bei meiner eigenen Batterie durch die kriegsmäßigen Schießen in Anspruch genommen. Zum Schluß eurer Übung werdet ihr Landwehrleute unter meiner Führung in eine Batterie zu einem kriegsmäßigen Schießen zusammengestellt. Ich ermahne dich in aller brüderlichen Liebe, gib acht, daß nichts vorkommt und — — — ich glaube, du hörst gar nicht auf mit deiner verdammten Spinne, ich werde sie gleich durch meinen Burschen per Besen hinauskehren lassen!“

„Um Gottes willen nicht, liebster Christof,“ rief der Professor. „Erlaube, daß ich das kostbare Tier mitnehme.“ Rasch hatte er die Feldmütze ergriffen, stieg auf den Schreibtisch und packte die Clubonia nigra ein.

„Meinetwegen kannst du alle Spinnen im ganzen Lager fangen — auch die Flöhe. — Ich sage dir wei-

ter nichts mehr, du bist und bleibst unverbesserlich," sagte der Hauptmann ärgerlich. Der Professor, der



über seinen Fund ganz glücklich war, erwiderte lachend:

„Sei nur zufrieden, lieber Bruder, ich verspreche

dir die größte Aufmerksamkeit. Was ich noch sagen wollte, du mußt so freundlich sein und mir ein wenig mit Wäsche aushelfen, mein Koffer ist liegen geblieben."

„Laß dir von meinem Burschen geben, was du brauchst; ich gehe jetzt ins Kasino; ich habe keine Lust mehr, mich mit dir zu ärgern." Damit ließ der strenge Hauptmann seinen Bruder allein, welcher alsbald mit einem Pack Wäsche wieder nach seiner Baracke abzog. Ein Entschluß war ihm gekommen. Er klopfte am Verschlag des Wachtmeisters, immer noch die Mütze sorgsam zuhaltend.

Ein brummiges „Herein" ertönte.

Der Wachtmeister hatte sich im Laufe der Zeit große Menschenkenntnis angeeignet und begriff sofort, daß der Besuch angenehmer Natur war. Sehr höflich empfing er den Professor, so daß dieser ermutigt eine 50 Mark-Note hervorzog und sie dem Gestrengen einhändigte.

„Verehrter Herr Wachtmeister, ich möchte Ihnen gern für ihre Mühe erkenntlich sein, ebenso wenn die Übung zu Ende ist, nur möchte ich bitten — —"

„Ich habe mir schon gedacht," sagte der Wachtmeister, indem er, ohne eine Miene zu verziehen, die Banknote einsteckte, „daß Sie besser im inneren Dienst zu verwenden sind. Sie müssen für die Dauer Ihrer Einberufung die Schießlisten ins Reine schreiben. Aber sauber, das bitt' ich mir aus. Und damit Sie immer gleich bei der Arbeit sein können, werden Sie hier in meiner Baracke schlafen. — Was Ihr Geschenk betrifft — derartige Sachen können natürlich auf den Dienst keinen Einfluß haben. Der Dienst muß geschehen. Sapperment nochmal, das wollt' ich mir ausbitten. Aber wie man es einteilt, das ist Sache des Wachtmeisters, und daß man da einem, der Manier hat, einen manierlichen Dienst gibt, das versteht sich. Aber der Dienst muß gemacht werden, das ist die Pointe. Der Dienst vor allem!"

„Wenn das mein strenger Bruder wüßte!" dachte Gottfried mit innerlichem Triumphe.

"Was halten Sie denn Ihre Mütze so ängstlich?" begann der Wachtmeister wieder in wohlwollendem Ton. „Stehn Sie nur bequem! Haben Sie sonst noch einen Wunsch?"

„Jawohl, Herr Wachtmeister — hier!" Der Professor zeigte seine Mütze.

„Ah — haben Sie junge Lerchen gefangen?"

„Nein, Herr Wachtmeister, eine seltene Spinne, die



möchte ich, wenn Sie's nicht geniert, am Fensterkreuz einnisten lassen, um sie zu beobachten."

„Hm, eine Spinne — ist zwar gegen die Propretät, aber Sie sind wohl Botaniker, da mag es angehen, aber das sag' ich Ihnen, wann sie zu mir 'rüberkrabbelt, quetsch' ich Ihre Spinne mit dem Stiefel kaput. Wenn Sie sich übrigens für derartige Tiere interessieren, unter dem Brett da drüben haben wir auch Schwaben, Russen, Kellerasseln sowie — — —"

„Danke, danke, Herr Wachtmeister, ich habe ganz genug an meiner Spinne." — — —

Die nächste Woche verging für unseren Professor ganz herrlich. Er brauchte nicht mehr mit auszurücken, und wenn der Hauptmann Christof, der in diesen Tagen sich über die Landwehrleute bloß berichten ließ, den Wachtmeister nach seinem Bruder fragte, erhielt er die beruhigendsten Antworten.

Aber niemand darf ungestraft unter Palmen wandeln, und es ging dem Professor in der Baracke des Wachtmeisters zu gut, als daß ihn nicht die Nemesis noch hätte erreichen sollen.

„Morgen müssen Sie mit ausrücken, verehrter Herr Professor," sagte der Wachtmeister am Abend des zehnten Tages. „Der Herr Hauptmann hat eigens befohlen, daß Sie als Nr. 4 eingeteilt werden. Es ist die leichteste Nummer."

„Sie wissen ja, der Nr. 4 braucht bloß die Granaten und Schrapnels aus dem Geschoßkasten zu nehmen, ans Geschütz zu laufen und das Geschoß ins Rohr zu stecken. Das ist alles. Und wie steht es denn mit dem Reiten?"

„Miserabel," gab der Professor, der eben die Spinne fütterte, lakonisch zur Antwort.

„Na, ich geb' Ihnen ein frommes Pferd. Nur Mut. Prinz Stefan, der Inspekteur, wird dem Schießen beiwohnen."

„So? Geschossen wird? Wo denn?" meinte der zerstreute Professor.

Der Wachtmeister lachte: „Sie sind ganz weg mit ihrem langbeinigen Ungeheuer. Na, mir kann's recht sein — Chagrin a son gout — sagt der Franzose."

Ein herrlicher Sommermorgen erwachte über dem Lager. Mit einiger Aufregung kleidete sich der Professor in des Königs Rock. Eine große No. 4 war ihm die ganze Nacht im Traum vorgeschwebt, die sich immer in dem Netz seiner Spinne fing. Er legte einen Bogen Packpapier in den zu weiten Helm, zog Säbel und Kartusche an und eilte in den Stall, um das

Schlachtroß zu betrachten, auf dem er heute als No. 4 seine Heldentaten begehen sollte.

Im Stall war alles in der größten Rührigkeit, der Wachtmeister zeigte Gottfried das Pferd. „Ich habe den Pechvogel gleich satteln lassen, Sie wären doch nicht zurechtgekommen."

„Pechvogel heißt das Tier?" fragte der Professor kleinlaut.

„Jawohl, die P sind der älteste Jahrgang: „Peon",



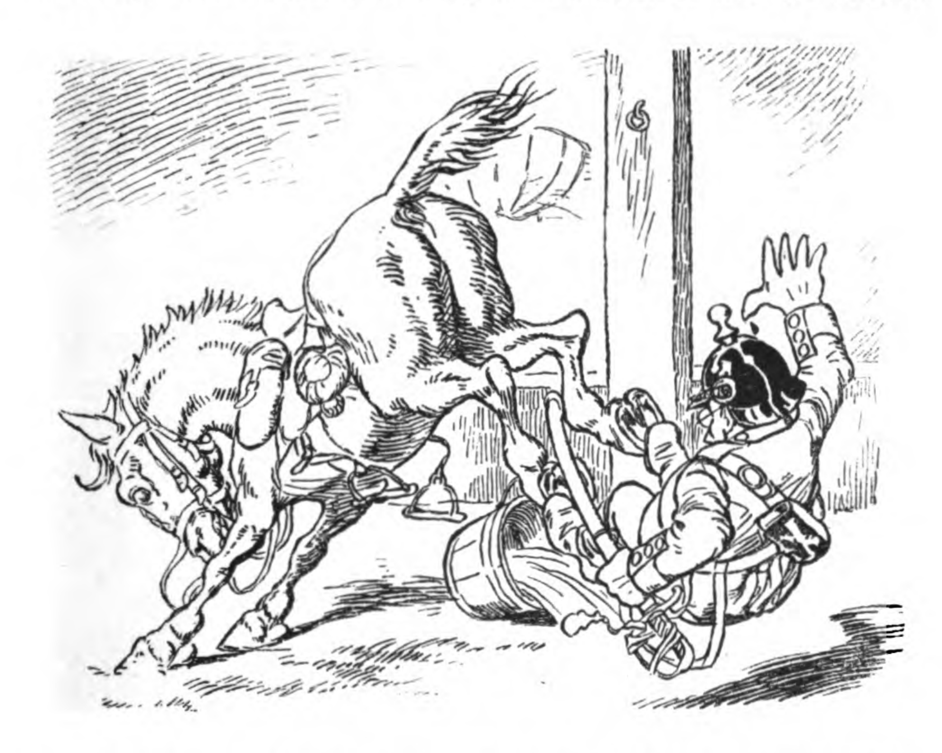
„Pytagoras" und „Penelope" sind in der Bespannung, „Peter" ist zu hoch für Sie. „Pechvogel" ist für Sie passend. Aber vorwärts, wir rücken aus."

Erhart betrachtete sein Streitroß mit mißtrauischen Blicken, und dieses ihn.

Der Professor streckte, wie um Freundschaft zu schließen, die Hand nach dem Pferde aus. „Schnapp," machte der brave Pechvogel, und das rote Blut sickerte aus dem Daumen durch den Handschuh. „Au weh," schrie der brave Professor, „du elender

Racker!" und versetzte dem edlen Roß mit der Säbelscheide einen Stoß, welchen dieses sofort mit dem rechten Hinterfuß erwiderte, daß der arme Naturforscher zum Stand hinausflog.

„Das soll ein frommes Pferd sein!?" murmelte er, wehmütig sich die Stelle reibend, auf welche ihm Pechvogel seine Mißachtung aufgestempelt hatte. Behutsam schlich er sich von der anderen Seite herbei, erwischte den Zaum und fing an zu reißen wie an einem



Glockenzug. Ohne weiteren Unfall brachte der Reitersmann den alten Gaul, der durch die Behandlung sehr aufgeregt war, ins Freie. Beim Aufsitzen hegte Pechvogel noch die deutlich ausgesprochene Absicht, seinen Herrn von hinten meuchlings zu beißen, erwischte aber nur die Säbelkoppel, die, entzweigerissen, fröhlich im Morgenwind flatterte.

„Mit Zügen rechts schwenkt, marsch."

Fort ging's gegen die Schußlinie zu.

So weit wär' es ganz leidlich gegangen, wenn auch

13

das Gefühl, welches Erhart auf dem Pechvogel hatte, genau dem ähnlich war, welches er empfunden, als er



von Mekka weg zum erstenmal auf einem Kamel gesessen hatte.

Aber plötzlich hieß es Trab.

„Ums Himmels willen, dieses Stoßen — nein, das halt' ich nicht aus" — hopp, hopp, hopp — der Professor tanzte auf dem Gaul herum wie ein Gummiball. Krampfhaft hing er sich in die Zügel. Pechvogel wurde immer schärfer. Die beiden Kanoniere, zwischen denen Erhart ritt, schimpften. „Batterie links marschiert auf, Galopp" tönt Hauptmann Christofs kräftige Stimme. Der hintere Zug, in dem Gottfried ist, muß sich neben den vorderen setzen, der im Trab bleibt.

„Halb links — Galopp marsch," schreit der Leutnant, der vor dem zweiten Zug reitet. Galopp, denkt Gottfried, und rennt dem Pferd die Sporen in die Seiten. Einen Satz macht Pechvogel, daß der Professor die Steigbügel verliert, und dahin ging's unaufhaltsam in unermeßliche Fernen. Der unglückliche Landwehrmann ließ die Zügel los und klammerte sich an der flatternden Mähne an, den Helm weit hinten im Genick.

„Wo reiten Sie denn hin — wollen Sie halten, Schockschwerenot — halten!" rief der Hauptmann, an dem Gottfried rettungslos vorbeisauste.

„Halten?!" dachte dieser, „das wäre freilich schön — vorläufig heißt es sich selber halten!" Pechvogel beschrieb einen weiten Bogen und wandte sich dann dem heimischen Herde zu.

Da kam gerade die Suite des Prinzen in kurzem Galopp vom Lager her.

Pechvogel spitzt die Ohren und rennt mit erneuten Kräften drauf los. Mitten hinein, daß Generäle und Offiziere links und rechts nur so auseinanderstieben.

Ein fürchterliches Schimpfen ergoß sich von allen Seiten über den Professor, der gern in den tiefsten Schlupfwinkel der Erde geflohen wäre. Aber Pechvogel hing sich wie eine Klette an, und zwar nicht etwa bescheiden im Hintergrund, sondern ganz munter drängte er sich unter den Stabsoffizieren herum,

13*



seinen ursprünglichen Plan, den Professor nach Hause zu bringen und an der Stalltüre abzustreifen, aufgebend.

Schwere Angstschweißtropfen rollten dem armen Erhart über seine Denkerstirne.

Endlich hielt die Suite. Es war der Platz, wo die Landwehrbatterie in Feuerbereitschaft stand.

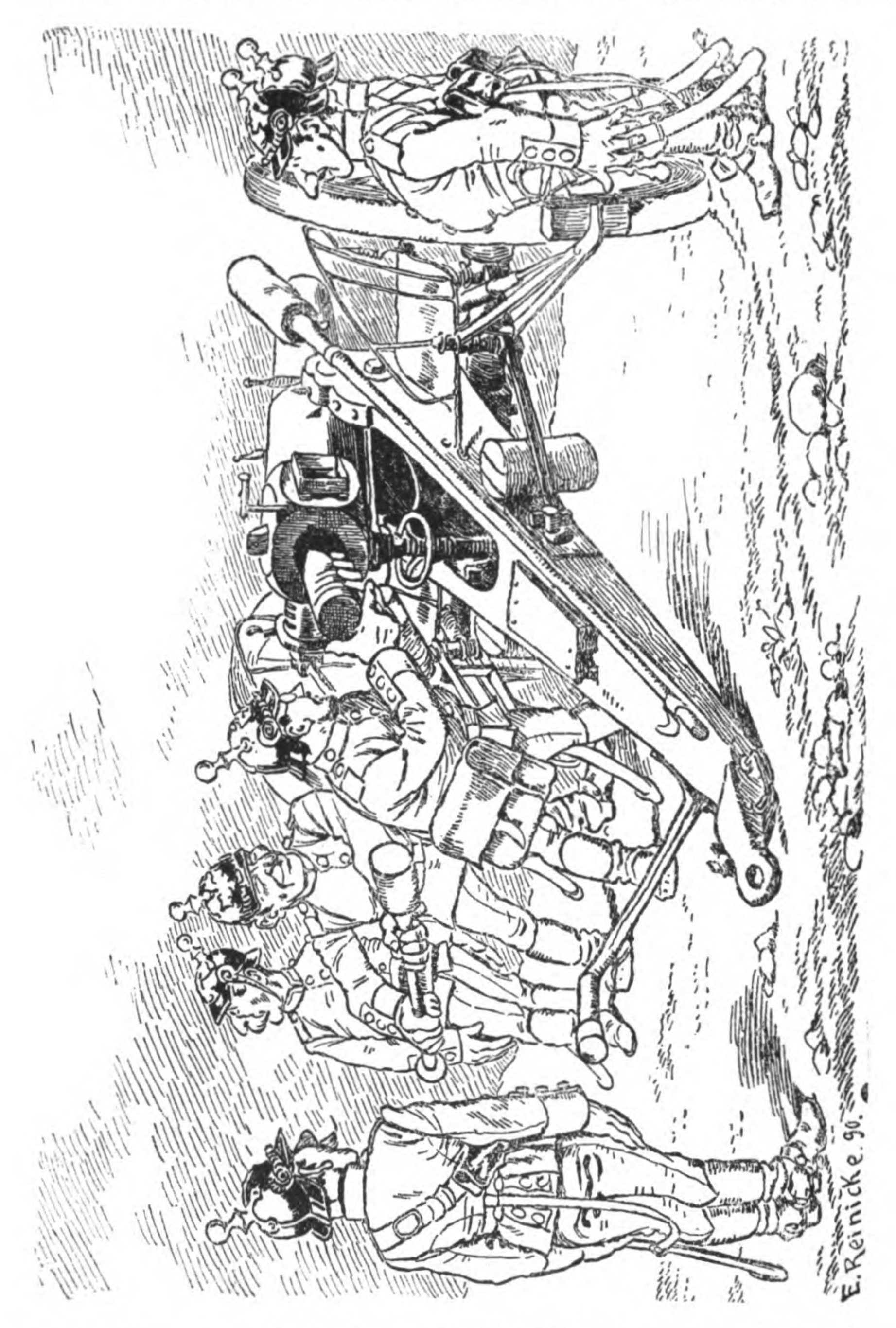
„Jetzt schauen Sie mal endlich, daß Sie mit Ihrer Schindmähre zum Tempel 'rauskommen. — He, Ordonnanz, führen Sie den Esel mit seinem Gaul an seinen Platz," sagte einer von den Offizieren.

Eine Ordonnanz von denen, die hintendrein ritten, ergriff Pechvogel am Zaum und führte den Professor im Trab an sein Geschütz. Das Schießen begann sofort, als Erhart seinen Platz eingenommen hatte und mit einem Seufzer der Erleichterung von dem edlen Roß gestiegen war.

„Mit Granaten geladen — geradeaus auf die Batterie, 2000 Meter," kommandierte Hauptmann Christof.

Wie der Blitz richteten Nr. 2 und 3 jedes Geschütz, die Nr. 1 setzten die Schlagröhren ein, und die Nr. 4 rannten mit der Granate im Arm und den Kartuschtornister umgehangen, ans Geschütz. Gottfried hätte zwar seine Granate fast fallen lassen, aber es gelang ihm doch, zwar etwas später als die übrigen Geschütze, die Granate ins Rohr zu bringen, die der No. 1 mit dem Lader hineinstieß, sodann den Pulverbeutel nachschiebend. Der No. 1 am Geschütz, bei welchem unser Professor tätig war, ist der davongejagte Gärtner. Er blinzelt seinem früheren Herrn jedesmal verständnisinnig zu, so oft dieser wieder eine Granate ans Rohr bringt. Etwa zwölfmal hat sich dies wiederholt. Gottfried ist eben im Begriff, eine Granate am Rohr anzusetzen, auf welche der geschützführende Unteroffizier jedesmal erst den Zünder aufgeschraubt hat — als Hauptmann Christof am andern Flügel „Halt — Batterie halt!" rief. Regungslos stand alles, mitten in der Beschäftigung innehaltend. Nur der unglückliche Professor dachte sich, was soll ich das schwere Ding so lang auf dem Arm

haben, und setzte trotz des „Halt“ die Granate ins Rohr. Verständnisinnig blinzelte der Gärtner No. 1



und schob mit dem Lader die Granate hinein. Der Geschützführer hatte sich in dem Augenblick nach

dem Hauptmann umgesehen und sah den Vorgang nicht.

„Zum Zurückgehen — Protzt auf!" erscholl das Kommando des Hauptmanns.

Die Geschütze wurden aufgeprotzt. Die Kanoniere, welche die Granaten zum Laden auf den Armen bereit hatten, legten sie wieder in die Geschoßkästen, und alles rannte zu den Pferden, die weiter rückwärts gehalten wurden. Gottfried natürlich konnte seine Granate nicht wieder in den Geschoßkasten legen, denn er hatte sie ja schon ins Kanonenrohr gesteckt mit Hilfe des freundlichen Gärtners.

Doch verblüffte es ihn etwas, als der Hauptmann Christof, während dies alles vor sich ging, zu den Zugführern herunterrief: „Sind die Rohre frei?"

„Erster Zug, Rohre frei!" antwortete der Leutnant vom ersten Zug. „Zweiter Zug, Rohre frei," rief der Leutnant vom zweiten Zug. — Dem Professor wurde es unheimlich.

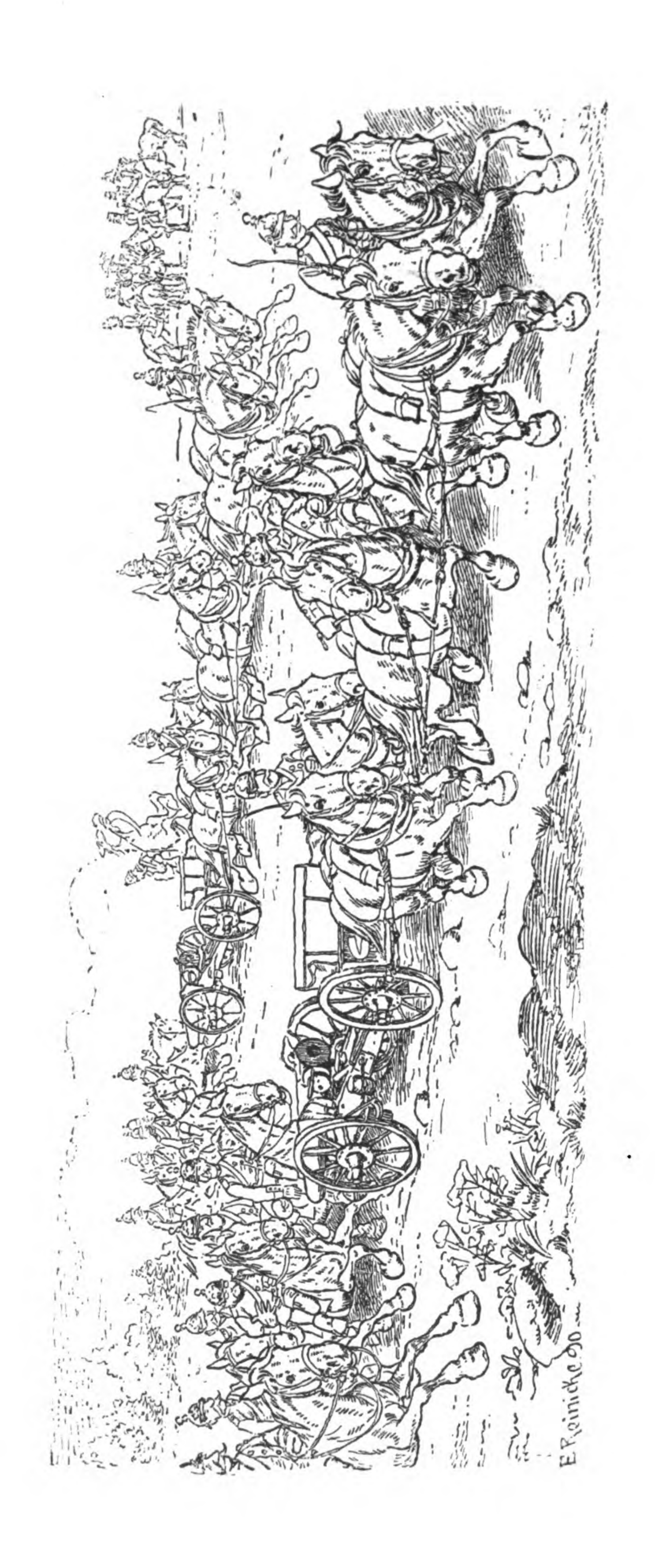
„Herr Unteroffizier —" wollte er sich ängstlich an den Geschützführer wenden. Dieser aber, gerade beschäftigt, sein widerspenstiges Pferd zu besteigen, hörte nicht auf ihn — und der rotnasige Gärtner flüsterte ihm zu:

„Sein Se still, Herr Professor, von der Granate; sonst gehn wir furchtbar ein."

Und so ertönte es dem Professor wie eine Urteilsverkündigung, als der Zugführer des dritten Zuges hinaufrief: „Dritter Zug, — Rohre frei!"

Wirre Gedanken kreuzten sich im Haupte des Naturforschers, als er auf dem Pechvogel saß und mit den anderen Kanonieren hinter dem Geschütz drein ritt, das er eben geladen hatte und das doch nicht geladen sein sollte.

Wenn das Ding losginge. Natürlich, dergleichen geht immer zur Unzeit los. Welches Unglück — meine arme Bettina — meine armen Kinder!" Der Profes-



sor büßte für die schönen Tage bei der Clubonia nigra in der Baracke des Wachtmeisters.

„Sagen Sie um Gottes willen, wird denn nicht mehr geschossen, Herr Unteroffizier?"

„Nee — 's is alle — Sie haben wohl noch nicht genug?" war die Antwort.

Er wandte sich leise an den Gärtner, der neben ihm ritt: „Wenn die Granate losgeht?"

„Dann sein mer kaput!" war die lakonische Antwort des Rotnasigen, und dabei drängte er sein Pferd immer nach rechts, so daß der Professor gerade hinter der Geschützmündung zu reiten kam.

„Glauben Sie wirklich, es könnte losgehen? Das wäre ja entsetzlich."

„Einmal müssen mer doch sterwen," sagte der Gärtner ganz vergnügt.

Dem Professor klapperten die Zähne vor Angst. Dabei marschierte die Batterie unter Führung des Wachtmeisters dem Lager zu, während die Offiziere ausgetreten waren, um vom Prinzen Stefan die Kritik zu hören.

„Herr Unteroffizier," sagte Gottfried ganz verzweifelt, „erlauben Sie eine Frage. Ich setze den Fall, es käme vor, daß einer aus Versehen eine Granate ins Rohr gesteckt hätte. Könnte — — —"

„Das kann nicht vorkommen, so dumm ist keiner," antwortete der Unteroffizier.

„Aber ich setze den Fall," meinte der Professor, vor Angst schwitzend. „Könnte die — —"

„Das wäre eine so heillose Schweinerei," unterbrach der Unteroffizier, „daß man den Betreffenden pfählen sollte."

Gottfried erbebte. „Jawohl; aber ich meine nur, ob die Granate beim Fahren losgehen könnte?"

„Na, das ist doch tausendmal beim Artillerieunterricht erklärt worden. Im Schritt kann se wohl nicht losgehen, obschon bei Pulver und Blei alles möglich

ist. Aber bei einem starken Stoß auf unebenem Boden, wenn Trab gefahren wird — —"

„Tarab!" rief in diesem Augenblick der Wachtmeister, und die Batterie setzte sich in Trab. Dem Professor fuhr ein Stich ins Herz. Er fühlte nicht mehr die harten Stöße Pechvogels.

„Kann sie dann losgehen, Herr Unteroffizier?" ächzte er.

„Ja, dann kann sie losgehen, und jetzt lassen Sie mich ungeschoren mit ihrer Fragerei!"

„Wir müssen es melden," flüsterte Gottfried leichenblaß dem Gärtner zu.

„Ja, wenn wir Tinte gesoffen haben. Seien Se so gut! Vierzehn Tage strengen Arrest 'rausfassen! Nee! Ich bin nich so dumm! Wann's losgehen soll, dann geht's los. Wenn nich — dann nich!"

„Sie entsetzlicher Fatalist!" stöhnte der Professor.

„Fatal is," versetzte der Gärtner. „Aber wir ziehen uns schönst heraus. Lassen Se mich nur machen. Halten Se die paar Schritte nur noch aus!"

Es war wirklich unterdessen nur noch eine kurze Strecke bis zum Lager, aber jeder Stein im Weg, jedes Holpern, jedes Knarren der Räder war ein Dolchstich für den Professor. Eine wahre Seelenmarter. Endlich, endlich fuhr die Batterie in den Parkplatz ein. Es wurde ausgespannt und in den Stall gerückt.

„Kommen Se mal mit!" sagte der Gärtner zu Erhart, als die Pferde versehen waren.

Der Professor folgte seinem bösen Genius, der verschmitzt vor sich hinlächelte.

„Was machen wir jetzt?"

„Herr Professor! Wann das Ding herauskommt, stehen Ihne keine guten Tage bevor. Wann Se mich aber wieder als Gärtner anstellen wollten, dann möchte ich Ihne wohl 'raushelfen. Die Kleinigkeit, die damals weggekumme war, das will ich dann nit mehr erwähne."

Ohne Besinnen sagte Erhart: „Helfen Sie mir, ich nehme Sie wieder in Dienst.“

Fröhlich grinste der Rotnasige: „Nu passen Se auf. Entladen kann das Geschütz nit werden. 's Rohr war heiß und hat sich durchs Kaltwerden verengert, so daß man stark stoßen müßte, um's Geschoß 'rauszubringe, und da könnt's losgehn. Also bleibt nur abfeure. Schlagröhren hab ich mer so a paar eingesteckt neulich — — 's is ja nur a Kleinigkeit — und abends, wann's dämmert, schieße wir ab. 's wird nit auffallen, denn es wird oft a Wasserschuß abgegewe zum Geschütz-Reinigen. So, und jetzt gewe Sie mir die Hand druff, daß Sie mich wieder nehme.“

Der Tag verstrich dem Herrn Professor sehr, sehr langsam. Als es dämmerte, schlichen sich die beiden wie Verbrecher auf den Parkplatz. Der Posten in der Ferne kümmerte sich nicht weiter um die beiden, denn es war gewöhnlich, daß abends zum Reinigen der Rohre Wasserschüsse abgegeben wurden.

Der Rotnasige händigte dem Professor eine Schlagröhre ein.

„Was soll ich damit machen?“

„Die stecken Sie ins Zündloch — so, und jetzt haken Sie die Zündschnur ein. — Herrje, sein Sie ungeschickt — lassen Sie mich machen. Da richten Se lieber. 's geht gerad' uf de Eisenbahndamm, aber höher müssen Sie das Rohr kurbeln, sonst schlägt das Geschoß zu nah vor der Mündung auf.“

Die Kanonen standen alle mit der Mündung gegen den Eisenbahndamm, der etwa in einer Entferung von 500 Schritt vom Lager vorbeiging. Nach dieser Richtung wurde nie geschossen, vielmehr liefen die Schußlinien parallel zum Bahndamm hinter dem Lager. Hätte nun der Professor eine blasse Ahnung von artilleristischen Dingen gehabt, so hätte er sehen müssen, daß der liederliche Gärtner des Morgens beim Schießen vergessen hatte, nach dem letzten Schuß den Aufsatz wieder herunterzustellen, als No. 1. So

aber sah er nicht, daß das Visier auf 1200 Meter — die zuletzt kommandierte Entfernung — gestellt war. Es fiel ihm nur auf, daß er das Rohr so lange in die Höhe kurbeln mußte, bis er über das Visier und Korn den Bahndamm anvisieren konnte. Da der gute Professor längst vergessen hatte, daß die Geschosse ja im Bogen fliegen und je weiter sie fliegen sollen, einen



um so größeren Bogen zu machen haben, so ahnte er nicht, daß seine unglückliche Granate im Bogen über den Bahndamm hinausfliegen werde und erst in einer Entfernung von 1200 Metern die Erde erreichen und explodieren werde.

„Sen Se noch nicht bald fertig?“ drängte der Gärtner mit der gespannten Zündschnur.

„Ja — es geht jetzt genau auf den Bahndamm,“ meinte Erhart ganz stolz und trat aus dem Geleise. Der Gärtner zog ab. „Bum!“ krachte der Schuß hinaus. Gespannt blickten die beiden Missetäter vorwärts auf den Damm — aber es war nichts zu sehen.

„Ja, Dunner,“ rief der Gärtner, von einer bösen Ahnung ergriffen, „wo haben Sie denn hingericht?“ Ein Blick auf das Visier belehrte ihn, daß es auf 1200 Meter gestellt sei. „Jetzt is aus — Sie haben ins Dorf hinübergeschossen.“ Dabei wurde seine rote Nase ganz blaß vor Schrecken. Er ließ den Professor stehen und lief davon, was er laufen konnte.

Erhart war einer Ohnmacht nahe. Er schleppte sich mühsam zum Bahndamm und erkletterte denselben. Da lag friedlich das Dorf, in welches er eben mit rauher Hand das Geschoß entsendet hatte. Die Worte seines Bruders kamen ihm in den Sinn, daß alle seine Käfer und Spinnen nicht so wichtig seien, als die Kunst, ein Geschütz abzufeuern.

Ein Stoßgebet nach dem andern entsandte der unglückliche Landwehrmann. Da — was war das? Ist es wirklich? Dort — eine Rauchsäule — ein roter Schein, — eine Flamme — eine ganze Feuergarbe. „Gott sei Dank,“ erbebte es im Herzen Gottfrieds, „kein Zweifel mehr, ich habe bloß in einen Heustadel getroffen, und kein Menschenleben auf dem Gewissen.“

Mit Ruhe der Seele sah Gottfried jetzt allem Folgenden zu. Wie das Feuer zum Himmel wirbelte. Wie im Dorf Sturm geläutet wurde. Wie im Lager Alarm geblasen wurde und die Spritzen daherrasselten. Er begab sich auf die Wache, als das Feuer in sich zusammengesunken war, und gab sich als Urheber an. Der Bauer, dem der Stadel gehörte, hatte inzwischen Anzeige gemacht, daß sein Eigentum vom Lager aus in Brand gesteckt worden sei. Der Posten hatte gemeldet, daß unmittelbar nach einem Schuß, den er für einen Wasserschuß gehalten, der Stadel zu

brennen anfing. Alles im Lager war auf den Beinen, selbst der Prinz war aufgestanden, eine große Untersuchung war im Werk. Der Prinz, der Oberst und einige höhere Offiziere, unter ihnen auch Hauptmann Christof, waren eben auf der Wache, um den inzwischen abgelösten Posten zu vernehmen, als der Professor eintrat und alles bis aufs kleinste erzählte.

Der Hauptmann Christof war leichenblaß vor Kummer, und seinem Bruder liefen die Tränen herunter, die Aufregung des letzten Tages war zu groß.

Prinz Stefan lächelte, als die Erzählung beendet war. „Sie haben ein großes Glück gehabt, mein lieber Erhart, daß Sie nicht größeren Schaden angerichtet haben, als Sie aus Ihren Mitteln wieder gutmachen können. Ihr ganzes Verhalten ist allerdings im höchsten Grade strafbar. Jeder von uns kann Fehler machen, aber Sie sehen, wohin es führt, Sie zu vertuschen. Wir müssen unsere Pflicht erfüllen, gleichviel, welcher Platz uns angewiesen ist. Ich glaube, daß ein Mann von Ihrer hohen geistigen Intelligenz keiner Strafe bedarf, denn dieses Vorkommnis werden Sie sicher nicht vergessen." Damit verließ der Prinz mit den Offizieren das Lokal. Nur Hauptmann Christof von Erhart blieb zurück und sah seinen Bruder mit einem langen Blick an: „Mensch," sagte er, „du hast ein unverschämtes Glück! Ich werde erst wieder ruhig atmen, wenn du wieder in Zivil bist und nie mehr des Königs Rock verschimpfierst."

„Mein lieber Brud — — nein, Herr Hauptmann," sagte Gottfried entschlossen. „Ich melde mich sofort freiwillig zu einer weiteren Übung, um die Qualifikation zum Unteroffizier zu erlangen. Ich habe eingesehen, daß, wenn jeder ein solcher Soldat wäre, wie ich es bis jetzt war, die deutsche Armee von Grund aus verloren wäre. Ich habe meinem Vaterland als Gelehrter gedient, und will es jetzt auch als Soldat, das gelobe ich hier feierlich." Blitzenden Auges sagte das der Professor, daß man sah, es war ihm ernst.

Die beiden Brüder schüttelten sich die Hände. Wenige Stunden später fuhr der Professor wieder in Zivilkleidung seiner Heimat zu, denn die Einberufung war zu Ende.

Ob es ihm bei der nächsten besser ergangen ist? Wir dürfen es sicher glauben, denn der Professor Gottfried von Erhart ist ein Mann, der Wort hält — — er hat ja auch trotz allem den Gärtner wieder genommen. Frau Bettina sperrt aber fleißig die Kästen zu. — Nur von wegen der „Kleinigkeiten".

Fortunatus Eisenmann,
das tapfere Schneiderlein.

Fortunatus Eisenmann, so hieß ein armes, kleines Schneiderlein von 20 Jahren. Er wohnte in der allerwinkeligsten Straße des Städtchens in einer sehr baufälligen Hütte, dem einzigen Gut, das er von seinen Eltern geerbt. Zu essen hatte er wenig, denn in Kondition mochte er nicht gehen, und so gab es höchstens Flickarbeit. Im Vertrauen gesagt, Fortunatus war eigentlich ein ganz miserabler Schneider! Er fühlte sich nämlich zu etwas Höherem geboren, drum sinnierte er den ganzen Tag und war sehr zerstreut. So nähte er erst jüngst dem reichen Roßwirt gegenüber einen Rockärmel an die Hosennaht. Der schimpfte nicht wenig! Die Zerstreutheit kam aber von dem vielen Lesen. Sein seliger Vater hatte einmal von einem armen Komödianten an Zahlungsstatt für einen Anzug eine kleine Bibliothek angenommen. Das war der größte Schatz unseres Fortunatus. Und wie oft er die Ritter- und Räubergeschichten, Sagen und Märchen schon gelesen hatte, er las sie immer wieder! — Am besten gefiel ihm die Geschichte von dem tapferen Schneiderlein, das die sieben Fliegen mit dem Tuchlappen erschlug und dann auf Abenteuer auszog mit einem blanken Harnisch, der die Inschrift trug: „Sieben auf einen Streich.“ Das brauchte ja niemand zu wissen, daß es nur Fliegen waren, denn

schließlich bekam er doch die schöne Königstochter zur Gemahlin und lebte herrlich und in Freuden.

Also! Wir kommen eben dazu, wie Fortunatus Eisenmann am Fenster sitzt und ein Loch in einem Uniformsrock flickt.

Wie jeden Abend, so auch heute, schaut drüben von



der Rückseite des Roßwirtshauses ein hübscher, blonder Mädchenkopf in die schmale Gasse.

„Guten Abend, Herr Eisenmann!"

„Guten Abend, Jungfer Marie!"

„Machen Sie noch nicht Feierabend?"

„Gleich bin ich fertig, Jungfer Marie. Muß nur noch für den Herrn Einjährigen den Rock flicken!

Dann geh' ich vor's Tor hinaus mit einem schönen Buch —"

„Ach ja," unterbrach ihn die blonde Marie — „und da meinen Sie dann, ein verzauberter Prinz zu sein — wie soll Ihnen dann die Arbeit schmecken?"

„Die Phantasie ist der Schatz des Armen," entgegnete Fortunatus, sich etwas aus dem Fenster beugend — „ja, ich träume gern, denn was ich in Wirklichkeit sehe, ist gar nicht so lustig. Früher ging's freilich leichter, ein Held zu werden. Wenn ich mir heute einen Panzer machen ließe, mit der Inschrift: „Sieben auf einen Streich" und auf Abenteuer auszöge — an der nächsten Ecke hätte mich schon ein Gendarm beim Kragen."

„In einem Panzer freilich," lächelte die hübsche Wirtstochter — „aber versuchen Sie's doch einmal mit einer schmucken Uniform!"

Fortunatus sah groß aus seinen blauen Augen:

„Jungfer Marie, mir blitzt was durch die Seele. Längst hatte ich solche Gedanken — aber ich dachte — ich meinte — — ich hatte mich schon so gewöhnt, da abends mit Ihnen zu plaudern, und wenn ich fort müßte, dann — — —"

„Könnten Sie ja doch wiederkommen!" sagte die Nachbarin errötend nach einer kleinen Pause.

„Ja, ja! O, ich danke Ihnen für dieses Wort. Das Träumen hat ein Ende. Ich werde Soldat! Herrliche Bilder seh' ich vor mir. Die Rosse wiehern, Trompeten schmettern, die Sonne blitzt auf den Waffen, mit eingelegter Lanze geht's auf den Feind, und schmetternd fallen die Streiche!"

Fortunatus hieb mit der Faust auf das Brett, daß Schere, Nähkissen und Zwirnsfaden in der Stube umherflogen.

„Und dann, wenn ich General bin, oder sonst was Hohes, dann fahr' ich an vor Ihrem Hause, aber drüben, an der Vorderseite. Ich frage nach dem Roßwirt. Ganz untertänig kommt er mir entgegen — —"

„Jawohl — und packt dich untertänig am Kragen und wirft dich untertänig die Treppe hinunter, du elender Schneider, daß man deine traurigen Knochen nicht einmal mehr zum Leimsieden brauchen kann," rief jetzt der goldene Roßwirt hinter seiner erschrockenen Tochter zum Fenster heraus.

„Schau einer das Mädel an! Hab' mir's doch längst gedacht!" Die Tochter wartete das Weitere nicht mehr ab, und der Wirt füllte allein den Fensterrahmen aus.

Drohend ballte er die Faust.

„Einmal sprich noch ein Wort mit meiner Tochter, du Zwirn, dann setz' ich dir auch einmal einen Ärmel auf die Hosennaht — aber einen Ärmel, wo meine Faust dran ist, und auf eine Hosennaht, wo du drinsteckst, du halbverrückter Bücherwurm!"

Platsch! flog das Fenster zu, daß die Scheiben klirrten.

Fortunatus schloß auch das seine und kroch in sein armseliges Lager, ohne zu schlafen.

Als der Morgen graute, trat er vor die Türe und schloß zu. Er hatte ein kleines Bündel in der Hand und seinen Schlapphut auf. So wartete er, bis sich drüben das bekannte Fenster öffnete. Da lief er eilig fort, an der Ecke drehte er sich um, winkte zurück und rief:

„Lebt wohl, Junger Marie! Auf Wiedersehen als General!" Damit war er weg.

Ob das weniger phantasievolle Mädchen dachte, bis er General wäre, möchte es doch ein wenig zu lange dauern, ob ihr der Abschied sonst leid tat — — den ganzen Tag über blieben die Augen rotgeweint!

Fortunatus aber hatte sich auf die Bahn gesetzt und war mit seinem letzten Groschen nach der nahen Hauptstadt gefahren. Nach einigem Umherirren stand er bald vor der Reiterkaserne. Ein Husar mit blankem Säbel ging am Schilderhaus auf und ab.

„Sind Sie von der Kavallerie?“ fragte Fortunatus einigermaßen schüchtern.

„Na, halten Sie mich wohl für eenen von der Bäckerabteilung?“ knurrte der Posten, den kleinen Schneider verächtlich messend.

„Ich möchte mich bei euch werben lassen!“ sagte er etwas energischer.

„Wat? — Wärmen willst du dir lassen! Das stimmt! Du siehst ordentlich gefroren aus!“

Doch da ging ein Offizier vorbei, der Posten mußte präsentieren, und der kleine Schneider benützte den Augenblick, um durchs Tor hineinzuschlüpfen.

Er kam in einen langen Gang mit vielen Türen. Lanzen und Karabiner standen in den Zwischenräumen.

Eine der ersten Türen war offen. In wogendem Dampf hantierten düstere Gestalten mit Soldatenmützen auf dem Kopf. Fortunatus fragte den nächsten an der Türe: „Entschuldigen, sind Sie auch Kavallerie?“

Ein vielstimmiges Gelächter erscholl.

„Küchenkavallerie,“ brüllten einige und kamen auf den Neuling los.

„Wenn du dich beim Dienst dumm genug anstellst, kommst du auch da herein,“ sagte ein anderer. —

„Frühstück gefällig?“ rief der schmutzigsten einer und hielt ihm eine Schürze voll Knochen unter die Nase.

„Ihr Schweinigel!“ mischte sich jetzt der Küchenunteroffizier in die Unterhaltung. „Ihr Dreckfinken, wollt ihr euere schmierige Suppe nicht überlaufen lassen — soll ich mir wegen dem bißchen Hundefressen ein Loch in die Lunge schreien?!“ Dabei schlug er sie mit dem Schaumlöffel auf die Köpfe, daß es nur so patschte.

„Und Sie — wenn Sie was wollen, gehen Sie auf die Regimentskanzlei im ersten Stock. Da werden Sie gleich rausgeschmissen, dann wissen Sie, woran

Sie sind — hier sind keine Maulaffen feil, hier ist königlicher Dienst!"

So also ist der königliche Dienst ungefähr! dachte Fortunatus, als er die Treppe zur Kanzlei hinaufging. Er hatte sich das ganz anders vorgestellt.

An der Kanzleitüre stand: „Nicht anklopfen!"

Besser zu höflich, dachte Fortunatus und klopfte. — Keine Antwort. — Er klopfte stärker.

„Himmelmohrentürkenmillionenfixsternelement Her—r—r—r—r—r—ein!" brüllte es jetzt innen.

Jetzt traute sich Fortunatus erst recht nicht hinein.

Da flog ein Stuhl mit Gepolter um, die Türe wurde aufgerissen, und der Herr Regimentsschreiber schaute mit zinshahnrotem Gesicht heraus.

„Warum kommt Er denn nicht herein, Er fünfeckiger Quadratesel —?!"

„Ich dachte, es sei hier Menagerie, und ein Löwe sei ausgekommen — da traute ich mich nicht herein," sagte der kecke Schneider.

„Ich werde Ihm gleich da noch Witze machen," brummte der Gewaltige, „was will Er?"

Jetzt hob sich Fortunatus auf den Zehen.

„Ich möchte Soldat werden, ich will mich auszeichnen auf dem Felde der Ehre und —"

„Sie sind ein Hanswurst!" entgegnete der Regimentsschreiber trocken. „Sie melden sich also als dreijährig Freiwilliger — geben Sie Ihre Papiere her und machen Sie keine Flausen!"

In dem Augenblick ging der Herr Oberst durchs Zimmer. Der Regimentsschreiber fuhr in die Höhe.

„Wer ist der Mann?"

„Ich möchte Reiter werden, Herr!" sagte Fortunatus tapfer, „ich bitte, nehmen Sie mich an."

„Hm, hm — Reiter möchten Sie werden, das ist brav," sagte der Oberst gütig.

„Etwas klein sind Sie — ich fürchte — —"

„Herr Oberst," unterbrach ihn Fortunatus mit flammenden Augen. „Es war einmal ein kleiner

Schneidergeselle, der hieß Derfflinger, und wurde ein berühmter Reitergeneral."

„Wie heißen Sie?" fragte der Oberst nach einer langen Pause.



„Fortunatus Eisenmann!"

„Es ist gut! Wenn Sie tauglich sind, soll Ihr Wunsch erfüllt werden! Ich werde Sie im Auge behalten!" Freundlich grüßend ging der alte Haudegen ab. — —

Fortunatus wurde tauglich befunden.

Fast hätte er das Maß nicht gehabt, aber er streckte sich, und so ging's.

Er kam zur Schwadron des Rittmeisters v. Diftelfing. Der war ihm vom ersten Moment an spinnefeind. Das kam so: Als die Rekruten, zu denen Fortunatus nun gehörte, zeigen sollten, was sie in den ersten Tagen gelernt bezüglich der Gradabzeichen, und der Leutnant fragte: „Eisenmann — wenn Sie in die Stadt gehen und der Herr Rittmeister begegnet Ihnen, was tun Sie da?"

„Ich mache Front!"

„Gut. — An was erkennen Sie den Herrn Rittmeister?"

„An seinen krummen Beinen!" hatte der unglückliche Fortunatus in seiner Wahrheitsliebe geantwortet. Er hätte sagen sollen, an den zwei Sternen — aber mein Gott, er hatte wieder einmal den Kopf voll Heldentaten, Riesen und verschwundenen Prinzessinnen — und es war ja auch wahr, den Herrn von Diftelfing erkannte man auf eine halbe Stunde an den krummen Beinen! Da hatte ihn der Rittmeister von Diftelfing einsperren lassen und schikanierte ihn, wo er konnte. — Die goldenen Träume vergingen ihm nur zu bald! Gleichwohl setzte Fortunatus seinen Ehrgeiz darein, alles aufs genaueste zu erfüllen. Nach Ablauf eines Jahres kam er unter die Unteroffiziersaspiranten. An den General dachte er freilich nicht mehr, wenn er nur erst Unteroffizier gewesen wäre! Da hatte er wieder ein Mißgeschick. —

Die schriftliche Prüfung war vorüber. Fortunatus hatte am besten gearbeitet. Nun sollte das Praktische kommen. Auch im Lanzenfechten sollten die Aspiranten vorgestellt werden. Rittmeister von Diftelfing, der die jungen Leute unter sich hatte, stellte sie persönlich dem Herrn Oberst vor. Der Rittmeister galt für einen ausgezeichneten Lanzenfechter. Einer nach dem andern von den Aspiranten mußte zu Pferd mit dem Rittmeister einige Stöße wechseln und ge-

duldig und verständnisinnig ließ sich jeder nach einigen schulgerechten Auslagen von dem Vorgesetzten den Todesstoß auf die wattierte Brust versetzen. Nicht



so Fortunatus! Als die Reihe an ihm war, brannte er vor Begier, sich auszuzeichnen. Er war trotz seiner Kleinheit ein starkes, gewandtes Kerlchen, und als

ihm der Herr Oberst freundlich zunickte, da verschwand die Reitbahn um ihn. Er war ein Prinz, der für die Ehre der verzauberten Königstochter die Lanze einlegte, er glaubte beim Turnier zu sein, die Trompeten von den Tribünen schmettern zu hören. Er gab seinem Pferd die Sporen und sprengte mit solcher Vehemenz auf den verblüfften Rittmeister los, daß er ihn mit der abgestumpften Übungslanze über und überrannte. Roß und Reiter wälzten sich in der Lohe der Reitbahn, und erst als Fortunatus den Rittmeister fluchend und schimpfend mit blutiger Nase am Boden liegen sah, kam er wieder zur Besinnung. Selbst der Herr Oberst schüttelte bedenklich den Kopf über die Heldentat. — Die goldenen Tressen blieben diesmal aus. Herr von Diftelfing ließ Fortunatus zum Rapport rufen.

„Gefreiter Eisenmann — Sie haben sich heute so ausgezeichnet, daß ich Ihnen eine besondere Belohnung angedeihen lasse!“ Im schönsten Pianissimo fing der Herr Rittmeister an, so daß Fortunatus zu glauben anfing, er wolle sich durch Edelmut für den Lanzenstoß rächen. „Vor allem gebe ich Ihnen in einem achttägigen strengen Arrest Gelegenheit, darüber nachzudenken, daß ein königlicher Rittmeister kein Holzklotz ist, auf den man blindlings losrennt — Sie Lümmel! Und dann werden Sie von der Truppe weg in die Schneiderei wandern, da gehören Sie hin, Sie jammervoller, niederträchtiger, hirnverlassener, lausiger Troddel, Sie! — Fahren Sie ab! — Marsch!“ Die sanft begonnene Rede artete in ein Wutgebrüll aus.

Als Fortunatus aus dem Arrest kam, verfiel er in düstere Melancholie. Anstatt großer Taten auf frischem, grünem Feld, mußte er in der Dachkammer hocken und an unmöglichen Kleidungsstücken die unmöglichsten Reparaturen vornehmen. Dabei hatte er eine recht unangenehme Zimmerkameradschaft. Namentlich der Husar Ditter, genannt der “Taschen-

spieler“, war ihm zuwider. Dieser, ein pockennarbiger, verschmitzt aussehender Bursche, hatte den ganzen Tag den Kopf voll Zaubereien, so daß es Fortunatus manchmal unheimlich wurde. Ditter war nämlich von Jugend an auf Jahrmärkten als Gaukler, Taschenspieler, Menageriebesitzer und so weiter herumge-



zogen und konnte auch jetzt beim Militär sein altes Metier nicht vergessen. Manchmal war es ja recht ergötzlich, wenn er sämtliche Tierstimmen losließ und sich als Bauchredner produzierte, daß man hätte glauben können, die ganze Stube sei voll Menschen, ohne einen zu sehen. Aber den ganzen Tag plagte er den armen Fortunatus mit seiner Taschenspielerei. Bald hatte er ihm die Schere verzaubert, daß sie nicht

aufging, oder Fortunatus fand sämtliche Nadeln in seiner Kravatte stecken, oder wenn er die Ofenschaufel anfaßte, fing sie an, im Zimmer herumzutanzen. Auch andere Gegenstände verhexte der böse Ditter, so das Goldstück, das Fortunatus sich langsam erspart hatte!

Eines Tages war es rätselhaft verschwunden!

Es hätte das Reisegeld sein sollen, um wieder einmal die Heimat zu sehen. Freilich auch unter den Umständen mochte er der schönen Marie nicht unter die Augen kommen. Fortunatus verlebte traurige, öde Zeiten. — Da, eines Tages wurde der Rittmeister von Diftelfing Major bei den Ulanen, und der Rittmeister von Gutenberg bekam die Schwadron. Fortunatus sprang in die Höhe, so hoch er konnte, als er das vernahm. Er meldete sich beim neuen Rittmeister zum Rapport, erzählte ihm treuherzig, wie alles gekommen war und wurde aus seiner Schneiderei befreit.

Nach vier Wochen tadelloser Führung bekam er die Tressen und wurde Unteroffizier. Bald darauf kam die Manöverzeit. Im vergangenen Jahre hatte er traurig oben auf der Schneiderei sitzen müssen. — Diesmal durfte er mit in das fröhliche Spiel des Krieges. Stolz tummelte er seinen Rappen, die Brust voll von großen Taten — er war wieder ganz der Alte! Die ersten Manövertage verliefen mit kleinen Gefechten, und zum großen Leidwesen des Fortunatus zog sich der Feind immer zurück, seiner Instruktion gemäß. — — —

An einem recht schönen, klaren Herbsttag war Fortunatus zur Avantgarde kommandiert. Er führte sechs Husaren, darunter den verschmitzten Ditter. Er hatte den Auftrag, das Terrain bis zum Flusse aufzuklären und dort an einer bezeichneten Holzbrücke weitere Befehle abzuwarten. Es war früh morgens. Die Lerchen trillerten, die Sonne blitzte übers Feld. So friedlich lag das weite Land und schien nicht zu

ahnen, welch gewaltiger Held es mit den Hufen seines Rappen stampfte. Fortunatus war nämlich dem wirklichen Leben schon wieder entrissen. Seine sechs Husaren, die hinter ihm dreinritten, waren kühne, tapfere Ritter, er selbst ein junger Königssohn, der dem feindlichen Heidenkönig entgegenreitet.

„Herr Unteroffizier!" schreckte der Husar Ditter den jungen Helden aus seinen Träumen, „kann ich mir dort drüben im Wirtshaus eenen hinter de Binde gießen?"

„Unterstehen Sie sich!" rief Fortunatus ärgerlich. „Wir sind Avantgarde!"

„Ach wat — mit oder ohne Garde — hier ist kein Feind, ick habe Dorscht."

„Ich gebe Ihnen den dienstlichen Befehl, zu schweigen. Sie sind nicht wert, den Rock zu tragen!" herrschte Fortunatus.

„Wenn Se wollen — ich zieh' ihn gleich aus bei die Hitze —"

„Halt's Maul!" sagte ein anderer zu Ditter. „Siehst du nicht, der schwebt in höheren Ferien oder wie man sagt — der meldet dich, wenn du nicht schweigst!"

Fortunatus war vorausgaloppiert. Hier glänzte der Fluß. Da war die Brücke.

Er ließ die Nachkommenden absitzen, schrieb eine Meldung, daß vom Feind nichts zu sehen sei, und schickte sie an die Schwadron zurück.

Da kamen einige Reiter, anscheinend höhere Offiziere. Auch einige ausländische waren dabei. Sie waren durch die weiße Binde als Schiedsrichter kenntlich. Fortunatus eilte darauf zu und meldete sich.

„Schön", sagte der älteste, ein Generalstabsoberst. „Halten Sie uns die Pferde ein wenig." Die Herren saßen ab, Fortunatus nahm die Zügel. „Und nun, meine Herren, will ich Ihnen die Situation klarmachen." Die Herren griffen zu den Karten. „Das Ostkorps rückt gegen den Fluß vor, in der Absicht,

den Fluß zu überschreiten und eine angenommene freundliche Armee zu unterstützen. Das Westkorps will diesen Übergang vereiteln und schiebt sich zwischen den Fluß und das Ostkorps. Der Hauptkampf wird nun um die große steinerne Brücke geführt, die zwei Stunden weiter oben ist. Nun werden wir aber mitten im Kampf die Steinbrücke als zerstört annehmen. Dies wird nun die ganze Schlacht verschieben. Das Westkorps wird zurückgedrängt und muß um jeden Preis den Fluß überschreiten. Daher wird diese Holzbrücke eine Hauptrolle spielen. Wer hier zuerst feste Stellung findet, wird gesiegt haben." — „Sind Sie vom Ostkorps?" wandte er sich lauter an den etwas entfernt stehenden Fortunatus.

„Zu Befehl!"

„Sehen Sie, meine Herren," fuhr er wieder leiser fort. „Keiner der Führer hat diese Eventualität mit der Steinbrücke vorausbedacht, denn diese paar Husaren werden die Brücke ja nicht verteidigen —"

„Das wollen wir sehen!" rief es in Fortunatus' Innern, der atemlos horchte und kein Wort der ganzen Rede verlor.

„Um so überraschender wird die fingierte Zerstörung der Brücke sein, und um so besser werden wir sehen, daß die Schnelligkeit im Ergreifen der Situation den Hauptschlag führt!"

Die Herren saßen wieder auf und ritten stromaufwärts.

„Das Westkorps soll eher über meine Leiche, als den Fluß überschreiten!" rief Fortunatus pochenden Herzens. „Aufgesessen — Schwadron marsch!" rief er seinen Husaren zu, die erstaunt mit ihm über die Brücke ritten. Jenseits ließ er halten, absitzen und stillestehen.

„Kameraden!" begann er mit bebender Stimme, „wir stehen hier am wichtigsten Punkt der ganzen Schlacht, und uns ist es aufbehalten, den Feldzug zu entscheiden! — —"

„Wir sind doch bloß — —“ wollte Ditter murmeln.

„Ditter, wenn Sie noch ein Wort sprechen — schieß’ ich Sie übern Haufen!“

„Mit der Platzpatrone!“ knurrte Ditter ganz leise, aber er hielt es doch für geraten, zu schweigen.

„Drei von euch reiten jetzt ins nächste Dorf, was Zeug hält, jeder bringt eine Säge und eine Axt mit. Marsch, marsch!“

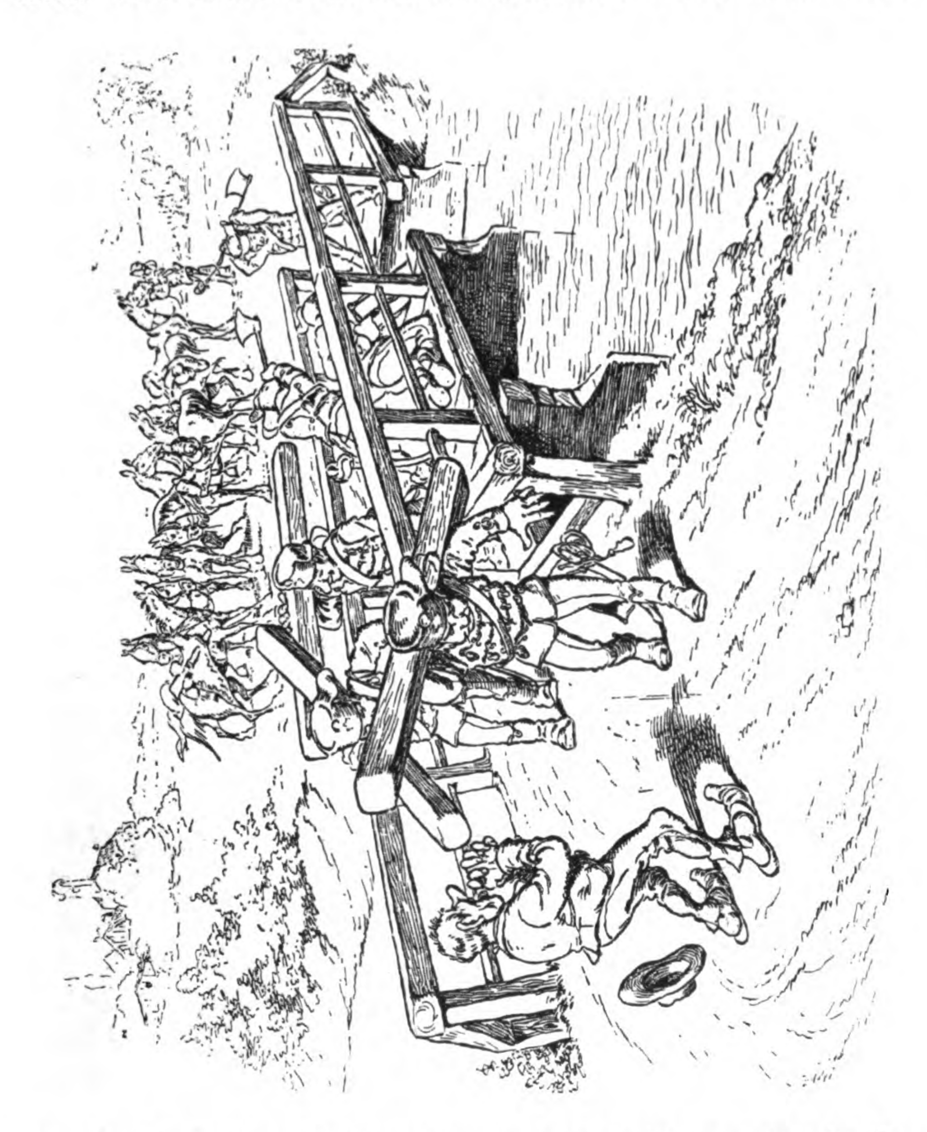
Die Husaren stoben davon, die Zurückbleibenden schüttelten die Köpfe.

„Aha — jetzt geht mir ein Licht auf!“ sagte Ditter zu den andern, während Fortunatus mit Feldherrnblick die Brücke musterte. „Die Herren vom Generalstab haben vorhin Befehl gegeben, die Brücke abzusägen! Was ’n Husar heutzutage alles leisten muß! Ich denke, das könnte das sojenannte Schenie ooch machen!“

Alsbald kamen die andern Husaren mit Sägen und Äxten zurück, auch ein Bauer hinterdrein, der, als er die Absicht merkte, lebhaft Protest erhob. Fortunatus achtete nicht darauf. Mit wahrem Feuereifer wurde jetzt drangegangen, den mittleren Teil der Brücke zu durchsägen, denn schon dröhnten in der Ferne einzelne Schüsse. Das Gefecht hatte begonnen!

Fortunatus arbeitete, daß ihm der Schweiß herunterlief. Die ganze Brücke abzubrechen, wäre unmöglich gewesen. So begnügte er sich, zwei Tragbalken wegzuschaffen und sämtliche querliegende Bretter so anzusägen, daß sie bei der geringsten Berührung durchbrechen mußten. Näher und näher dröhnte das Geschützfeuer, mit riesigen Salven untermischt. Die Schlacht war heftig entbrannt. Fortunatus war glückselig, er wußte sich gar nicht mehr vor Begeisterung. Er hatte sich auf das jenseitige Ufer begeben, eine kleine Schanze aufgeworfen, und harrte pochenden Herzens, mit sieben gespannten Karabinern, was da kommen mußte. Richtig, näher und näher wälzt sich die Schlacht. — Dort eine Staub-

wolke, Lanzen blitzen daraus hervor — dort eine zweite, das ist vom Ostkorps, ebenfalls Reiter! Ah — das Wettrennen nach dem Flußübergang hat begonnen. Die erste Staubwolke gewinnt Vorsprung. Die



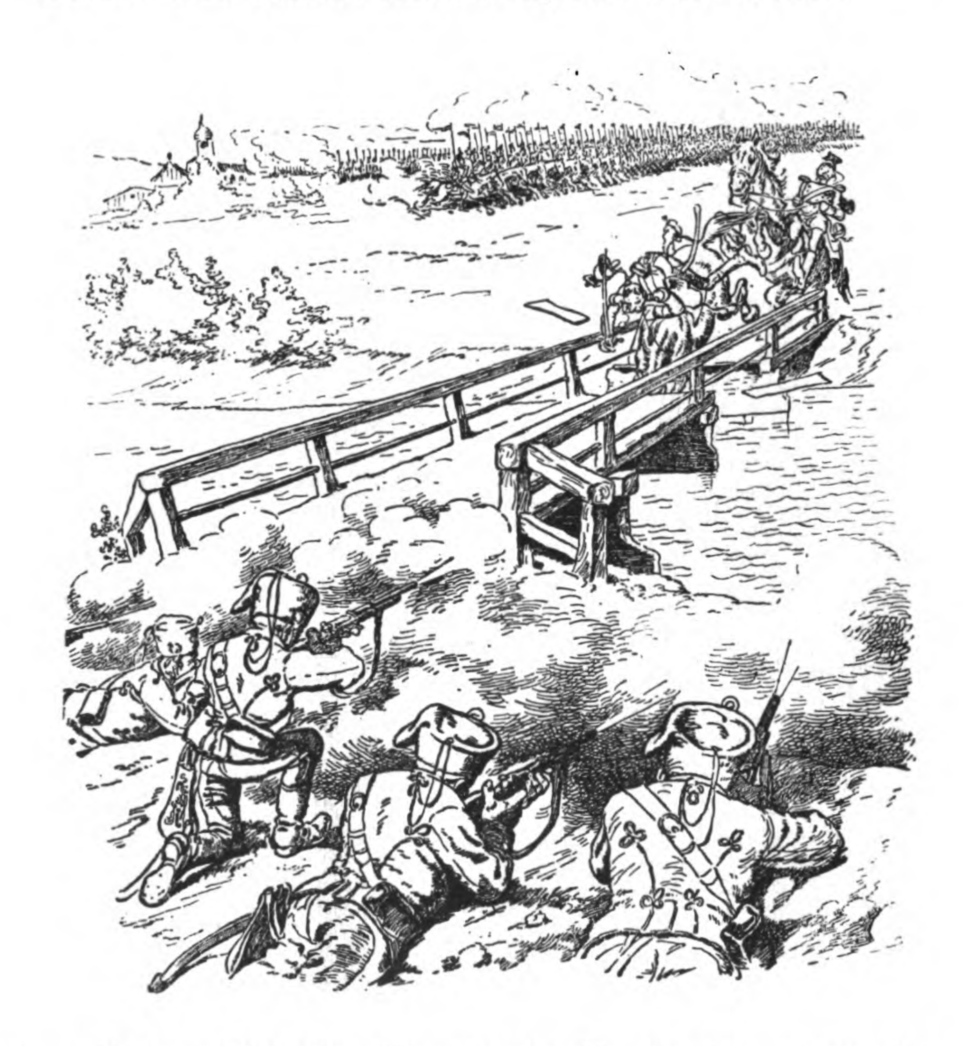
zweite hat eine Schwenkung gemacht, sie ist in Infanteriefeuer geraten und muß Kehrt machen.

„Der Feind gewinnt!“ schrie Ditter.

„Wenn wir nicht dagewesen wären,“ sagt Fortunatus mit der überlegenen Ruhe eines Mannes, der eine große Tat getan.

„Jetzt Achtung! Die ersten laßt ins Wasser purzeln, dann ein Schnellfeuer auf die andern, was Zeug hält.“

Da kommen die Ulanen herangesprengt in vollem Galopp. Eine Schwadron voraus, das Gros folgt. Sie sind vom Westkorps. Immer deutlicher kommen sie heran. Ein Offizier mit Trompeter weit voraus.



„Major Diftelfing!“ schreit Fortunatus, und das Blut schießt ihm zu Kopf. „Hurra, heute revanchiert sich der Schneider!“

Er war es wahrhaftig. Weit voraus galoppiert er, jetzt biegt er ein — jetzt kommen sie auf die Brücke — jetzt — „Feuer!“ kommandiert Fortunatus — —

ein Krachen und Dröhnen — hinunter stürzen die Bretter — der Major und der Trompeter versinken im Fluß — die Schwadron hält, kehrt um, gerät in Verwirrung — reitet planlos davon — sprengt mitten in die nachreitenden Eskadronen — reißt diese mit fort, gerät in die Infanterie, bringt diese total in Verwirrung, gerade in dem Augenblick, wo das Ostkorps zum allgemeinen Angriff übergeht. Das Westkorps beginnt zu weichen. Die Brücke ist im Besitze des Ostkorps. Das Westkorps ist geschlagen! Die Schiedsrichter greifen ein. „Das Ganze halt!" ertönt es in hundertfach wiederholten Signalen.

Und der Held des Tages?

Als er den verhaßten Major mit dem Roß in den Fluß stürzen sah, rannte er ans Ufer hinunter, da stand ein alter Kahn. Tot oder lebendig, er mußte ihn fangen! Der Major tauchte gleich wieder auf und begann zu schwimmen. Fortunatus im Kahn hinter ihm drein, packt ihn am Kragen, zieht ihn triefend heraus. „Sie sind mein Gefangener!" schreit er, und der Major, sprudelnd, pustend, schluckend und vollständig konsterniert, ergibt sich ruhig in sein Schicksal.

Der Trompeter hat sich mitsamt dem Gaul auf das jenseitige Ufer geflüchtet und schimpft von dort aus auf die Husaren herüber.

Schon kommt die Suite dahergesprengt. Prinz August an der Spitze. In der Nähe der Brücke hält er. Ihm gegenüber stehen die beiden feindlichen Führer und sämtliche höhere Offiziere!

„Meine Herren, ich spreche Ihnen meine höchste Zufriedenheit aus. Es wurde von beiden Seiten das Beste geleistet, und die Schwierigkeit der Aufgabe, nach der angenommenen Zerstörung der Steinbrücke dem Westkorps den Flußübergang unmöglich zu machen, ist Ihnen, mein lieber General von Glückspeter, überraschend schnell gelungen. Sie haben Ihre Kavallerie an die Holzbrücke geschickt, und es schien mir einen Augenblick, als hätte sie vor der Infanterie

15



weichen müssen, gleichwohl wurde mit beispielloser Schnelligkeit eine Abteilung ans andere Ufer gebracht" — der Prinz deutete auf Fortunatus und seine sechs Husaren am jenseitigen Ufer. „Ich gratuliere dem Oberst dieses Husarenregiments — ich gratuliere der Schwadron und ihrem Führer — lassen Sie, bitte, die Leute herüberkommen." Fortunatus ruderte mit seinen Leuten und dem gefangenen triefenden Major herüber. Unterdessen fuhr der Prinz fort: „Man muß zwar prinzipiell gegen die Demolierung von Gebäuden und Gegenständen sein. In diesem Falle aber haben Sie, Herr Rittmeister von Gutenberg, nicht nur recht getan, in dem kurzen, kritischen Augenblick die Brücke schnell abzubrechen, ich mache Ihnen auch mein bewunderndes Kompliment dazu, mit welcher Raschheit das geschah! Sie haben gewiß Ihre Leute in diesen Handhabungsarbeiten oft geübt?"

„Ich — ich — Hoheit!" stammelte der Rittmeister von Gutenberg. Er wußte nicht, wie ihm geschah. Da kam Fortunatus und seine Leute.

„Ihr habt die Brücke abgebrochen, Leute?"

„Zu Befehl, Hoheit!" rief Fortunatus, und das Herz klopfte ihm bis an den Kragen hinauf vor Freude.

„Wer ist denn das?"

„Das ist mein Gefangener, Hoheit, der Herr Major von Diftelfing, der ins Wasser gefallen ist!"

Ein unwiderstehliches, wenn auch je nach dem Rang stärkeres oder schwächeres Lachen ertönte, als der krummbeinige Major wie ein triefender Pudel hervortrat.

„Ich muß gestehen, Hoheit — diese Art der Kriegführung —" stammelte ärgerlich Herr von Diftelfing.

„Ich bitte!" unterbrach ihn der Prinz scharf: „Hier spreche i c h die Kritik. Diese Art der Kriegsführung ist allerdings keine exerzierplatzmäßige — aber darum sehr für die Beurteilung eines Reiters maßgebend, der im Begriff ist, seine Abteilung in den Fluß hineinzuführen. Man muß eben doch die Augen aufmachen,

15*

mein lieber Herr Major — ich betone die Notwendigkeit von Eklaireurs, meine Herren. Vom schnellen Reiten allein habe ich nichts. Und ein Führer, der seiner Truppe voraus ins Wasser fällt — ja —“ das



Weitere murmelte der Prinz unverständlich, doch klang das Wort „Pension“ deutlich daraus hervor. —

Der Prinz ritt mit seiner Suite von dannen. Nun wurde Fortunatus noch speziell belobt vom Oberst, dann vom Abteilungskommandeur, dann vom Ritt-

meister, von den Leutnants. Er schwamm in einem Meer von Wonne. Er hatte eine Schlacht entschieden, und wenn es auch keine Toten dabei gab, er hatte sie doch entschieden.

Die Truppen rückten in die Quartiere. Fortunatus mit seinen sechs Husaren war in das Schloß Warnberg einquartiert — ein uraltes, graues Gebäude mit Türmen und Giebeln mitten im Walde.

Die Husaren schimpften nicht wenig, daß sie so weit reiten mußten, ehe sie unter Dach und Fach kamen, denn ein tüchtiger Herbstwind nebst Regen hatte die liebe Sonne vertrieben.

So ritten sie durch den dunklen Wald, Fortunatus voraus, mit einem Gefühl von Poesie und Heldentum, so ganz, wie es in seinen alten Büchern stand. Längst sah man schon das Schloß vom Berg herunterdrohen, düster und grämlich. Der Wald war zu Ende. Einsam war es hier.

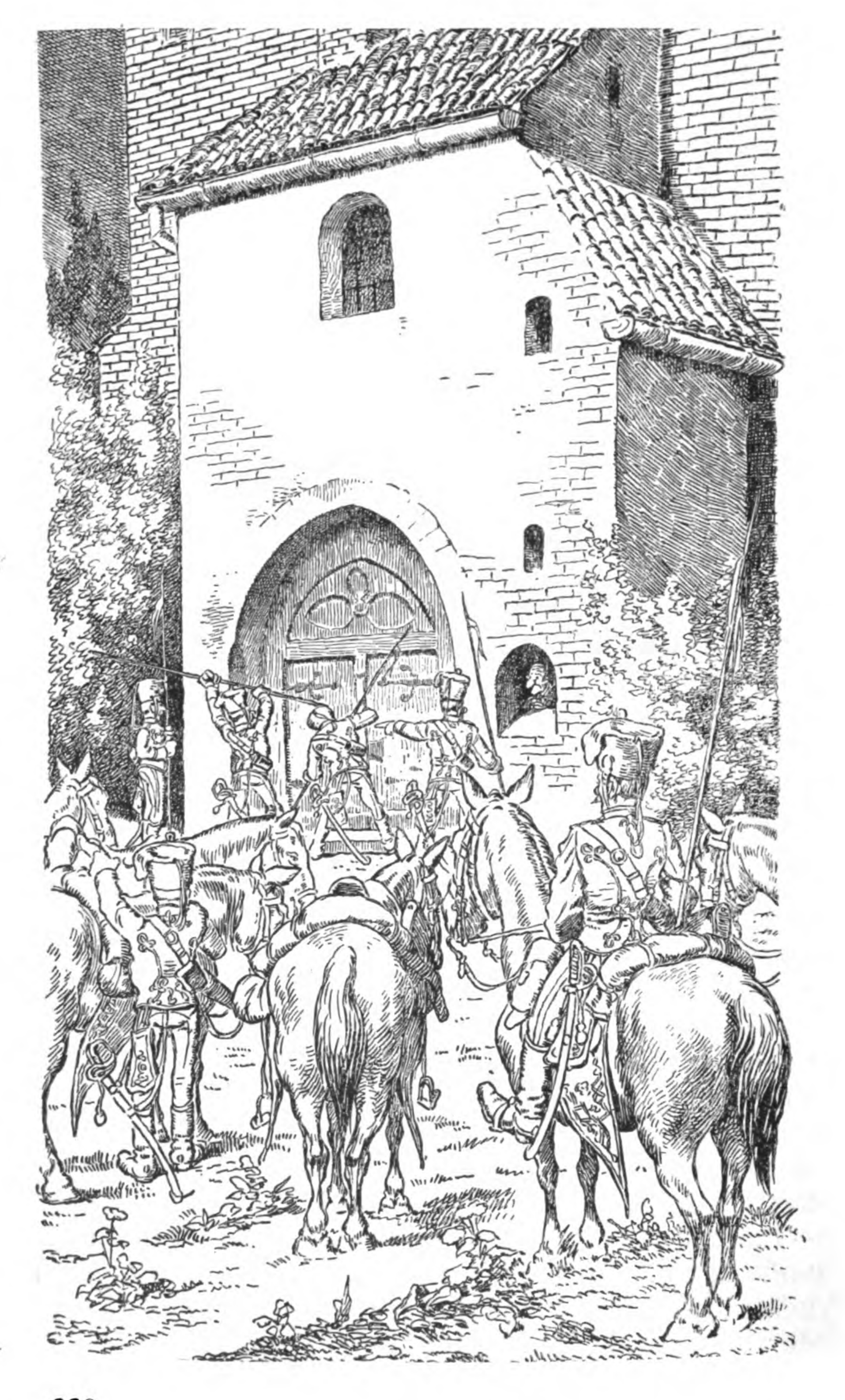
„Das wird 'n nettes Quartier!" sagte der vorwitzige Ditter. „So ne olle Geisterbude — Bier vom Faß wird's da auch keenes geben! Ich hatte wenigstens geglaubt, nach der Holzmacherarbeit von heute früh in een Hotel garni zu kommen. — Erst gewinnt man de Schlacht, und kriegt nich mal een Trinkgeld!"

Auch die andern Soldaten schienen nicht sehr erbaut, als sie den schmalen Pfad überwunden hatten und nun frierend am Schloßtor standen, denn da oben pfiff der Wind tüchtig.

Fortunatus wurde es ganz eigen zumute, als sich auf wiederholtes Klopfen gar nichts rührte. Ist es am Ende ein verwunschenes Schloß? dachte er.

„Heda — holla — aufgemacht!" riefen die ungeduldigen Husaren und bearbeiteten das Tor mit ihren Lanzenschäften.

Endlich knarrte das Guckfenster. Ein Paar angstvolle, graue Augen, die einem verhutzelten Männlein gehörten, sahen heraus! Fortunatus überrieselte es, das war gewiß ein verzauberter Zwerg.



„Machen Sie mal auf! Sie oller Zwetschgenmann!" rief Ditter, „oder wir treten die wurmstichige Türe ein."

Die Schlüssel rasselten, knarrend öffnete sich das Tor, das verhutzelte Männlein führte die Husaren in den Schloßhof, da wuchs das Gras büschelweise, alles war so düster und unheimlich. Es fing auch schon an zu dämmern, dabei heulte der Wind und klatschte der Regen stoßweise an das alte Gemäuer.

Die Husaren brachten die Pferde unter. Dann traten sie in die große Gesindestube. Da war es gemütlich warm. Sie setzten sich mit den Dienstboten des Schlosses zur Abendsuppe und ließen den Sturmwind draußen pfeifen.

Das verhutzelte Männlein rieb sich fortwährend kichernd die Hände, daß es Fortunatus schon unheimlich wurde.

„Worüber freuen Sie sich denn so, Herr —?"

„Thaddäus — heiß' ich — jaa — der a—lte Kastellan Thadd—äus," erwiderte das Männlein mit seiner zitterigen Stimme, „und worüber ich mich freue! Hi— hi, daß ihr da—a seid, daß ihr da—a seid!"

Fortunatus wurde es immer unheimlicher.

„Heute na—acht werden wir doch ru—hig schla—afen!" fuhr der alte Thaddäus fort. „Vo—or den Husa—aren werden — — es ha—at geläutet, die Frau Grä—äfin ha—at geläutet!" damit humpelte der Alte schnell hinaus.

„Was hat denn der Alte?" fragte Fortunatus.

„Hm —" meinte einer von der gräflichen Dienerschaft. „Unheimlich ist es eigentlich schon! Sehen Sie, Herr Unteroffizier. Gestern sind wir hier angekommen, der Herr Graf und die Frau Gräfin. Das ist nämlich das uralte Stammschloß, und weil die Herrschaften riesig viele Güter in Österreich haben, kommen sie nie hierher. Diesmal sind sie auch wohl nur so vorbeigekommen. Nun ist der Herr Graf telegraphisch abberufen worden, und weil die Frau Gräfin

ein wenig unwohl wurde, müssen wir ein paar Tage hier aushalten. Das hätte nun weiter nichts auf sich. Aber der alte Thaddäus, der schon fünfzig Jahre hier oben haust, der behauptet — Herrgott, ich glaube, da schaut einer zum Fenster herein!"

Die Mägde kreischten auf. Die Husaren fuhren in die Höhe. Einer öffnete die Türe, ein Windstoß fuhr herein und allen kalt über die Gesichter. Fortunatus ging hinaus und sah nach, obschon ihm die Gänsehaut über den Rücken lief. „Es ist nichts!" sagte er. „Was erschrecken Sie einen denn so?"

„Ja, man wird selber ganz schreckhaft," fuhr der Bediente fort. „Der alte Thaddäus hat uns alle angesteckt. Er behauptet nämlich," immer leiser sprach er, und immer näher rückte die Gesellschaft zusammen: „In grauer Vorzeit hat einmal ein Ahne unserer gnädigen Herrschaft hier im Schloß im linken Turmzimmer eine grauenvolle Mordtat verübt an seiner eigenen jungen, schönen Gemahlin — das war am dreizehnten September. Er hat sich dann selbst den Tod gegeben und muß nun als Gespenst wandeln, jedes Jahr am dreizehnten September kommt er einmal um Mitternacht in das Turmzimmer, ächzt und stöhnt, daß einem die Haare zu Berg stehen, und verschwindet wieder mit dem Hahnenschrei. Der Thaddäus hat ihn selbst gesehen — —"

„Jawo—o—ohl!" tönte eine Grabesstimme hinter der atemlos lauschenden Gesellschaft, daß alle erschrocken zusammenfuhren, „der alte Tha—ddäus hat es erlebt!" Es war das alte Männlein, das unbemerkt hereingekommen war.

„Fünfzig Jahre sind es. Da war der Großvater des jetzigen Herrn mit seiner Gemahlin hier. Sie lebten nicht glücklich zusammen. Und am dreizehnten September da warnte man die Gräfin, im Turmzimmer zu schlafen — denn in den alten Chroniken steht es zu lesen, daß, wer das Gespenst anspricht oder erblickt, dem dreht es den Hals um, so geschah es des

öftern im Lauf der Jahrhunderte. Die Gräfin lachte dazu. — Ich war damals ein junger Bedienter. Der Graf war auf die Jagd gegangen. Vorher hatte es zwischen ihnen einen furchtbaren Auftritt gegeben, und wie die Gräfin ins Turmzimmer ging mit rotgeweinten Augen und leichenblaß, da sagte sie: ‚Heute nacht werde ich mit dem Ahnherrn sprechen!' Am andern Morgen lag sie tot im Bette. Die Ärzte sagten, sie hätte zu viel Schlafpulver genommen — aber ich weiß es besser, es war eine furchtbar stürmische Nacht. Der Ahnherr hatte sie erwürgt!"

Fortunatus versuchte ungläubig zu lächeln, aber als er die ernsten Gesichter sah, erstarb ihm das Lächeln auf den Lippen. Und doch bewegten kühne Gedanken sein junges Herz.

„Und es gibt kein Mittel, das Gespenst zu bannen?" fragte er mit glühenden Augen.

„O ja!" versetzte der alte Thaddäus, dem vor Aufregung die Sprache jetzt ganz fließend vom Mund ging. „In den alten Chroniken steht, wenn sich einer fände, der dreimal das Gespenst mit einem Schwert berührte und das drittemal ihm den Kopf herunterschlüge, wäre es erlöst, denn, weil es dem Henker nicht verfallen, muß es umherirren."

„Dreimal?!" fragte Ditter.

„Ja, dreimal! Es soll's einmal einer versucht haben, aber schon bei der ersten Berührung sank er vor Schrecken hin, und das Gespenst drehte ihm den Hals um," sagte Thaddäus. „Heute haben wir nun den schrecklichen Tag. Ich habe die Frau Gräfin gewarnt. Das Turmzimmer ist ja leider das einzige Zimmer im Schloß, wo man noch anständig wohnen kann. Auch steht die eiserne Truhe neben dem Kamin, die in die Wand eingelassen ist. Es liegen, glaube ich, ein paar Millionen drinnen, zu einem neuen Gutskauf — da will die Frau Gräfin im Turmzimmer bleiben — ich wasche meine Hände in Unschuld!"

„Heute ist ja der dreizehnte,“ rief Fortunatus erregt.

„Ja, natürlich! Davon reden wir ja die ganze Zeit. Drum bin ich froh, daß ihr da seid, obschon ihr auch nichts nützen werdet!“

Da klopfte es leise an der Türe. — —

„Alle guten Geister!“ rief Thaddäus, die andern fuhren auf.

Eine stattliche ältere Dame trat herein.

„Laßt euch nicht stören, Leute!“ sagte die Gräfin. „Ich bin nur eben so sehr erschrocken. Es kamen so seltsame Töne aus — ja, ich weiß nicht woher, daß ich wirklich nicht mehr hinaufgehen mag. Thaddäus, richten Sie mir irgendein anderes Zimmer hier im Erdgeschoß zum Übernachten her. Es ist zu unheimlich!“

„Da—a ha—aben wir's!“ stammelte Thaddäus.

„Frau Gräfin,“ nahm Fortunatus jetzt das Wort, „wollen Sie mir erlauben, die Nacht in dem Turmzimmer zu verbringen!?“

Alles erstaunte.

„Ich halte es für meine Pflicht, als braver, frommer Soldat, diesem Spuk ein Ende zu machen! Erlauben Sie, Frau Gräfin, daß ich Ihrem Ahnherrn den Kopf herunterhaue, so will ich die Mitternacht dort erwarten!“

Die Gräfin lächelte. „Wenn es wirklich so schlimm werden sollte. und Ihnen ein Gespenst erscheinen würde, was ich zwar nicht annehme, so hauen Sie nur tüchtig zu. Es wird wohl nicht so schlimm werden!“

Die Dienerschaft beeilte sich, in einem anstoßenden Gemach ihrer Herrin einen wohnlichen Raum zu bereiten. Diese unterhielt sich indessen mit Fortunatus, der mit Begeisterung seine heutigen Manöver-Abenteuer erzählte und eine riesige Freude hatte, heute nacht noch einem leibhaftigen Gespenst den Garaus zu machen! Das Zimmer war hergerichtet. Die Frau Gräfin stand auf: „Also gute Wacht — mein junger



Held. Jedenfalls weiß ich Ihren guten Willen zu schätzen!" Freundlich grüßend ging die Dame hinaus. Eben schlug es 10 Uhr.

„Und jetzt ans Werk," rief Fortunatus begeistert, „die Schlacht habe ich gewonnen, und das Gespenst will ich besiegen — oder mein Leben lassen!"

„Kommen Sie, alter Thaddäus, führen Sie mich ins Turmzimmer!"

Voll Bewunderung sahen alle auf den kleinen, jungen Soldaten, dem der Mut aus seinen blauen Augen blitzte.

Thaddäus nahm ein Licht und schlappte behutsam dem jungen Helden voran.

So ging es über mehrere Treppen, nur daß Thaddäus jetzt hinterdrein ging und bei dem unsicheren Scheine des flackernden Lichtes den Fortunatus vor sich herschob.

Der Wind heulte entsetzlich um das alte Schloß und rüttelte an den Türen und Fenstern.

„Sehen Sie!" flüsterte Thaddäus. „Hier sind wir." Er öffnete eine schwere Eichentüre.

Sie traten ein. „Und nu—u—n wü—nsch' ich" — Pautz! In dem Moment schlug ein Windstoß die Türe zu und dem furchtsamen Thaddäus das Licht aus der Hand, daß es erlosch. Dieser brüllte vor Angst und klammerte sich an Fortunatus.

„Lassen Sie mich doch aus, Sie Memme, und machen Sie überhaupt jetzt, daß Sie weiterkommen!" sagte Fortunatus ärgerlich.

„Wei—ter—ko—o—ommen!" stotterte der Alte, in der Dunkelheit herumtastend. „I—ich Unglücksme-ensch! I—ich ka—ann nicht mehr hinaus. Der Schlüssel ste—ckt dra—ußen, hu—hu—u—!" Dabei fing er zu heulen an wie der Schloßhund.

„Also dann bleiben Sie da! Aber mucksen Sie sich nicht. Unser Rufen würde man bei dem Sturm nicht hören, auch würde schwerlich jemand kommen. Am besten ist, Sie kriechen irgendwo hinein." —

„Ja—a!“ stöhnte der Alte, „wo hinein — wo—o mich das Ge—spenst nicht finden ka—ann, dann dre—eht es wenigstens blo—oß Ihnen den Ha—als um — — a—aber wo? Ins Bett? Da—as ist nicht sicher genug — unter den Schrank — hu, wenn es mich da—ann bei den Beinen herauszöge — ha—alt, ich ha—ab's, in die eiserne Truhe stei—eig' ich, — da—a bin ich si—cher!“

„Wo die Millionen liegen?“ meinte Fortunatus, „da werden Sie schwerlich hinein können!“

„Do—och, do—och!“ jubelte der Alte. „Ist ja nur ein Mecha—nismus, den ich ga—anz allein kenne, hab' ihn selber dem Herrn Gra—afen gestern gezeigt!“ Damit war er schon an die große Truhe gekrochen. Es schnappte ein paarmal wie eine Feder, dann schien der Deckel aufzugehen, der Alte stolperte hinein.

Soviel Fortunatus erkennen konnte, tauchte er noch einmal auf.

„Bi—itte, verraten Sie mich dem Gespenst nicht, daß ich da—a herein — —“

„Jetzt halten Sie einmal Ihren Rand!“ rief Fortunatus, der ganz aus seiner begeisterten Stimmung kam. Ging hin und klappte den Deckel zu, daß alles dröhnte.

Der Alte wollte eben noch sagen: „Ich muß Ihnen den Mechanismus erklären, damit ich wieder heraus — —“ aber es war schon zu spät. Die Worte verhallten ungehört im Innern der Truhe. Grauenvolle Einsamkeit und Finsternis umgab nun das tapfere Schneiderlein. Er zog seinen Säbel, lehnte sich mit dem Rücken an die Wand und hörte die Viertelstunden langsam schlagen. Nichts hörte man als das Sausen des Windes. Eben hatte es elf geschlagen! Also noch eine lange Stunde der Erwartung.

Da, auf einmal — Fortunatus lief ein eisiger Schauer über den Leib — tanzten zwei kleine, blasse Lichterchen im Zimmer herum. Wo kamen sie her?

Kaum waren sie sichtbar, und dennoch konnte er sich nicht täuschen. Auf einmal durchzog ein bläulicher Schein das ganze Zimmer, so daß man fast die Gegenstände erkennen konnte. Dort den großen Kamin, daneben die Truhe, das Bett, die alten Schränke, alles schien in unheimlichen Formen. Fortunatus pochte das Herz. Er faßte seinen Säbel fester. Ein



eigentümlicher Geruch, wie von etwas Verbranntem, machte sich wahrnehmbar.

Da kam eine Stimme wie aus weiter Ferne langsam immer näher, deutlich erkannte Fortunatus seinen Namen.

„Fortunatus, Fortunatus!“

„Wer ruft mir! Sind Sie es, Thaddäus?“

Nein, das war unmöglich, die Stimme kam alle Augenblicke woanders her, bald von oben, bald schien sie draußen vor dem Fenster.

„Fortunatus — fliehe — wenn — dir — dein — junges — Leben — lieb — ist!“ stöhnte die Stimme in langsam gezogenen schauerlichen Tönen.

„Wer bist du?“ rief Fortunatus, während ihm der kalte Schweiß auf der Stirne stand.

„Fliehe — fliehe — oder du bist des Todes!“

„Das könnte jeder sagen!“ antwortete Fortunatus, dem wieder der ganze Mut das Herz schwoll.

„Zeige dich nur, elendes Gespenst — ich habe ein gutes Gewissen und will dir dein Spuken schon vertreiben.“

Die Stimme verhallte klagend. Dafür ertönten jetzt die seltsamsten Laute, wie wenn die ganze Hölle losgelassen würde. Krähen und Wiehern und Lachen. Es war wieder vollständig finster geworden. Die Uhr schlug jetzt langsam zwölf Uhr.

Mit dem zwölften Schlag erhob sich ein schauerliches Gerassel, wie wenn alles einstürzte. Eine blendende Helle erfüllte das Gemach, und eine hohe, weiße Gestalt trat langsam vom Kamine her auf Fortunatus zu.

Dieser ging beherzt auf die Erscheinung los und berührte sie mit dem ausgestreckten Säbel. In dem Moment durchfuhr es ihn wie ein Blitz, die Haare sträubten sich ihm, er mußte den Arm wie gelähmt sinken lassen.

„Höre mich — junger Held,“ sprach jetzt das Gespenst mit hohler Stimme. „Du sollst mich heute befreien und mir das Haupt abschlagen, vorher muß ich dir aber künden, was niemand weiß. Lege dein Schwert auf den Boden, ich sage dir, wann du es dann gegen mich erheben sollst!“

Fortunatus tat es willenlos.

„Knie nieder, und höre, welches Glück dir das Schicksal bestimmt hat!“ — Fortunatus kniete nieder.

„Und nun wende dich langsam um, ganz langsam, und sage mir, was du siehst." — Fortunatus drehte sich langsam um.

„Nichts sehe ich!" sagte er verwirrt.

„Dann will ich dir mal wat zeigen!" rief das Gespenst und stürzte sich von hinten auf Fortunatus, ihn zu Boden reißend.

Dieser verlor keinen Augenblick seinen Mut und suchte sich loszuringen. Er hatte die Hände in einer Schlinge, ohne daß er wußte, wie, auch die Füße waren gebunden, ehe er sich's versah, nun ward ihm ein Tuch über den Mund gebunden, daß er nicht schreien konnte. Fortunatus lag am Boden, durch das Fenster drang jetzt ein blasser Schein des Mondes, so daß Fortunatus sehen konnte, wie das Gespenst sich der Truhe näherte und anfing, sie mit einem Eisen zu erbrechen.

Daß das kein richtiges Gespenst war, leuchtete ihm sofort ein. Er rollte sich behutsam gegen seinen Säbel, der am Boden lag, und brachte ihn mit vieler Mühe zwischen den Strick, mit dem seine Hände gefesselt waren; während das Gespenst geräuschvoll an der Truhe arbeitete, legte sich Fortunatus auf den Säbel und wetzte den Strick an dessen Spitze, bis es ihm gelang, die Hände freizumachen. Dann war es leicht, auch die Füße loszukriegen. Nun war er wieder ganz er selbst, gehoben vor Begierde, den schmählichen Überfall heimzuzahlen und der ganzen Sache auf den Grund zu kommen. Inzwischen hatte das Gespenst die Truhe aufgebrochen, schlug den Deckel auf und — prrr — entsetzt fuhr das arme Gespenst zurück, denn da drinnen schien ein wirkliches Gespenst zu sein. — Mit furchtbarem Angstgebrüll richtete sich der alte Thaddäus in der Truhe auf. Das Gespenst wußte nicht mehr recht, was es beginnen sollte — diesen Moment benützte Fortunatus, um mit hochgeschwungenem Säbel draufloszustürzen. Doch im selben Moment riß das Gespenst einen Revolver aus der

Brust — ein Schuß krachte — zu spät — Fortunatus' Säbel fiel schwer auf das Haupt des Gespenstes, daß es mit einem ganz natürlichen Schrei zusammenbrach.

War es Täuschung oder Wahrheit? Als das Gespenst zusammenbrach und die weißen Gewänder sich verschoben, sah eine Husarenuniform drunter hervor.

„Ditter!!" rief Fortunatus erstaunt, dem jetzt ein Licht aufging.

Der Schuß hatte die andern Husaren alarmiert. Sie kamen, den Säbel in der Faust, herein, und sahen bei dem Scheine einiger Lichter die seltsame Gruppe.

„Hier nehmt das Gespenst!" rief Fortunatus gravitätisch. „Es ist unser sauberer Kamerad Ditter. Und Sie, Thaddäus, großer Hasenfuß, melden Sie Ihrer Gräfin den Ausgang, und machen Sie, daß Sie aus Ihrer Kiste herauskommen."

Ditter wurde in Gewahrsam gebracht, und Fortunatus legte sich nach all der Aufregung schlafen; da der nächste Tag ein Rasttag war, brauchte er um das Wecken nicht bang zu sein.

Die Sonne schien hell ins Gemach, als Thaddäus den Schläfer aufrüttelte; der Herr Graf sei angekommen und wünsche ihn gleich zu sprechen. Fortunatus folgte in das Turmzimmer. Dort war der Graf und die Gräfin. Ditter saß mit verbundenem Kopf auf einem Stuhl. Der Graf, dem alles schon erzählt worden war, ging auf Fortunatus zu und schüttelte ihm die Hände.

„Sie haben mir durch Ihren Mut ein großes Vermögen gerettet. Meine Erkenntlichkeit dafür werde ich Ihnen später ausdrücken — und jetzt inquirieren Sie einmal den Halunken — ich höre so viel Seltsames, daß ich nicht weiß, was ich davon glauben soll!"

„Ach, Herr Graf!" jammerte das unglückliche Ex-Gespenst, „ich will ja alles bekennen! Liefern Sie mich nur nicht der Polizei aus! Ich habe ja ohnehin

einen tüchtigen Denkzettel bekommen und will's gewiß nicht wieder tun! — Die Gelegenheit war zu schön! Wie ich die Spukgeschichte hörte, da dachte ich gleich, der Herr Unteroffizier werde wieder eine



Heldentat vollführen wollen — ich aber wollte der Truhe einen Besuch machen. —Ich hätte aber ganz gewiß nicht alles genommen, Herr Graf — also, wie ich die Hauptsache wußte, wischte ich zur Tür hinaus und sprach in den Kamin hinein, um die Frau Gräfin

aus dem Zimmer zu vertreiben. Das gelang auch, weil die Kamine im Schloß alle ineinanderlaufen. Als dann, wie ich vermutet hatte, der Herr Unteroffizier hinaufkam, war ich schon vom Dach aus in den Kamin gestiegen, wo man ganz bequem sitzen konnte!"

„Also haben Sie dann mich von da angerufen" — unterbrach ihn Fortunatus. „Es klang wie aus weiter Ferne!"

„Ja, wofür wäre ich denn gelernter Bauchredner, Herr Unteroffizier!" fuhr der Delinquent fort.

„Ich hoffte, Sie dadurch zu verscheuchen. Für den Fall Sie nicht gingen, hatte ich den andern Plan bereit. Ich machte dann verschiedene Stimmen, damit es Ihnen gruselte, und ließ mit einem kleinen Spiegel die Lichter tanzen, dann brannte ich etwas blaues, bengalisches Feuer an, und mit dem Schlag zwölf warf ich einen Haufen losgebrochener Steine in den Kamin herunter und ließ mich an einem Strick herab, in mein großes Bettuch eingewickelt — —"

„Und der Schlag, der mir durch alle Glieder ging?" fragte Fortunatus.

„Der kam von einer kleinen, elektrischen Batterie, die ich deshalb mitgenommen, und die Sie mit dem Säbel berührten — ich hatte alle meine Zaubersachen mit eingepackt, weil ich während der Rasttage in den Dörfern Vorstellungen geben wollte. Dann wollte ich Sie durch die List unschädlich machen. Aber wie ich die Truhe aufmachte, erschrak ich so arg über den Menschen drin, daß ich den Moment verpaßte, wo Sie sich losgemacht hatten, sonst hätte — —"

„Sonst hätten Sie dem braven Unteroffizier eine Kugel durch den Kopf gejagt, Sie Halunke!" rief der Graf. „Nun, mein lieber Herr Eisenmann, wollen wir miteinander reden. Wann haben Sie ausgedient?"

„In drei Wochen, Herr Graf!"

„Wollen Sie dann bei mir Verwalter des neu gekauften Gutes werden? Ich brauche einen schneidigen, braven Kerl, das andere lernt sich von selbst.

16*

Sie werden mit den schwierigen Nachbarn fertig werden — das weiß ich!"

„Herr Graf!" stammelte Fortunatus freudig erschrocken.

„Sie haben freie Wohnung und Pferde. Dazu gebe



ich Ihnen, um meine Schuld abzutragen, jährlich 6000 Mark. Je nachdem Sie sich qualifizieren, können Sie in späteren Jahren eine größere Stelle auf meinen ungarischen Domänen erhalten. Ist's Ihnen recht? So schlagen Sie ein!"

Fortunatus ergriff selig die dargebotene Rechte und hätte vor Freude fast geweint.

Da war es, das langersehnte Glück! — —

„Und nun den Räuber zur Gendarmeriestation!" fuhr der Graf fort.

„Herr Graf!" sagte Fortunatus, „ich bitte Sie recht herzlich, lassen Sie Gnade für Recht ergehen und den armen Teufel nicht unglücklich werden, da Sie mich heute so glücklich gemacht haben!"

„Ihnen zulieb, weil ich sehe, daß Sie auch ein gutes Herz haben — mag er sich denn anderswo hängen lassen — und nun, Thaddäus, Champagner herauf. Wir wollen den neuen Verwalter leben lassen." —

*

Einige Monate später — als der Herbstwind die Blätter abgeschüttelt — hielt eines Tages ein Wagen vor dem Wirtshaus zum goldenen Roß. Ein eleganter, kleiner Herr stieg aus. Mit einem Schrei fuhr die blonde Marie vom Fenster zurück — es war Fortunatus! Er war zwar kein General, aber ein gemachter Mann! Den wirft kein Schwiegervater hinaus! Auch der goldene Roßwirt nicht, wie er anfangs gedroht. Im Gegenteil, das Staunens und der Höflichkeit war kein Ende. Und die blonde Marie? Sie hatte wirklich all die Zeit her auf ihren Fortunatus gewartet. Eines Tages mußte er ja wiederkommen, das stand felsenfest in ihr. —

Ein paar Wochen später war Hochzeit! Eine stattliche, glänzende Hochzeit! Da hatten die alten Weiber zu tuscheln und zu plappern. „Die reiche Roßwirtstochter" und „der fremde Bräutigam" aber, ganz gewiß — „sie hat einmal den Schneider gegenüber gern gehabt" — „der so überspannt war und davongegangen ist" — „so sind die Mädels!" — „recht hat sie!" — „wer weiß, was aus dem Schneider geworden ist" — „hätte der fremde Herr nicht unsere Grete neh-

men können?" — „so schön ist sie auch wie die Marie!" — „ja, Glück muß man haben!" — — —

Jawohl, Glück! Und vor allem den Glauben an das Glück, und ein tapferer, braver Kerl sein, dann kommt das Glück von selber — wie bei dem tapferen Schneiderlein Fortunatus Eisenmann! —

Mukl, der Luftschiffer.

„Ju—hu—hu—huhu!" erscholl es an den Felswänden des Zinken, daß es im ganzen Gebirge widerhallte!

Mukl war es, der Hochalmhalder, der vor seiner Hütte stand und in den goldenen Sonnenschein hinausjauchzte, laut, aus voller Brust — wie die Lerche jauchzt — wie der Hirsch schreit, wie man nur jauchzen kann an so einem herrlichen Herbstsonntag-Nachmittag wie heute, wenn man hoch oben am Berg steht, wenn man ein gutes Gewissen hat und einen solchen Brustkasten dazu, wie der Mukl — recte — Nepomuk Kleemaier. —

Von unten wurden die Rufe keck erwidert, einige näher — einige ferner — eine große Gesellschaft schien im Anzuge.

Mukl streckte und reckte sich und lachte vergnügt dazu.

Er war ein bildschöner, großer, gebräunter Bursche von 21 Jahren, mit riesigen Schultern, gewachsen wie ein Tannenbaum, mit Augen, so blau und ehrlich wie der lachende Himmel, unter dem er stand. Sein kleiner, blonder Schnurrbart kräuselte sich keck in die Höhe, er strotzte von Kraft und Gesundheit, entsprossen dem herrlichen Boden, den seine Väter schon seit Jahrhunderten bewohnt hatten. So stand er da im dunkeln Rahmen der Türe seiner Hütte und lachte vor sich hin und betrachtete mit prüfendem Blick die

Muskeln seiner Arme, die er langsam anschwellen ließ.

„Gilt schon!“ sagte er behaglich.

Das hing nämlich so zusammen: Das seidene



Tüchel — — nein, zuerst muß ich sagen — — nein, ich muß doch mit dem seidenen Tüchel anfangen! Also das seidene Tüchel, das hing unten im Dorf, beim Krämer in der Auslage, und wenn die braune

Miezl von der Kirche nach Hause daran vorüberging, schielte sie immer sehnsüchtig danach. Die braune Miezl war nämlich die erste Dirn in der Meierei des Herrn Grafen, und kurz und gut, warum sollen wir es nicht wissen, da doch das ganze Dorf es wußte, daß der Mukl und die Miezl ein Paar werden würden, sobald nur der Mukl ausgedient hätte beim Militär. — Heute sollte das Preisrankeln stattfinden, zu dem der Herr Graf jedes Jahr die Preise stiftete, darum erschollen vom Tal die Juchzer, und darum prüfte Mukl seine Muskeln. — — Und das seidene Tüchel? Was ist's damit? Geduld! Man kann doch nicht alles durcheinander erzählen, ich bin ja gerade dran! Eben darum prüfte Mukl seine Muskeln — weil er sich den ersten Preis zu errankeln hoffte, um seiner Miezl das seidene Tüchel zu kaufen. — Na also! Nur ausreden lassen! — Vor der Hütte war ein flacher, freier Wiesenplatz, den der Mukl sorgfältig abgesteckt und mit Stricken umgeben hatte. Jetzt kamen sie scharenweise daher, die Burschen von allen Seiten. Viele Bauern aus der Umgegend dazu — immer lustiger und lebhafter erklangen die Reden in der herrlichen, reinen Luft. Oh, da kommt auch der Herr Graf selbst in seiner kurzen Jagdjoppe, von dem freundlichen, roten Gesicht die hellen Schweißtropfen abwischend. Und nun konnte es ja losgehen!

Der Herr Graf trat zu Mukl in die Hütte:

„Wo kann ich denn die Preise deponieren, Mukl?"

„Hier, Herr Graf!" — Mukl fegte mit der flachen Hand über den ohnehin schon sauberen Tisch, der nebst Stuhl, Bett und Ofenbank seine ganze Einrichtung bildete.

Und nun zog der Herr Graf verschiedene Geldröllchen aus der Tasche und schrieb dazu mit Bleistift auf den Tisch: Erster Preis — zweiter Preis und so weiter. —

Wie der Mukl den ersten Preis sah, lachte ihm das Herz im Leibe. Aber auch den andern, die jetzt Kopf

an Kopf zur Türe hereinglotzten und verlegen grinsten, stachen die hübschen Dinger in die Augen.

„Na, Buben!“ rief der Herr Graf, „jetzt fangen wir an; daß mir ehrlich gerankelt wird! Kein Beinstellen und keine falschen Griffe!“

Und der lustige Kampf begann.

Der Herr Graf bestimmte die Gegner, und los ging's.

Mukl war gleich der erste, der mit einem hochgewachsenen, schwarzlockigen Bauernburschen zu ringen begann. In dichtem Kreise standen die Zuschauer rings um die Seile. Nur der Herr Graf befand sich als Kampfrichter innerhalb derselben. Fünf Minuten war Zeit gegeben für jeden Kampf! Aber so lang brauchte der Mukl nicht. Es hatte kaum „Los“ geheißen, da lag der Schwarze schon am Rücken und zappelte mit den Beinen in der Luft.

„Jetzt wohl!“ brummte Mukl gutmütig lachend. „Ist dir vielleicht zu schnell gegangen?“

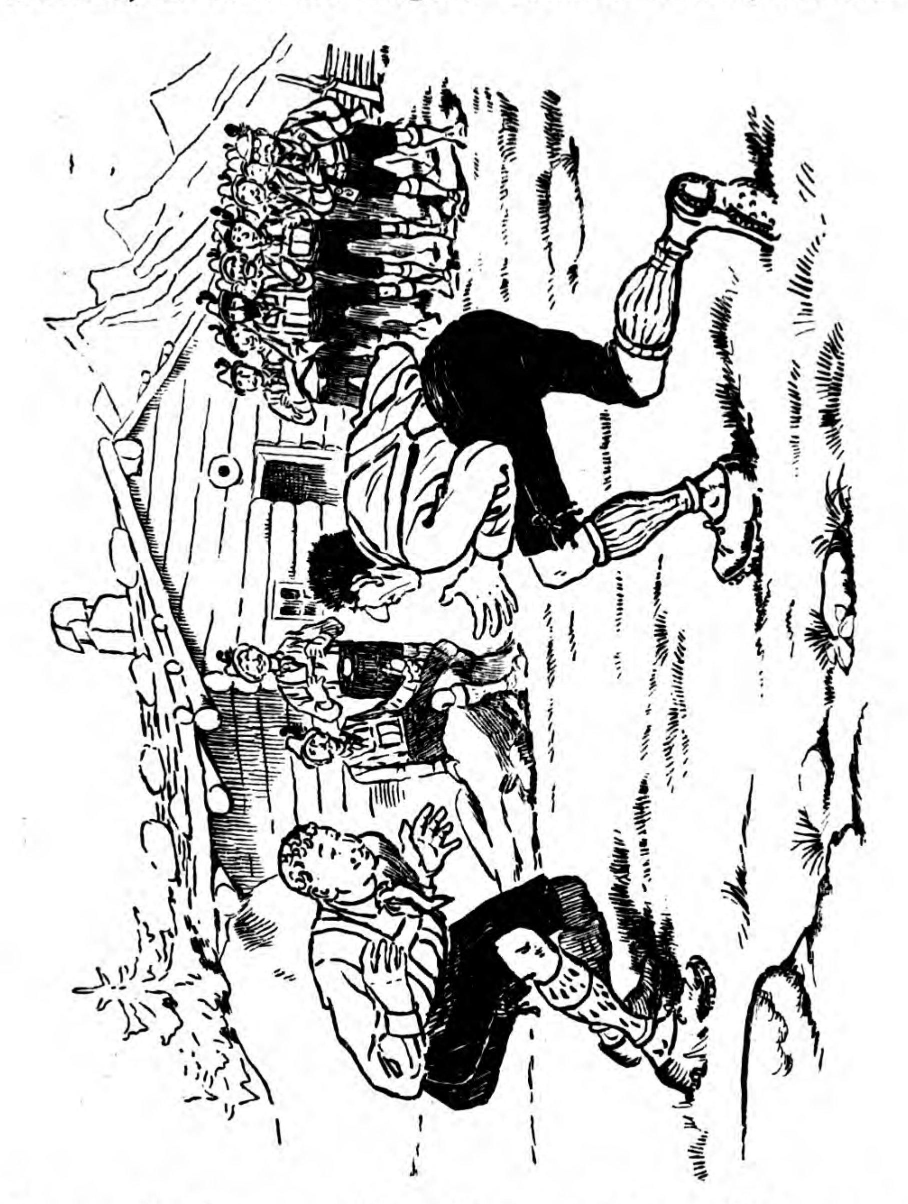
Jetzt kamen andere Paare, und so ging's fort, mit wechselndem Glück vom lauten Hallo der Zuschauer begleitet, bis sich die Sieger untereinander ausgeschieden hatten, die nun ihrerseits wieder um den Preis rittern mußten.

„Der Mukl kriegt den ersten!“

Das stand alsbald fest, daran wagte keiner mehr zu zweifeln, denn einen Gegner nach dem andern brachte Mukl mit seiner Riesenkraft und Behendigkeit zu Fall.

Nur der „Welsche“, wie sie ihn nannten, ein starkknochiger, langer Bursche, hatte seinerseits auch alle seine Gegner ins Gras gestreckt und war ebenso oft wie Mukl, nämlich fünfmal, Sieger geblieben. Das Kampfspiel hatte nun sein höchstes Interesse erreicht. Mukl und der Welsche standen einander gegenüber wie kampfbereite Hähne, und während aus Mukls gutmütigem Gesicht die helle Freude lachte, schaute der Welsche verbissen und trotzig drein.

Schon hatten sie einander oben bei den starken, leinenen Hemden ergriffen und bohrten einer dem andern den Kopf in die Schultern, auf den Moment lauernd, in dem der Gegner wanken würde, um ihn



dann mit einem raschen Ruck auf den Rücken zu drehen.

Jetzt zog Mukl an, und der Welsche drehte sich in der Luft. Ein lauter Ruf entfuhr allen Zuschauern.

Er stürzte ins Gras, Mukl darüber hin, aber gewandt wie eine Schlange drehte sich der Welsche und blieb auf dem Bauche liegen, sich mit Händen und Füßen fest an den Erdboden stemmend. So mußte Mukl ihn jetzt lupfen und umdrehen, wenn der Sieg erfochten sein sollte. Die Zuschauer riefen ihm zu, und Mukl hob und hob und packte den Gegner, aber fest krallte sich der Wälsche an den Boden, so daß Mukl ihn nicht lupfen konnte.

„Eine Minute habt ihr noch!" rief der Herr Graf, mit der Uhr in der Hand, „dann muß geteilt werden!"

„Donnerwetter!" dachte Mukl. „Geteilt!? Da langt's ja nicht mehr auf das Tüchel!"

Und wütend nahm er alle seine Kräfte zusammen, um mit einem letzten Anprall den Welschen umzudrehen. Der aber ersah den Moment und stellte dem Mukl ganz unmerklich das Bein. So rollten sie übereinander und weiter über den abgegrenzten Platz hinaus — die Zuschauer sprangen zurück und ließen eine Gasse. Weiter wälzten sie sich — da entfuhr ein Schreckensruf der Menge. Hinunter rollten alle beide über den steilen Abhang. Die Gefahr war groß. Noch einige Schritte, so senkte sich der Abhang immer schärfer, schließlich senkrecht zu Tal. Die beiden schienen verloren. Das ging alles so blitzschnell, daß niemand hätte helfen können. Der Welsche ließ Mukls Hemd nicht los. Schon kollerten sie dem Abgrund zu, als Mukl mit größter Geistesgegenwart eine von den Latschen packte, die am äußersten Rande fest in der Erde wurzelten. Der Welsche rollte über den Rand des Abgrundes hinaus und hing nach unten. Mukls Hemd, das er fest gepackt hielt, zerriß — aber Mukl ergriff ihn rasch mit der freien Hand am Hosengürtel und hielt ihn fest! Schon kamen die Zuschauer und zogen die beiden nicht ohne Anstrengung wieder auf das Plateau herauf.

Alles umringte den Mukl und schüttelte ihm die Hand.

„Wer hat den Preis?" rief Mukl triumphierend.

„Du net!" sagte der Welsche giftig.

„Was? Du Krowott!" schrie Mukl, rot vor Zorn. „'s Bein hast du mir g'stellt, und dafür halt i den Kerl noch! 's nächstemal laß i di nunterrumpeln!"

„Jawohl! Jawohl!" riefen die Zuschauer.

Mit geballten Fäusten trat der Welsche auf den Mukl zu: „Du bist zuerst am Buckl g'legen! I kann's beschwören!"

Der Mukl sah den andern einen Augenblick an, dann gab er ihm ohne ein weiteres Wort eine solche Ohrfeige, daß dieser zurücktaumelte.

„Recht hat er!" schrien die Zuschauer, „der will noch schachern, wo ihm der Mukl das Leben gerettet hat!"

Der Welsche griff sein Hütel vom Boden auf, sagte kein Wort, und, einen bitter giftigen Blick auf den Mukl schießend, machte er sich Bahn und verschwand.

Alles umringte jetzt den Mukl mit lauten Glückwünschen. Auch der Herr Graf kam jetzt atemlos herbei. „Braver Bursche!" sagte er und schüttelte dem Mukl die Hand. „Aber jetzt trag' den Tisch heraus, wir wollen rasch die Preise verteilen. Es zieht ein Wetter herauf!"

Freudestrahlend trat Nepomuk Kleemaier in die Hütte, um den Tisch herauszutragen. Aber, mit dem zerrissenen Hemd kann er sich draußen nimmer sehen lassen. Rasch trat er an die Truhe, nahm das andere Hemd — er hatte nur zwei — und zog es an.

„Mukl!" rief der Herr Graf außen.

„Kimm schon!" sagte Mukl und trug den Tisch hinaus.

Der Herr Graf hatte bei dem Tisch auf einem Stuhle Platz genommen und kontrollierte die Geld-

röllchen. Endlich sagte er: „Das ist doch toll! Da fehlen gerade zwanzig Mark!"

Einer stierte den andern an, und alle Augen blieben auf Mukl haften.

„Hast du dir den Preis vorweg genommen, Mukl?" fragte der Herr Graf.

Dem Mukl stieg die Zornröte auf. Das war seine schwache Seite. Alles trieb ihm gleich das Blut zu Kopf.

„Sag's nur!" fuhr der Herr Graf fort, „wo soll denn das Geld schließlich sein?"

„Sie sagen — i wär' ein Dieb!" rief Mukl, mit funkelnden Augen auf den Herrn Grafen losgehend.

Dieser wurde ein wenig blaß vor Ärger, erwiderte nichts, sondern nahm aus seinem Portemonnaie ein Zwanzig-Markstück und warf es verächtlich auf den Tisch.

„Erster Preis! Nepomuk Kleemaier." verlas er von einem kleinen Zettel und bot demselben das Zwanzig-Markstück an. Dieser nahm es nicht.

„Herr Graf! Erst nehmen Sie zurück, daß Sie mich für einen Dieb halten!" Hochatmend stieß Mukl diese Worte hervor.

„Ich pflege nichts zurückzunehmen, mein Bester," sagte dieser von oben herab. „Es wird besser sein, Sie nehmen Ihr Geld und schweigen. Ich will die Sache nicht untersuchen, damit ist es genug!"

„Ihnen vielleicht — aber mir nicht!" schrie der Mukl. „Sie sagen, ich bin ein Dieb!"

„Dieses Wort haben Sie zuerst ausgesprochen," entgegnete der Graf kühl.

„Aber denken tun Sie sich's!" schrie Mukl erbittert.

Der Herr Graf gab keine Antwort mehr und verteilte die Preise weiter. Aus dem Zischeln und Tuscheln, das sich rings erhob, konnte Mukl bald entnehmen, wie schlecht man von ihm dachte, von

ihm, dem sie vor fünf Minuten noch jubelnd die Hände geschüttelt hatten.

Das heitere Fest endete in gedrückter Stimmung. Es fing zu regnen an, bald hatte sich alles verlaufen. Mukl trug den Tisch in die Hütte — das Zwanzig-Markstück lag noch darauf. Lange saß Mukl davor und starrte es an, bis ihm die Tränen von den Wangen liefen.

*

Einige Zeit nach dem Preisrankeln auf der Hochalm stand Nepomuk Kleemaier in der Vorhalle des gräflichen Schlosses zu Oberndorf. Sein kleines Bündel hatte er neben sich auf den Boden gelegt.

„Sie wollen mich sprechen?“ sagte der Graf, der aus einem Zimmer in die Vorhalle heraustrat. „Ein wenig kurz, wenn ich bitten darf, ich will auf die Jagd!“

„Kurz und gut, Herr Graf!“ entgegnete Mukl trotzig, und zog ein kleines Papierpaketchen hervor. „Ich muß in die Stadt zum Militär einrücken. Hier sind die zwanzig Mark von dem Preisrankeln. Ich will sie nicht haben, solange Sie mich für einen Dieb halten!“

In diesem Augenblick ging ein bildsauberes Mädchen mit einem großen Milchkübel über die Vorhalle. Es war die braune Miezl, die erste Dirn der gräflichen Meierei, welche eben die Milch in die Küche tragen wollte.

Als sie ihren Mukl sah, unterdrückte sie einen Ausruf und blieb aufmerksam stehen.

„Ich habe Sie schon einmal ersucht, mich mit der Geschichte ungeschoren zu lassen, und damit basta!“ sagte der Herr Graf ärgerlich.

„Nix basta!“ trotzte der Mukl. „Mir ist die Geschichte nicht basta!“

„Frecher Bursche! Er will mir noch trotzen? Warum ist Er denn nicht gleich herausgekommen mit

dem Tisch? Wer soll denn das Geld genommen haben, wenn nicht Er?“

Mukl bekam einen roten Kopf.



Die braune Miezl stellte ihre Milch nieder und mischte sich in das Gespräch.

„Mein Gott, Mukl, nimm doch Vernunft an!“ meinte sie begütigend.

„Ah — du bist da! Hör' nur zu, Miezl — einen Dieb nennt mich der Herr Graf!"

„Beruhig' dich doch, Mukl!" sagte die Miezl, indem sie zu weinen anfing. „Sei ehrerbietig mit dem Herrn Grafen — der Schein ist gegen dich!"

„Was — der Schein? — Du — also du auch — du glaubst es auch? — Ah, da soll doch — — — du haltst mich auch für einen — — Gut is's! Macht, was ihr wollt — mich seht's nimmer!"

Mukl warf das Zwanzig-Markstück, welches in dem Papier eingewickelt war, dem Herrn Grafen vor die Füße und eilte die Treppe hinunter.

Schluchzend rannte Miezl hinter ihm nach: „Mukl — Mukl — i glaub's ja net!"

„Falsch bist! Mi siehst nimmer!" tönte es zurück, und verschwunden war der Trotzkopf. — — —

Am nächsten Tag stand Mukl in der Kaserne des ersten Infanterie-Regiments am rechten Flügel einer langen Reihe von jungen Burschen, welche alle noch in Zivil als Rekruten vom Feldwebel in Empfang genommen wurden. In dem unendlich langen Kasernengange roch es nach einer angenehmen Mischung von Kommißbrot, Lederzeug, Putzpomade und Stiefelwichse. Die in Regalen lehnenden, blankgeputzten Gewehre imponierten den jungen Rekruten gewaltig, und sie standen mit aufgerissenem Mund und großen Augen da, der Dinge harrend, die da kommen sollten. Es wurde verlesen, dann wurden die Rekruten einzelnen Kompagnien zugeteilt und von den betreffenden Unteroffizieren in Empfang genommen. Mukl kam zur 2. Kompagnie. Als er mit etlichen 40 anderen Burschen unter Führung eines Unteroffiziers die Treppe hinaufpolterte in den zweiten Stock, wo sich die Zimmer der 2. Kompagnie befanden, trat ihm von hinten einer auf den Fuß. Mukl sah sich um und traute seinen Augen nicht — — es war der Welsche! Eben war man auf dem Korridor des zweiten Stockwerks angelangt, und der Unteroffi-

zier rief „Halt!“ — da ging es dem Mukl wie eine Erleuchtung durch den Kopf. Er drehte sich um, packte den Welschen beim Kragen und schrie: „Gesteh’ Kerl, du hast die zwanzig Mark gestohlen!“

Der Welsche wehrte sich, und die schönste Rauferei war im Gange. Gerade in diesem Augenblick öffnete sich die gegenüberliegende Türe, und der Herr Hauptmann nebst dem dicken Feldwebel traten heraus. Sie blieben bei dem Anblick der Burschen, die so rauften, daß man kaum mehr unterscheiden konnte, zu welchem Korpus die in der Luft herumwirbelnden Arme und Beine gehörten, wie zu Salzsäulen verwandelt stehen. Endlich fand der Hauptmann die Sprache wieder: „Ihr Kannibalen, wollt ihr aufhören!“ Der Unteroffizier sprang herzu und wollte Mukl wegreißen. Doch der ließ nicht aus. „Entschuldigen schon“ — sagte er, dem Welschen den Kopf an die Wand drückend, daß diesem die Augen aus den Höhlen quollen — „aber dieser Haderlump — —“

„Wirst du loslassen, Bestie?“ schrie der Unteroffizier, riß das Seitengewehr heraus und machte Miene, dem Mukl über die Hand zu schlagen. Da ließ Mukl los.

„Wie heißt der Kerl?“ schrie der Hauptmann.

„Nepomuk Kleemaier — aber gewiß und wahrhaftig —“

„Halts Maul!“ donnerte der Hauptmann. „Schreiben Sie auf: 8 Tage strengen Arrest, daß der Bengel da Manieren bekommt!“

Mukl und der Welsche stellten sich wieder in das Glied. Dem letzteren hingen die Fetzen vom Leibe, auch einige Büschel Haare lagen am Boden.

Der Herr Hauptmann sah sich die Leute einzeln an, stellte verschiedene Fragen und ging dann fort.

Jetzt trat der Herr Feldwebel in Aktion. Sein Grundsatz war: „Wie kommandiert, so exerziert.“ Und zur Aufrechterhaltung der Disziplin gehörte sei-

ner Ansicht nach vor allen Dingen eine große Portion Grobheit. Vor allen Dingen darf den jungen Rekruten gegenüber der erste Augenblick nicht versäumt werden, um zu imponieren und ihm „die Kourasche abzukaufen“, wie der Herr Feldwebel sagte. Nach der stattgehabten Rauferei schien ihm eine Extrazulage zu seinen gewöhnlichen Schimpfworten sehr am Platze zu sein. Er stellte sich also in Positur, stieß den Pallasch auf den Boden, ließ die Augen rollen und fing an in einem tiefen, vertrauenerweckenden Ton, der sich aber allmählich steigerte, bis er zum Schlusse in einem wahren Löwengebrüll endigte.

„Ihr dreckigen Schienochsen!“ — so begann der wackere Feldwebel den Rekruten die „Kourasche abzukaufen“, — „ihr sechsfach vernagelten Hornviecher — ihr wasserköpfigen Schmierpeter und Affenkönige! Wenn ihr vielleicht glaubt, daß es mir ein besonderes Vergnügen macht, zum Pläsir oder Amüsemang so einen Haufen ungekämmter Orang-Utans in des Königs seinen Rock hineinzuverhelfen, so habt ihr mit eurem bißchen Kopfschmalz danebengehauen. Ihr weißgewaschenen Botokudenhammel! Was denkt sich überhaupt so ein breihirniger Lümmel vom königlichen Dienst? — He? Denkt er sich was dabei?!“

Er faßte einen blassen Burschen im ersten Glied beim Rockknopf.

„Nein!“ stammelte dieser ganz erschrocken.

„Na also,“ fuhr der Feldwebel fort, seine Stimme allmählich zu dem Löwengebrüll steigernd. „Also — nichts denkt ihr euch, da seht ihr's — Luft habt ihr da in eurer Gedankenfouragekammer — und wenn man euch draufschlüge, was leider, wenn's aufkommt, nicht gestattet ist, so macht es einfach „Plautz“, wie wenn man eine aufgeblasene Zigarrendüte zusammenplatscht! — Also merkt euch das, ihr Kohldampfschieber! Was sollst du dir merken?“ Diesmal war Mukl der Angeredete.

17*

„Ich soll mir merken, daß der Affenkönig im königlichen Dienst Luft in der Zigarrendüte haben soll!" sagte Mukl treuherzig, dem alles nur so im Kopfe wirbelte.

Der Feldwebel schnappte nach Luft, und die Rekruten in den hinteren Gliedern lachten und schnitten Gesichter.

„Jetzt schau' mir mal einer so einen — so einen — so einen — — ein Fremdwörterbuch her — ich finde kein Wort für diesen — für diesen — ha, es ist zum Wahnsinnigwerden — Krokodilstränen könnte man vergießen über diesen Botokudenhäuptling!" —

Noch lange dauerte die „Ansprache" des Herrn Feldwebels. — —

Mukl und der Welsche kamen zur selben Korporalschaft und wurden sogar Bettnachbarn.

Die militärische Laufbahn Mukls begann also mit Arrest. Als er aus dem trübseligen Loch herauskam, war er ganz verbittert. Er mußte für den andern als Dieb gelten und durfte ihn nicht einmal zur Rechenschaft ziehen!

Und daß von der Miezl kein Brief kam, das wurmte ihn am meisten. Tag für Tag, beim Exerzieren, immer und überall wartete Mukl auf den Brief, in welchem etwa stehen sollte: „Ich halte dich für ehrlich, ich liebe dich noch immer, wenn du auch im Zorn von mir gegangen bist usw." — Aber der Brief blieb aus. Endlich beschloß Mukl, sich noch eine Frist zu setzen, und dann nicht mehr zu warten. Den Weihnachtstag bestimmte er als Termin. Langsam schlichen die Wochen dahin. Er hatte sich tadellos gehalten, und seit jener ersten keine zweite Strafe mehr erhalten, so peinlich auch der Feldwebel achtgab, um ihn auf irgend einer Unregelmäßigkeit zu erwischen. Mit seinem Bettnachbarn, dem Buttolo, den sie den Welschen nannten, weil sein Großvater aus Italien eingewandert war, hatte er noch kein Wort gesprochen. Die beiden gingen wie zwei große, knurrende Hunde

umeinander herum, jeden Augenblick bereit, übereinander herzufallen.

So kam der Weihnachtsabend heran.

Es traf ihn gerade, daß er das erstemal Posten stehen mußte vor dem Palais des Armeekorpskommandanten, des Prinzen Waldemar. Im tiefen Schnee lagen Straßen und Häuser, aus denen die Fenster in rotem Schimmer leuchteten, zum Zeichen, daß da glückliche Menschen sich des erhabenen Festes freuten, sich liebend mit Geschenken bedachten an dem großen Tage der Liebe.

Wer an diesem Tage so ganz allein und verlassen, ohne Eltern und Geschwister, ohne Braut, ohne Freund dasteht, der ist wirklich ein armer Mensch. Und wenn er noch dazu, wie Mukl, frierend auf der Straße stehen muß, das Gewehr in der erstarrten Hand, und bittres Leid im Herzen, der ist der Ärmsten einer auf der Welt. — —

„Waldemar!“ sagte die Frau Prinzessin zu ihrem hohen Gemahl drinnen im Palais, während sie an der Tafel saßen, nachdem die Bescherung vorüber war, „sollen wir dem Posten draußen nicht ein Glas Punsch hinausschicken? Es ist so kalt, und die Ärmsten haben keinen Weihnachtsabend.“

„Papa — Papa — ich darf dem Soldaten den Punsch bringen? Nicht wahr?“ rief Prinzessin Marie, ein reizendes Mädchen von zwölf Jahren. Die andern Prinzen und Prinzeßlein wollten auch mit von der Partie sein, aber Prinz Waldemar erlaubte es nur dem Töchterchen.

„Ich werde mir dir gehen!“ sagte er und suchte ein paar Goldstücke hervor.

„Erkältet euch aber nicht!“ mahnte die Frau Prinzessin und fügte noch einige Pfefferkuchen zu dem Punsch. Ein Diener ging damit durch den Park voraus, der Prinz und sein Töchterlein folgten, in weite Mäntel gehüllt.

Mukl stand an das Schilderhaus gelehnt, das ne-

ben dem großen Portal angebracht war, und sah den Schneeflocken zu, wie sie leise niederfielen und im Scheine der Laternen wie Diamanten funkelten.

„Da, Mann!“ schreckte ihn ein silbernes Stimmchen aus seinem Brüten, während ein köstlicher Duft von heißem Punsch zu ihm drang. Das Prinzeßchen hielt mit ihren beiden kleinen Händen einen Napf Punsch in die Höhe.

Mukl fuhr auf und erkannte in dem großen Pelz den Prinzen. Er präsentierte sein Gewehr und stand steif, wie aus Stein.

„Du, Papa, sag' ihm doch, er soll nehmen!“ sagte das Prinzeßchen.

„Gewehr ab!“ — „Rührt Euch!“ kommandierte der Prinz lachend. „So, jetzt trinken Sie einmal einen ordentlichen Schluck. Und weil Sie ganz gewiß schon tüchtig räsonniert haben, daß gerade Sie von vielen das Los getroffen hat, in der Weihnachtsnacht da stehen zu müssen, so nehmen Sie das da.“ Damit gab der Prinz ihm ein Goldstück.

Das Prinzeßchen klatschte vor Freude in die Hände, und dem Mukl liefen die Tränen über die Wangen. Solang er dagestanden hatte, ungeliebt und verlassen, frierend und voll Bitterkeit, hatte er sich in seinen Trotz eingewickelt, der ihm ein Schutz war gegen die Tränen, die ihm schon seit Monaten im Herzen saßen. Jetzt aber, bei der ersten, zarten Berührung einer freundlichen Hand, schmolz sein Stolz und Trotz in Tränen hin, wie Schnee im Frühling.

„Papa, der Mann weint!“ rief das Prinzeßchen erstaunt.

„Ist Ihnen nicht wohl?“ fragte Prinz Waldemar gnädig.

„Zu Befehl, Hoheit!“ entgegente Mukl stramm, indem er seine Tränen hinunterschluckte, „ich hab' nur was im Gemüt, war mi druckt!“

„Wer hat das nicht?!“ lächelte der Prinz.

„Papa, darf ich dem Soldaten meine Puppenstube zeigen — darf er nicht mit hereinkommen?“ sagte Prinzeßchen Marie, der selbst beinahe die Tränen kamen, als sie den schönen, großen Mann weinen



sah. Heilige Nacht! Wie machst du der Menschen Herzen mild und weich! Prinz Waldemar, der im Rufe stand, ein sehr strenger General zu sein, fühlte in dem silbernen Stimmchen seines Töchterleins et-

was, das ihm zu Herzen drang, wie ein Hauch aus dem Paradies — aus dem ja alle Kinder stammen!

„Also, kommen Sie herein, Mann — ein Stück Braten wird Ihnen nicht unwillkommen sein!“ sagte der Prinz.

Aber Mukl rührte sich nicht.

„Vorwärts!“ machte der Prinz ein wenig ungeduldig, und der Diener, welcher im Hintergrunde stand, und den mit seinen Kniehosen und seidenen Strümpfen erbärmlich an den Füßen fror, knurrte und grunzte vor Ärger, daß man mit dem dummen Bauern solche Geschichten mache.

„Warum gehen Sie nicht?“ sagte Prinz Waldemar.

„Ich darf nicht, Hoheit!“ sagte Mukl fest.

„Wie? Wenn Ihr General Ihnen befiehlt?“

„Ich hab' die Instruktion, unter keinen Umständen den Posten zu verlassen, außer ich werde abgelöst!“ entgegnete Mukl ruhig und fest.

Der Prinz faßte ihn scharf ins Auge.

„Wissen Sie, was Ihnen passiert, wenn Sie meinem Befehl nicht gehorchen? Sie werden prozessiert!“

„Zu Befehl, Hoheit!“

„Gut! Ich befehle Ihnen, jetzt den Posten zu verlassen und hineinzugehen!“

Mukl, der wieder stillstand und präsentierte, klopfte das Herz. Einen Augenblick kam er ins Schwanken, aber sofort war es ihm klar, was seine Pflicht sei.

„Bitt' um Verzeihung, Hoheit! I muß auf'm Posten bleiben, bis i abgelöst bin!“

„Also Er geht nicht?!“ rief der Prinz und stampfte mit dem Fuß.

„Bitt' um Verzeihung, Hoheit — nein! Bis i abgelöst bin!“

„Verdammter Bauernschädel!“ grunzte es im Hintergrund. Es war der Bediente, der trippelnd das

eine seiner dünnen Beine am andern rieb und vor Kälte etwas zu laut gedacht hatte.

„Wollen Sie was, Kappes?“ wandte sich der Prinz um.

„Nein, nein, Hoheit!“ sagte hastig der Herr Kappes mit den dünnen Beinen und knickte zusammen.

Prinz Waldemar trat jetzt ganz dicht an den Soldaten heran:

„Nehmen Sie Vernunft an. Es tut mir leid um Sie. Gehorchen Sie dem Befehl, auf meine Verantwortung. Sie kommen sonst ein paar Jahre ins Gefängnis!“

Jetzt stieg Mukl das Blut zu Kopf. Etwas lauter, als es schicklich war, rief er:

„Lassen's mi hinrichten, Hoheit! I bleib auf meinem Posten, bis i abg'löst werd'. Und wer mi vertreiben will, dem renn i mei Bankenett in'n Leib!“

Ängstlich schmiegte sich das Prinzeßchen an ihren Vater, der Herr Kappes vergaß, die dünnen Beine zu reiben, und glotzte offenen Mundes drein über diese unerhörte Frechheit, neugierig, was dem kecken Burschen wohl passieren werde.

Prinz Waldemar aber lächelte über das ganze Gesicht: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!“ — sagte er leise vor sich hin: — „Also, du bleibst auf deinem Posten tot oder lebendig?“

„Zu Befehl, Hoheit!“

„Aber die Hand darfst du mir doch geben?“

Mukl geriet in Verwirrung — Herr Kappes riß ugen, Mund und Ohren auf, und das Prinzeßchen achte.

Prinz Waldemar schüttelte Mukl, der sein Gewehr ei Fuß genommen hatte, kräftig die Hand. „Du bist ein kreuzbraver Kerl! Das soll dir nicht vergessen sein, mein Sohn! So! Und jetzt will ich dich ablösen! Mir war, als hätte ich was von einem Bauernschädel eben gehört.

Kappes, damit Ihnen das laute Denken vergeht — da nehmen S i e das Gewehr — so — den Übermantel

kannst du ihm auch geben! Nur Mut, Kappes — Sie sind nie Soldat gewesen? Sollen auch erfahren, wie das ist! Vorwärts!"

„Ho—o—o—heit!" winselte der unglückliche Kappes, während das Prinzeßchen jubelnd in die Hände klatschte und lachte. Kappes sah auch erbärmlich



komisch aus mit seinen dünnen, seidenen Beinen, dem weiten Mantel und dem Gewehr, das er ängstlich von sich hielt.

„Stellen Sie sich ins Schilderhaus, Kappes, wenn's Ihnen zu kalt wird!" höhnte der Prinz. Die Sache kam ihm gerade gelegen, denn der Herr Kappes war

zwar ein sehr gewandter Diener, aber von Zeit zu Zeit mußte er ein wenig gemaßregelt werden, sonst wurde er zu vorlaut!

„Ho—ho—heit! das ist mein Tod!“ jammerte Kappes.

„Im Gegenteil, Kappes!“ lachte der Prinz, „diese halbe Stunde, bis die Ablösung kommt, wird sehr gesund für Sie sein! Und nun kommen Sie, mein braver Kamerad, und lassen Sie sich den Weihnachtsbraten schmecken!“

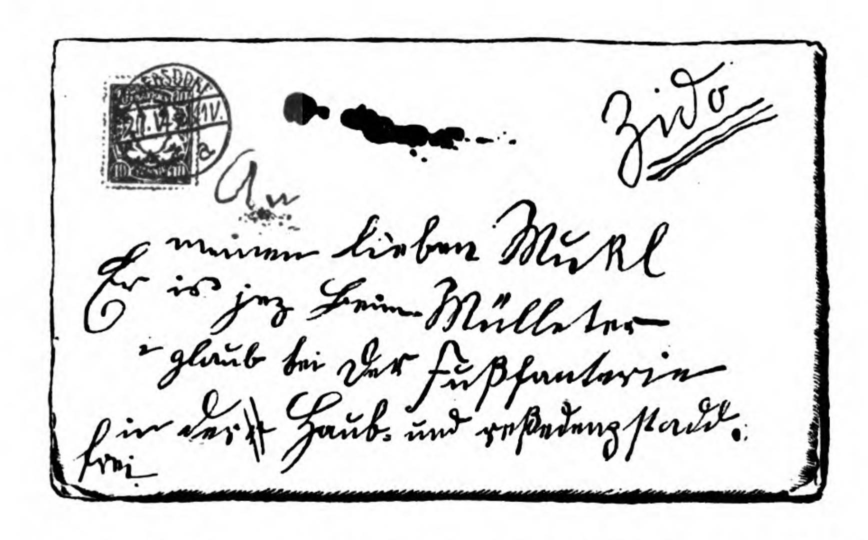
Der Prinz, das Prinzeßchen und der Mukl gingen ins Palais, und der vorlaute Herr Kappes lief mit seinen dünnen Waden und dünnen Strümpfen, das Gewehr auf der Schulter, im Schnee herum und knurrte und grunzte!

*

Lange wirkte noch in Mukls Herzen der Eindruck nach von dem merkwürdigen Christabend, wo er schon vermeint hatte, ins Gefängnis zu kommen, und wo er dann wie in einem Zaubermärchen in einen prächtigen Palast gekommen war, wo die hohen Herrschaften ihm die Hand gegeben hatten und ihn so freundlich nach allem ausfragten, wo er einen Braten bekam, wie noch nie in seinem Leben, wo das Prinzeßchen ihm beim Fortgehen die Taschen voll Pfeffernüsse steckte und der Prinz sich den Namen Nepomuk Kleemaier in eine rote Brieftasche schrieb. Wie ein Traum war ihm dies alles vorgekommen, und doch hielt sie ihn aufrecht, diese schöne Erinnerung, bei dem Druck, der auf seinem Herzen lastete. Mit der Miezl war es aus! Das stand fest! Mukl woilte nicht mehr dran denken und dachte doch dran von früh bis abends. Aber das hatte er sich zugeschworen, der Trotzkopf, nie mehr sollte ihn seine Heimat sehen — nie. Er hatte es sich zugelobt, bei allem, was heilig war, nie mehr dorthin zu gehen, wo man ihn für einen Dieb gehalten hatte, nie mehr die Stelle

zu betreten, an der ja doch sein Herz mit allen Fasern hing. Und er wird seinen Schwur halten, der Mukl, das darf man glauben!

Also sind wieder einmal zwei Menschen, die Gott sichtbar füreinander geschaffen hat, auf immer auseinandergerissen! Aber warum hat sie ihm denn nicht geschrieben, die einfältige Miezl? Ein gutes Wort steht doch einer Frau, einem Mädchen, so gut an! Es fließt wie Balsam in das trotzige Männerherz. Warum schrieb sie denn nicht? — Aber sie h a t ja doch geschrieben! — „Nun und?“ — „Und?!“ — Ja, wenn die Schulen so schlecht sind im Gebirg und so weit weg, daß man im Winter nicht hinkommt, und wenn man immer hausen und wirtschaften muß, wie die Miezl, da kommt es halt, daß man einen solchen Brief schreibt, — da — hier ist er, so hat er ausgesehen von außen:



Inwendig sind lauter liebe gute Worte gestanden, und reichlich war der Brief mit Tränen genetzt, wie man schon von außen sehen konnte. Die Aufschrift lautete: An meinen lieben Mukl. Er is jez Beim Mülleter i glaub bei der Fußfantrie in der Haub und reßedenzstadd. Zido. Weiter als bis in die Haupt- und Residenzstadt kam der Brief doch

nicht, trotz des cito in der Ecke. Er blieb ruhig auf dem Postamt als Kuriosum liegen, um später wieder an den Aufgabeort zurückgeschickt zu werden. Denn so findig die Post auch überall ist, einen „Mukl bei der Fußfanterie" ausfindig zu machen, das war selbst für die schlaue Post zu schwierig.

— — Der Winter verging, der Frühling zog ins Land. Mukl war ein strammer Soldat geworden, nur beim Unterricht, da haperte es. Da kam immer ein furchtbares Heimweh über ihn, so daß er nicht mehr aufpassen konnte und lauter verkehrte Antworten gab. Dagegen war der Welsche, der Buttolo, um so pfiffiger und war bald unter den Unteroffiziersaspiranten, während der Mukl bei der mündlichen Prüfung dazu durchfiel. Nie hatten die beiden ein Wort mitsammen gesprochen. Nur einmal beim Turnen auf dem Schwebebaum, als das Aneinander-Vorbeigehen geübt wurde, wo die zwei sich Begegnenden mit den Armen sich festhalten müssen, bis sie sich auf dem glatten Balken aneinander vorbeigeschoben haben, da blitzte der alte Haß auf. Mukl und Buttolo traf die Reihe, sich zu begegnen. Der Schwebebaum war weit über Manneshöhe. Leicht und sicher schritt Mukl in voller Bepackung dem Feind entgegen. Jetzt trafen sie sich. Da blitzte das tückische Auge des Welschen, und anstatt sich an Mukl festzuhalten, benützte er das Gewehr zum Balancieren und stieß dem andern, der seitwärts stand, um ihn vorbeizulassen, mit der Fußspitze in die Kniekehle, wie wenn er mit dem Fuß ausgeglitten wäre. Mukl schwankte und griff nach dem Gewehr des Buttolo, brachte diesen aus dem Gleichgewicht und sprang ab, als er sah, daß er sich nicht mehr halten konnte. Buttolo aber, der vergebens festzustehen versuchte, fiel nach der andern Seite herunter und gerade mit dem Mund auf den Gewehrlauf, und schlug sich drei Vorderzähne aus.

Mukl eilte teilnehmend hin, als er den andern bluten sah, der aber zischte mit seinen ausgeschlagenen

Zähnen: „Warte, bis ich dein Vorgesetzter bin — dich bring' ich hinein ins Kriminal!" dann führte man ihn ins Lazarett.

Von dieser Stunde an trachtete Buttolo dem Mukl nach dem Leben, so grimmig war sein Haß. Er war durch den Verlust seiner Zähne noch häßlicher geworden, was ihn bei seiner großen Eitelkeit furchtbar wurmte. Von dieser Zeit an trug er an seiner Uhrkette ein Zwanzig-Markstück und klimperte immer herausfordernd damit, sobald er Mukl ansichtig wurde! Diesem stieg dann das Blut zu Kopf, aber er schwieg. Wie würde das werden, wenn Buttolo Unteroffizier würde; welche Martern, welche Schikanen wird er nicht erfinden, um ihn zu einer Widersetzlichkeit zu veranlassen und so ins Gefängnis zu bringen?

Und Buttolo wurde Unteroffizier. Es war eine Besichtigung an dem Tag, an welchem er zum erstenmal die Tressen trug.

Als er ins Zimmer trat, war Mukl schon in voller Ausrüstung.

„Nehmen Sie Haltung an, wenn ein Unteroffizier eintritt!" schrie er ihn an, obgleich Mukl vorschriftsmäßig vor seinem Todfeind stillgestanden war. „Zur Strafe machen Sie hundert Kniebeugen! Knie—e—beugt — —, str—e—e—ckt!" so ging's hundertmal. Als Mukl die hundert Kniebeugen gemacht hatte, schrie der boshafte Mensch: „Jetzt fangen wir von vorn an, weil Sie um zwei betrogen haben, — Sie haben nur 98 gemacht! Von vorn! Knie—e— beugt — str—e—e—ckt! Natürlich — betrügen — stehlen — das sind so die Richtigen — vom Posten weglaufen, wie damals bei seiner Hoheit — warten Sie, Bürschchen, jetzt geht's aus einem andern Ton! Ich laß ihn Kniebeugen machen, bis — —"

„Was machen Sie denn da?" ertönte es plötzlich. Der Herr Hauptmann war unbemerkt eingetreten. „Sind denn jetzt Freiübungen anbefohlen?"

„Der Herr Hauptmann entschuldigen, der Mann hat die Ehrenbezeigung nicht vorschriftsmäßig gemacht!" stotterte Buttolo.

„So—o? Die Tressen sind Ihnen in den Kopf gestiegen? Da müssen wir Ihnen das Blut wieder in die Beine bringen!" sagte der Hauptmann, „stellen Sie sich einmal hin — 500 Kniebeugen — Kni—e—e beugt! Und den Mann lassen Sie mir in Ruh', sonst klopf' ich Ihnen auf die Finger und lasse Ihnen die Tressen wieder heruntertrennen! Nur tiefer die Knie beugen, sonst gibt's noch fünfhundert!" Mukl atmete auf. —

Das Regiment marschierte auf den Exerzierplatz. Der Vorbeimarsch verlief glänzend. Der Prinz nickte dem Mukl, der am Flügel marschierte, freundlich zu, das ärgerte den Buttolo, der als schließender Unteroffizier marschierte, so, daß er stolperte und beinahe das Gewehr fallen ließ. Der Prinz deutete auf ihn, der Oberst machte ein wütendes Gesicht, und nach dem Einrücken erhielt Buttolo vom Hauptmann drei Wochen Kasernenarrest.

Seine Wut gegen Mukl kannte nun keine Grenzen mehr. Aber er mußte sie vorläufig verbeißen, seit der Hauptmann als dessen Beschützer aufgetreten war — die 500 Kniebeugen waren noch zu frisch im Gedächnis seiner Kniegelenke. Es war gegen Abend, als Buttolo unter dem Kasernentor stand — hinaus durfte er ja 3 Wochen nicht, außer im Dienst — und ingrimmig und neidisch die Passierenden musterte. Da kam ein Hofdiener in Livree.

„Wo ist die zweite Kompagnie?" wandte er sich in einem knurrenden Ton an die Torwache.

„Bitte! Ich bin von der zweiten Kompagnie," sagte Buttolo zuvorkommend, „zu wem wünschen Sie?"

„Ah," grunzte der Hofdiener, „muß man so einen weiten Weg machen wegen so einem blöden Bauernlümmel! Einen gewissen Nepomuk Kleemaier suche ich. Hat's meinem hohen Herrn scheint's angetan —

muß ihn einladen, den Proleten da — muß mir noch eine Lungenentzündung holen — als ob ich nicht an dem Rheumatismus und der Diphtherie und den Frostbeulen genug hätte, die ich mir am Weihnachtsabend geholt habe im Schilderhaus, während der Kerl drinnen meine Portion Braten aufgegessen hat! Es ist schrecklich, schauerlich!" Der Herr Kappes wischte sich den Schweiß von der Stirne.

„Wie?" sagte Buttolo begierig, „Sie sind der arme Herr, der für den Vagabunden Posten stehen mußte? Ich habe davon gehört. Er prahlt ja immer damit!"

„Was tut er? Prahlen?!" rief Kappes wütend. „Ich bin imstande und kehre gleich wieder um. Den Typhus habe ich mir geholt und die Bleichsucht und den Rotlauf und den Wadenkrampf, von der Schande gar nicht zu reden — und jetzt soll ich den Intriganten da im Auftrag meines hohen Herrn ins Palais bestellen für nächsten Sonntag! Es ist zum Rasendwerden!"

Buttolo wurde gelb vor Neid und Zorn, gelber als er gewöhnlich schon war.

„Herr Hofdiener," sagte er, „darf ich mir die Ehre geben, Sie auf ein Glas Bier einzuladen? Ich teile Ihren Zorn gegen diesen Menschen, und wir wollen gemeinsam überlegen, was da zu machen ist!"

Alsbald saßen die beiden in der Kantine, jeder hinter einem Glas Bier.

„— Und was meinen Sie denn, Herr Kappes, daß der Prinz von ihm will?" fragte Buttolo.

„Ich habe so was in der Nase," entgegnete dieser, „daß der Leibjäger, der vorige Woche pensioniert worden ist, ersetzt werden soll. Lang ist er ja, der Lümmel, der dumme — diese langen Kerls werden immer bevorzugt."

„Wie?" rief Buttolo fieberhaft, „der Kleemaier soll Leibjäger werden bei Seiner Hoheit? Ah — da soll ja doch! — Nein! Das darf nicht geschehen, und wenn ich ihn früher umbringen sollte!"

„Mir wär's recht!" knurrte Herr Kappes. — „Ich

hätte nichts dagegen. Das wäre so der Richtige im Palais, um alles auszuschnüffeln und aufzuspüren und den ehrlichen Mann zu spielen! Da wär's aus mit dem gemütlichen Leben. Da müßte man wegen jeder Flasche Wein, die man heimlich trinkt, in Angst sein, daß dieser Biedermaier einen verklatscht. Mir wär's recht, wenn man den Kerl in die Luft blasen könnte!"

„In die L u f t blasen!?" Buttolo sprang auf und schlug mit der geballten Faust auf den Tisch, daß die Gläser hüpften. „In die L u f t blasen?! — Mir kommt ein Gedanke! Ich w e r d e ihn in die Luft blasen! Gleich morgen. Verlassen Sie sich darauf. Dumm ist er ja, wie die Nacht — es wird gelingen, und uns beide wird keine Seele im Verdacht haben!"

„He — uns beide? Sie werden doch nicht denken, daß ich Ernst gemacht habe," krebste der liebe Herr Kappes, „ich glaube, Sie haben mich falsch verstanden!"

„Unbesorgt!" erwiderte Buttolo, „ich brauche Sie nicht dazu. Der Kerl wird in die Luft geblasen. Ich bin morgen mit zehn Mann zur Hilfeleistung bei der Luftschifferabteilung kommandiert, und jetzt im Augenblick ist mir eine großartige Idee gekommen! Sie werden sehen, der Kerl wird in die Luft geblasen! Mehr sage ich Ihnen nicht!"

„Es ist auch besser, wenn Sie mir nichts sagen," meinte Kappes ängstlich, „dann habe ich keine Verantwortung. Aber jetzt muß ich ihn gleichwohl aufsuchen und meinen Auftrag ausrichten!"

„Noch ein Glas, Herr Hofdiener — oder Herr Hoffurier — —"

„Bitte — bitte — sagen Sie nur schlechtweg Herr Kappes zu mir, ich bin nicht stolz! Ein Glas noch also!"

Die beiden hockten sich noch einmal zusammen, und Buttolo verleumdete den ehrlichen Mukl nach besten Kräften und erzählte auch dem Herrn Kappes,

18

daß Mukl beim Preisrankeln in der Heimat zwanzig Mark gestohlen habe.

Da horchte Kappes auf. „Das wäre vielleicht noch besser als das „In die Luft blasen", obschon ich noch nicht weiß, was es damit für eine Bewandtnis hat — auch gar nicht wissen will — aber das wäre das beste, wenn man dem Burschen einen Diebstahl nachweisen könnte, dann wär' es aus bei unserm Herrn!"

„Nachweisen ist nicht leicht!" sagte Buttolo lächelnd, indem er mit dem Zwanzig-Markstück an seiner Uhrkette tändelte, „aber mein Zeugnis steht jederzeit zur Verfügung. Es ist nur, für den Fall es mißlingen sollte, den Kerl morgen in die Luft zu blasen."

„Jetzt muß ich aber dran glauben, Herr Buttolo", sagte Kappes, „es wird zu spät. Bis aufs Wiedersehen!"

„Und reinen Mund halten!" ermahnte der Unteroffizier finster.

„Na, selbstredend! Wo werd' ich denn?!" grinste Kappes und ging, während Buttolo noch bei einem dritten Glas brütend zurückblieb.

Kappes begab sich in den zweiten Stock nach dem ihm von Buttolo bezeichneten Zimmer. Mukl war ganz allein drin und putzte die Knöpfe seiner Uniform. Als er den Diener in Livree erblickte, sprang er vom Bettrand auf.

„Herr — eh — Kleemaier?" fragte Kappes in einem süß-freundlichen Tone, als ob er sich an den großen, schönen Burschen nicht mehr recht erinnert hätte. „Im Auftrage Seiner Hoheit des gnädigsten Prinzen Waldemar habe ich Ihnen mitzuteilen, daß Sie sich nächsten Sonntag nachmittag 3 Uhr im Palais einzufinden haben!"

„Ah," machte Mukl, „i komm' — ja, ganz gewiß komm' i. Wollen's Ihnen nit setzen, Herr Bedienter. Was meinen's denn will der gute, hohe Herr von mir?"

„J' cha—a!" machte Kappes langgedehnt mit einem bedenklichen Gesichte, „i' cha — das ist so eine Sache! Ich bin sozusagen sehr intim mit dem Herrn, und er vertraut mir so ziemlich alles an! Hm! Es ist eine Sache, die mir leid tut und vielleicht kann ich ihnen recht dienlich sein, denn ich habe Sie wirklich sehr gern!"

„Ich dank' Ihnen!" sagte Mukl treuherzig und gab Kappes die Hand.

„Der hohe Herr," fuhr Kappes fort, „war Ihnen sehr zugetan, aber jetzt hat er was gehört von einer Geschichte, die Sie einmal gehabt haben!" —

„I — a — G'schicht'? — — Was für a G'schicht'?"

„I' cha! Von einer Geschichte mit einem Zwanzigmarkstück bei einer Preisrankelei."

Mukl wurde bleich bis in die Lippen.

„Seien Sie klug, mein Lieber, vertrauen Sie sich mir an, wie die Sache sich verhält, ich habe Sie wirklich lieb, und wir können den Herrn dann ganz gemütlich hinters Licht führen!" sagte Kappes lauernd.

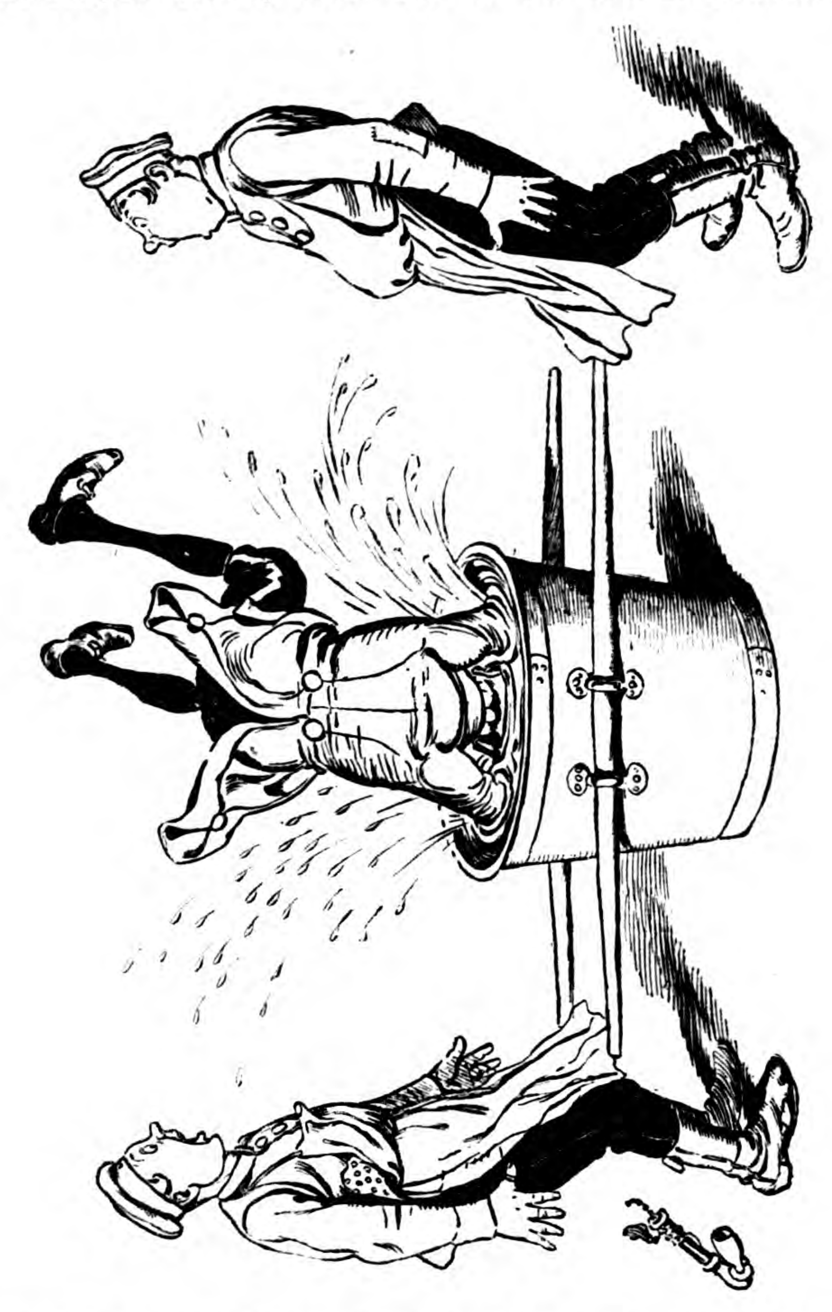
Mukl stierte vor sich hin.

„Mir können Sie's ja sagen," fuhr der schlaue Lakai fort, „ich weiß ja ohnedies, daß Sie's gestohlen haben und — —"

Mukl sprang auf, wie von einer Natter gebissen: „Galgenvogel, niederträchtiger!" schrie er und suchte nach irgendeinem Gegenstand, um ihn Herrn Kappes an den Kopf zu werfen. Zum Unglück für diesen stand da der Napf mit Putzkreide. „Schwapp!" flog dem braven Herrn Kappes die Putzkreide ins Gesicht, daß die Tropfen wie ein Sprühregen im Zimmer herumfuhren, und Herr Kappes im Gesicht so bleich war „wie Kreide". Aber das war erst das Vorspiel! Mukls Zorn war durch den langen Druck zu einer Riesenhöhe gestiegen, er packte, da er nichts anderes fand, die große Bank und hob sie auf wie einen Spazierstock — — jetzt lauf, wackerer Kappes — lauf, was 's Zeug hält — und er lief. Was es war,

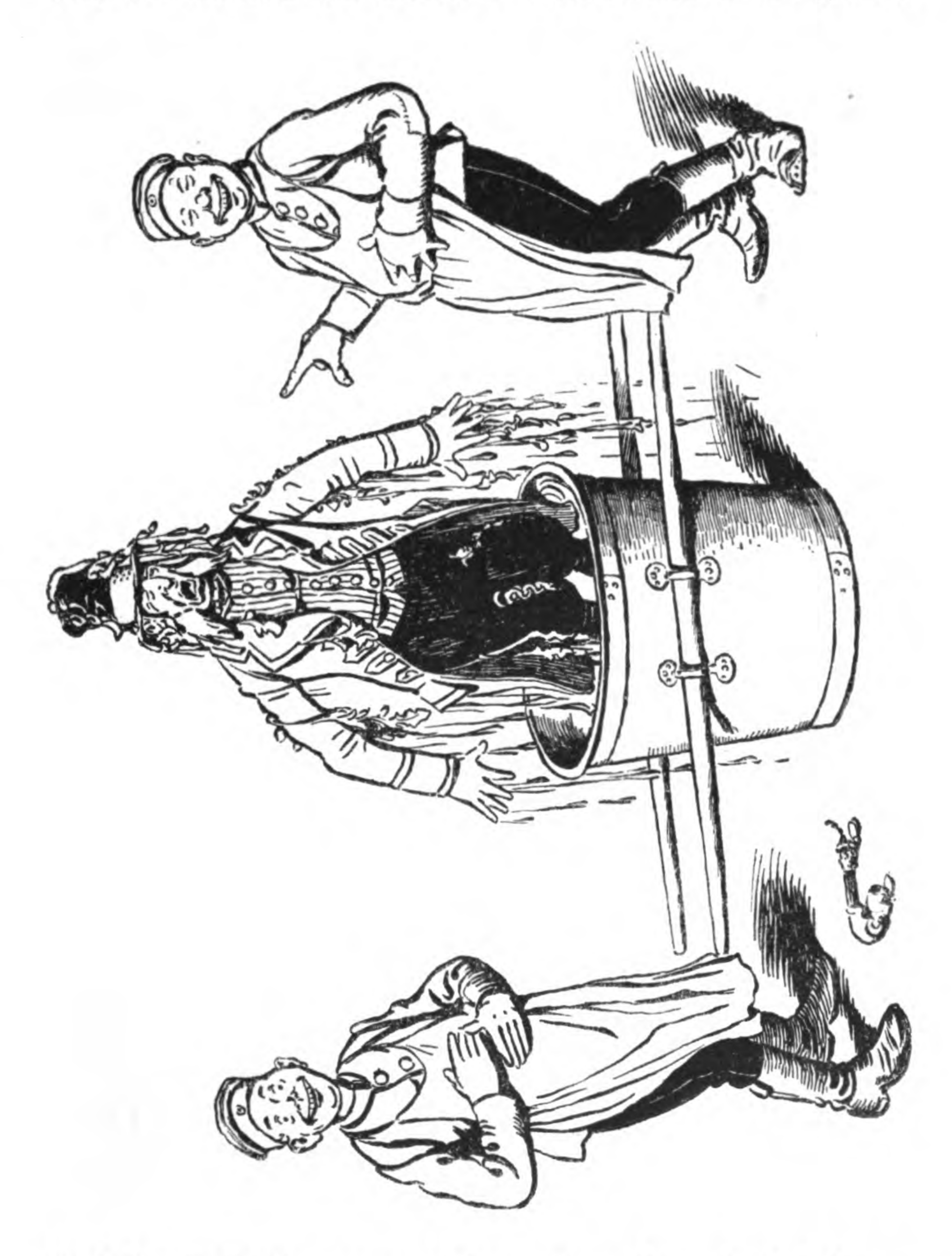
18*

konnte er nicht erblicken, da ihm die Kreide dick in den Augen stand, aber wie er an den allgemeinen



Umrissen wahrnehmen konnte, schien ein gewichtiges Wurfgeschoß im Anzug. Also kratz' aus, Kappes!
Er rannte zur Tür hinaus, die Bank flog hinter ihm

drein mit fürchterlichem Gepolter an die Wand. Kappes gewann instinktiv die Treppe, sauste hinunter mit seinen dünnen Beinen. Unten stand ein großer



Kübel mit Spülwasser, links und rechts ein Soldat — sie wollten ihn eben hinuntertragen und rasteten einen Moment. Kappes fuhr die Treppe herunter,

„plumps“ kopfüber mitten hinein in den Kübel mit Spülwasser, die Beine in die Luft. Sprudelnd und pustend arbeitet er sich heraus, denn schon hört er den Mukl oben am Treppenabsatz wieder „elender Galgenvogel“ schreien — tapfer schluckt er eine Portion der angenehmen Brühe hinunter, glücklich, daß er jetzt wenigstens wieder ein wenig sieht, denn das Spülwasser hat ihm die Kreide etwas aus den Augen gewaschen, dafür hängen ihm jetzt Kartoffelschalen, Krautstengel und andere unbeschreibliche Dinge um die Ohren. Lauf, Kappes! Kratz' aus, edler Kappes! Mukl kommt schon hinterdrein. Und Kappes lief den langen Kasernengang hinunter. Wer hätte gedacht, daß er so laufen konnte, Mukl von weitem hinterdrein — da steht eine Türe offen — Kappes hinein — es ist stockfinster drin — er stolpert — fällt — weich ist es — und der Atem geht ihm aus — er pustet und spukt — einerlei — jetzt stürmt Mukl an der Türe vorbei — rasch heraus, nach der andern Seite gelaufen — barmherziger — — — es war eine Rußkiste, was so weich war — patschnaß in die Rußkiste fallen, das soll sehr gut sein für Livreediener! — Kappes ist zum Schlotfeger verwandelt — vielleicht entkommt er in dieser Maske — nein — Mukl hat sich umgesehen — ihn an den dünnen Beinen erkannt — er macht Kehrt, und dem Kappes wieder nach — dieser saust die Treppe hinunter ins Parterre, wird da wieder ein Kübel mit Spülwasser stehen? — Nein — aber ein Gefreiter biegt um die Ecke, der 18 Glas Bier für die Kasernenwache auf einem Brette balanziert — Klirrrr — da liegt die Bude — „halt“ — „halt“ — „zahlen!“ „Schlotfeger, zahlen!“ tönt es hinter Kappes. Ein paar Soldaten, die auf dem Gang herumstehen, machen Miene, ihn aufzuhalten — vorwärts, Kappes! — kratz' aus, edler Kappes! — er ist den Gang hinaufgestürmt und biegt um die Ecke — das Tor ist auf der anderen Seite des Vierecks — er kann nicht mehr laufen — nur ver-

stecken — wieder eine offene Türe — und wenn's eine Rußkiste wieder wäre — hinein — eine zweite Türe — ein Schlüsselbund hängt im Schloß, umdrehen — hinein — es ist stockdunkel — er hört das Schloß hinter sich knacken und eine Stimme, die ruft: „Donnerwetter, wer hat da an meinen Schlüsseln



herumzugeistern!" — es ist der Unteroffizier vom strengen Arrest, der einen Moment sich weggewandt hatte — Herr Kappes befindet sich im strengen Arrest — er scheint nicht allein zu sein — er greift — und spürt etwas Weiches — im selben Augenblick kriegt er eine fürchterliche Ohrfeige — „was krabbelst du mir am Kopf, Meier?" gröhlte eine Stimme.

— „Was denn?“ knurrte es aus der entfernten Ecke. „Ja, wer hat denn jetzt die Ohrfeige bekommen?“ „Ich!“ schrie Kappes wütend und tastete weiter. — Plautz — erhielt er wieder einen Schlag, und eine dritte Stimme rief: „Warte, ich will dir dein Spazierengehen vertreiben!“ — Kappes flog zurück und stieg einem unsichtbaren Menschen auf den Bauch. — Bums, bekam er einen Fußtritt, der ihn wieder an das andere Ende des Lokals beförderte — dort empfingen ihn zwei Fäuste und hielten ihn fest. — „Mein letztes Streichholz!“ sagte jetzt die erste Stimme wieder, und für ein paar Augenblicke erhellte ein matter Schimmer den Arrest. „Ein Schlotfeger!“ riefen die drei Soldaten wie aus einem Munde, „wart' Kerl, dir werden wir's beibringen, deinen Spaß mit uns zu machen, und uns auf dem Bauch herumzutreten!“ — Hageldicht prasselten jetzt die Prügel von sechs deutschen Soldatenfäusten auf den Herrn Kappes nieder, bis er halbtot in einer Ecke liegen blieb. — Dort lassen wir ihn einstweilen liegen.

„Antreten!“ schrie am nächsten Morgen früh um 6 Uhr der Unteroffizier Buttolo, der die ganze Nacht kein Auge geschlossen und böse Dinge gedacht hatte.

Die zehn Soldaten traten an, Mukl am rechten Flügel, und marschierten nach dem Übungsplatz der Luftschifferabteilung, etwas vor der Stadt.

Mukl schaute groß drein, er hatte noch nie einen Ballon gesehen. Wie ein großes Ungeheuer bewegte sich derselbe, der eben mit Gas gefüllt wurde, hin und her, von einer Abteilung Soldaten im Maschennetz festgehalten. Die Mannschaft durfte sich im Gras lagern. Ein frischer Wind wehte herrliche Düfte blühender Bäume über die Heide. Mukl war es heimatwehmütig ums Herz. Er entfernte sich ein wenig von den Kameraden und ging auf eine kleine Anhöhe. Von dort sah er über die Baumwipfel weg hinüber, wo in blauer Ferne sich die zarten Linien der Berge vom Horizont abhoben.

Unterdessen rief ein Offizier den Unteroffizier Buttolo heran.

„Ihre Instruktion für heute ist sehr einfach! Sobald der Ballon gefüllt ist, nimmt jeder Mann eines der



Seile in die Hand und geht dann in der von mir bezeichneten Richtung. Wir machen zuerst eine Fesselfahrt und üben das Übersetzen von Telegraphendrähten und Terrainhindernissen. Sie werden das in der Weise leiten, daß zuerst ein Seil losgelassen wird,

über das Terrainhindernis geworfen, drüben wieder festgenommen wird, dann das nächste, und so fort."

„Draußen im Gelände wird dann der Befehl von mir aus der Gondel zum Loslassen der Seile durch Winken mit dem Taschentuch gegeben. Darauf kommandieren Sie: ‚Laßt Seile los!' Auf das ‚los' läßt jeder Mann gleichzeitig das Seil fahren! Verstanden?"

„Zu Befehl, Herr Leutnant!"

„Gut! Jetzt instruieren Sie Ihre Leute. Wir fahren gleich auf!"

Bis dahin hatte Buttolo offenbar noch entweder mit seinem Entschluß gekämpft oder die Möglichkeit der Ausführung bezweifelt, jetzt aber überzog satanische Freude sein Gesicht, als er sah, daß Mukl in den Anblick seiner Berge versunken sei. Er ließ sachte seine neun Mann antreten und erklärte ihnen ihre Obliegenheiten.

„Zum Schluß", sagte er, „macht der Ballon eine Freifahrt, zu diesem Zweck müßt ihr natürlich alle gleichzeitig die Seile auslassen; auf das Kommando ‚laßt Seile — los!' läßt jeder das Seil los. Verstanden?! Rührt euch!"

Jetzt ging er auf Mukl zu.

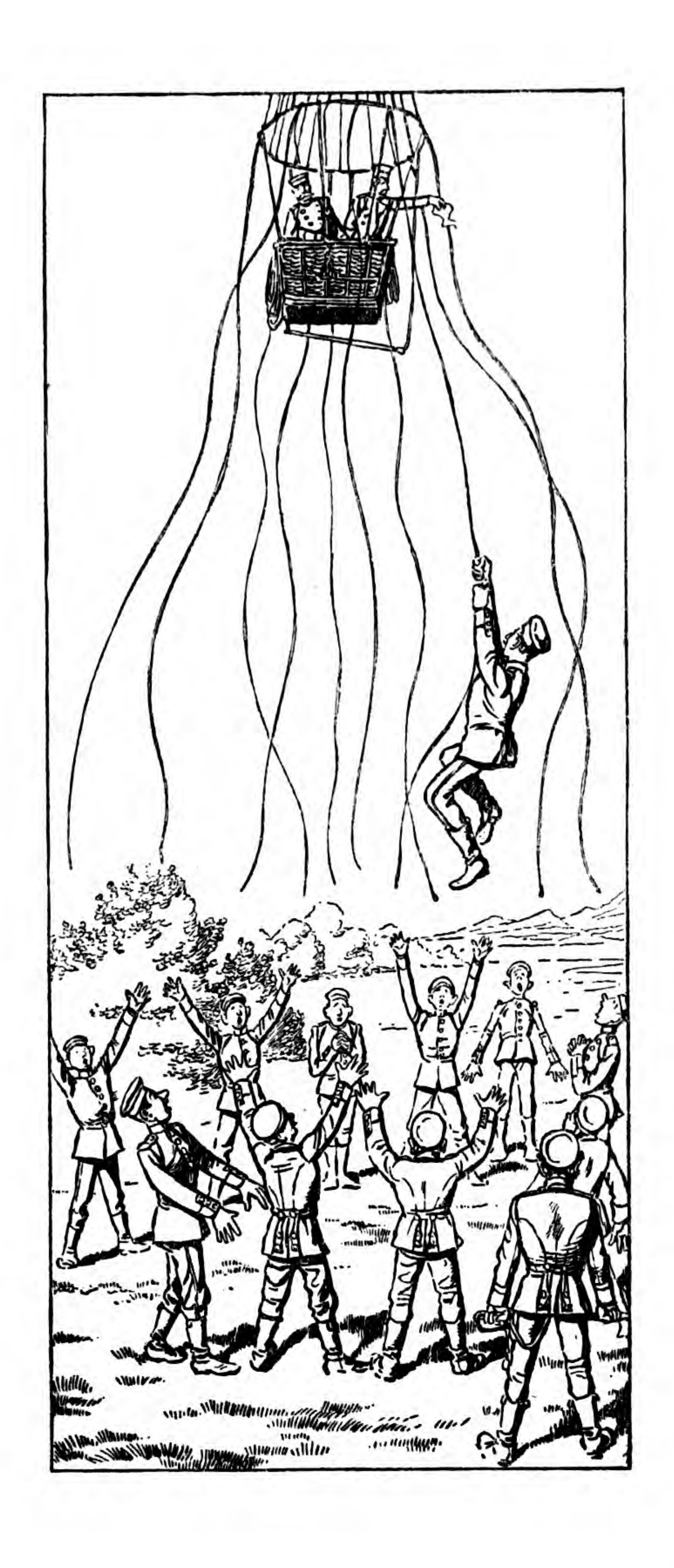
„Sie müssen natürlich wieder eigens instruiert werden!"

„Entschuldigen der Herr Unteroffizier!" sagte Mukl vorschriftsmäßig.

„Es ist gut!" machte dieser. „Sie haben sich bloß scharf einzuprägen, daß, wenn der Ballon zum Schluß frei aufsteigen soll, die Seile losgelassen werden müssen. Verstanden?"

„Zu Befehl!"

„Das Kommando dazu wird von mir erteilt und ist folgendes: Zuerst kommt das Avertissement „Laßt Seile los!" Da müssen die Seile noch festgehalten werden, und erst auf das Ausführungskommando



„Los“ werden gleichzeitig die Seile losgelassen. Also erst auf das zweite „los“!

Dreimal ließ sich Buttolo diese Instruktion von dem ahnungslosen Mukl wiederholen. Das wird die Vergeltung für den Sturz vom Schwebebaum und meine drei Zähne, dachte Buttolo ingrimmig, wenn der dumme Bursche einen Moment mit hinauffährt, und wenn er auch gleich loslassen wird, so fährt er doch mindestens zehn bis zwanzig Meter hoch und wird sich tüchtig auszahlen.

„Angetreten!“ hieß es. Der Ballon war voll.

„Wir bekommen starken Nordwind!“ sagte ein Offizier zu dem andern, als sie beide in die Gondel stiegen. Die Soldaten ergriffen die Seile, und langsam und majestätisch stieg der Ballon auf eine Höhe von etwa hundert Meter. Nun ging es in einer bezeichneten Richtung vorwärts. Terrainhindernisse wurden, wie oben erwähnt, überschritten. Der Wind war indessen ziemlich stark geworden. Jetzt gab der Offizier in der Gondel das Zeichen mit dem Taschentuch, man war gerade in einem freien Ackerfeld. „Aufpassen!“ rief Buttolo leichenblaß vor Aufregung. „Laßt — Seile los!“

Los ließen die neun Soldaten die Seile, und der Ballon stieg pfeilgeschwind in die Höhe, — Mukl, der das Seil eisern umklammert hielt, mit in die Höhe reißend. Er wartete auf das zweite „los“, und als ihm durch den Kopf schoß, daß Buttolo ihn geprellt habe, war der Ballon schon in den Wolken. Da ließ Mukl nicht mehr aus! So weit war es nicht so übel. Mukl spürte gar keine Bewegung, vielmehr schien nur die Erde unter ihm langsam zu versinken und immer kleiner zu werden.

„Um Gottes willen!“ rief der eine von den beiden Offizieren in der Gondel. „Da ist ja ein Mann mit aufgefahren!“

„Wir müssen sofort landen!“

„Unmöglich! Wir sind gerade über dem See!“

Der eine Offizier öffnete sofort das Ventil und ließ Gas entströmen. Der Ballon ging langsam nieder, wurde aber von einem starken Nordwind rasch gen Süden getragen.

„Schreien Sie ihm doch hinunter, er soll in die Gondel heraufklettern!"

Der Offizier schrie, aber der Wind und der Abstand waren zu stark.

„Ah, er scheint die Zeichen zu verstehen!"

Mukl zog sich einige Meter höher am Seil empor. Bei seiner Körperkraft wäre es ihm möglich gewesen, die ganze Länge des Seils bis zur Gondel hinaufzuklimmen. Da fiel ihm etwas Besseres ein. Er zog, mit einer Hand sich haltend, das Ende des Seils empor und machte mit Hilfe der Zähne einen Knopf. Dadurch wurde eine Schlinge gebildet, die sich durch das Gewicht fest zuzog, als Mukl mit dem Fuß hineinstieg. So stand er ganz bequem und wohlgemut, ohne das geringste Unbehagen oder Angstgefühl in seiner Schlinge und ließ unten Dörfer und Wälder und Felder wie Spielzeug an sich vorübergleiten.

„Famoser Bursche das!" sagte der eine Offizier in der Gondel. „Er hat sich eine Schlinge gemacht und steht drin!"

„Wir werden stark gegen das Gebirge getrieben!"

„Bei dem waldigen Terrain ist Landen unmöglich. Er würde sich an den Tannen spießen. Der Wind geht noch zu stark. Lassen wir uns in die Täler treiben, da wird der Wind wechseln, wenn nicht ganz aufhören. Der Mann kann ja jetzt lange aushalten, es ist keine Gefahr mehr für ihn!"

Mukl war wie im Paradies! Daß es so etwas Schönes gäbe, hatte er sich nicht vorgestellt. Dieses sanfte, lautlose Vorwärtsgleiten hoch oben in sonniger Luft! Diese ungeheure Schnelligkeit, die man nur wahrnahm, weil unten die Gegenstände in rascher Flucht wechselten! Sobald Mukl nicht hinuntersah, glaubte er wie ein Vogel regungslos im Äther zu

schweben. Es war ein wunderbares Gefühl! Es wurde ihm ganz andächtig zumute.



„Was ist denn das?“ Dort taucht ja der Zinken auf — ein Juchzer entrang sich seiner Brust!

„Hören Sie, Herr Kamerad! Das ist ein braver Kerl! Er jodelt noch in seiner Situation! Nun läßt der Wind nach, nun wollen wir langsam die Landung versuchen!“ Der Offizier öffnete wieder das Ventil. Der Ballon senkte sich bis etwa 500 Meter und strich jetzt langsamer in das breite Gebirgstal hinein. Mukl fühlte sich tief ergriffen. Da lag sie vor ihm, die geliebte Heimat, die er im Trotz verlassen, und nach der er sich doch gesehnt hatte Tag und Nacht. Schon tauchte das Schloß des Herrn Grafen in der Ferne auf. Langsam senkte sich der Ballon.

„Dort, hinter dem Schloß auf der großen Wiese wollen wir landen!“ sagte der Offizier.

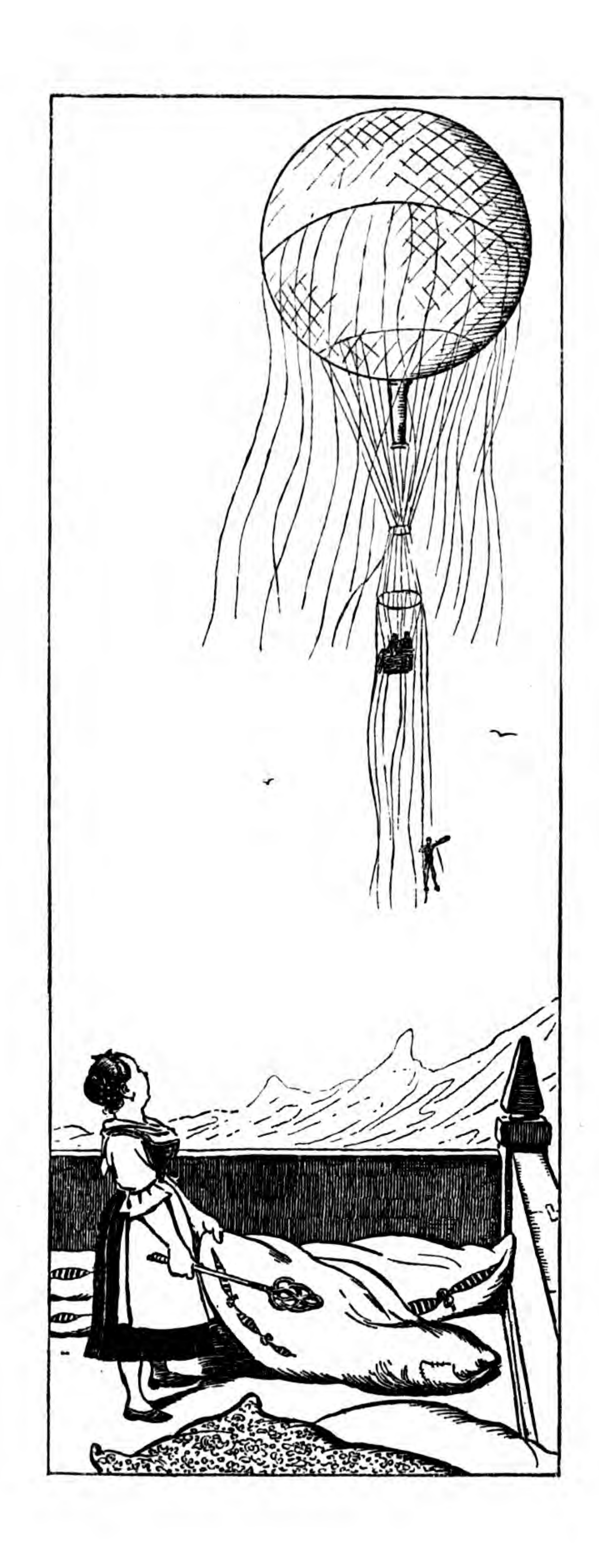
„Ja, dort geht es prächtig! Auch wird es ganz windstill!“ entgegnete der Kamerad.

Schon war der Ballon auf 150 Meter ungefähr gesunken. Mukl, der viel weiter unten hing, war der Erde etwa hundert Meter näher. Er konnte schon die Gesichter unterscheiden von den Menschen, die mit lauten Ausrufen zu dem Ballon emporsahen.

„Wir müssen steigen, Herr Kamerad!“ sagte der eine der Offiziere in der Gondel, „sonst schlägt der Mann an dem Dach vom Schloß an!“

„Nur eine Idee!“ sagte der andere und ließ ein wenig Sand fallen, was den Ballon um einige Meter hob, „wir kommen gerade glatt darüber! Übrigens schauen Sie, Herr Kamerad, auf der Plattform sind eine Menge Betten zum Ausklopfen ausgebreitet. Wir streifen glatt darüber hin; wenn der Mann klug ist, springt er ab und gerade dem hübschen Mädel in die Arme, das da mit dem Ausklopfbesen steht!“

Und Mukl war klug — er ließ die Schleife los — etwa 5 bis 6 Meter hoch befand er sich jetzt über der Plattform des Schloßdaches — ein Sprung, daß die Federbetten fliegen — ein Schrei — der Ballon geht durch den Verlust von Mukls Gewicht wieder in die Höhe — die zwei Offiziere lachen, daß sie fast aus der Gondel fallen: „Bravo! Bravissimo! Was sagen



Sie, Herr Kamerad? Da hängt er schon dem Mädel am Halse und läßt sie gar nicht mehr aus. Ein ganz famoser Bursche das!“

Mukl und Miezl hielten sich umschlungen und weinten vor Freuden!



Als Mukl am nächsten Tag mit den zwei Offizieren per Eisenbahn wieder in der Stadt ankam, war er der Held des Tages. In allen Zeitungen stand sein Name. Herr Kappes, der in kläglichem Zustand aus dem unfreiwilligen Arrest kam, verriet in seinem Zorn alles. Buttolo wurde eingesperrt und Soldat zweiter Klasse.

Herr Kappes durfte sich nach einem andern Dienst umschauen. Mukl aber wurde auf Dispositionsurlaub entlassen und wurde Leibjäger beim Prinzen. Der Herr Graf hat ihm auch den Verdacht des Diebstahls abgebeten.

Mukl hat seine geliebte Miezl heimgeführt und steht in großer Gnade beim Prinzen, sitzt in einer grünen, goldbetreßten Uniform auf dem eleganten Kutschenbock und trägt seinem Herrn den Stutzen, wenn er in den schönen Bergen jagt. Seinen Kindern aber wird er einmal als goldene Lebensregel hinterlassen: „Tut immer eure Pflicht, dann wird das Böse, das euch die Menschen tun, machtlos gegen euch sein, und wenn man euch zur Pflicht macht, ‚festzuhalten', so ‚laßt nicht los', wie gefährlich es auch anfangs ausschauen mag, denn hätte ich damals nicht meiner Pflicht gemäß ‚festgehalten', so hätte ich den Hals gebrochen und wäre nicht ein glücklicher Mann geworden, mit dem Spitznamen Mukl, der Luftschiffer!"

„All Heil!“

Herr Jeremias Grantscherber war der zuwiderste Mensch auf Gottes weiter, schöner Erde! —

Da könnt ihr ihn sehen! —

Er steht gerade am Fenster und rasiert sich.

Eigentlich ist er ein ganz hübscher Mann, kaum 30 Jahre alt, mit gutgeschnittenem Gesicht, hellen Augen und braunen Locken. Aber — o jemine — diese Stirnfalten! — Ach, und der hübsche Schnurrbart, der sieht ja aus, als hätten Mäuse drin gehaust. Das kommt von der Gewohnheit, immer daran zu kauen und zu nagen! —

Schab — schab — geht das Messer über den Backenbart. Da kommt Frau Sibylla Überholz, die alte Wirtschafterin, zur Türe herein. Herr Jeremias Grantscherber schielt zurück — schrumms — da hat er sich geschnitten.

Nur ein ganz kleines bißchen, aber wie das Donnerwetter fährt er auf die Haushälterin los.

„Ich kann nichts dafür!“ winselt sie, noch bevor sie weiß, was geschehen ist.

„Sie können nie was dafür!“ brüllt Herr Grantscherber. „Sie bringen mich ins Grab und können auch nichts dafür, Sie Urschel, Sie!“ Er fuchtelt mit dem Messer und schmiert den Seifenschaum im ganzen Zimmer herum. „Widersprechen Sie nicht! Sie wissen, das macht mich nervös!“

„Ich sage ja kein Wort!“ winselt Frau Überholz.

19*

„Ha — eben reden Sie ja! Schweigen Sie, oder es gibt ein Unglück! Behandelt man so einen armen, kranken Menschen? Krank bin ich — krank! Wissen Sie's noch nicht?!"

„Aber es fehlt Ihnen doch nichts!" quietschte die Haushälterin aus ihrem Winkel.

„Ich werde rasend, wenn Sie noch ein Wort sagen — es fehlt mir nichts! — Das ist das Höchste! — es



fehlt mir nichts! Gehen Sie zu den Menschenfressern, da gehören Sie hin, Sie hartherziges Weib!"

„Aber man sieht doch nicht, daß Sie krank sind!" bockte Frau Überholz weiter.

„Hinaus!" brüllte der arme Kranke mit einer Lungenkraft, die dem größten Elefanten keine Schande gemacht hätte, „hinaus!"

Frau Überholz retirierte um den Tisch herum, sich an die Decke klammernd, daß alles darauf Befindliche die schönsten Purzelbäume schlug.

„Ein Narr sind Sie!" schrie sie noch zur Türspalte

herein; denn das letzte Wort mußte sie haben, und wenn's ihr Tod gewesen wäre.

Pfauchend und keuchend vor Zorn warf sich Herr Grantscherber aufs Sofa.

„Ein wahres Hundeleben!“ stöhnte er.

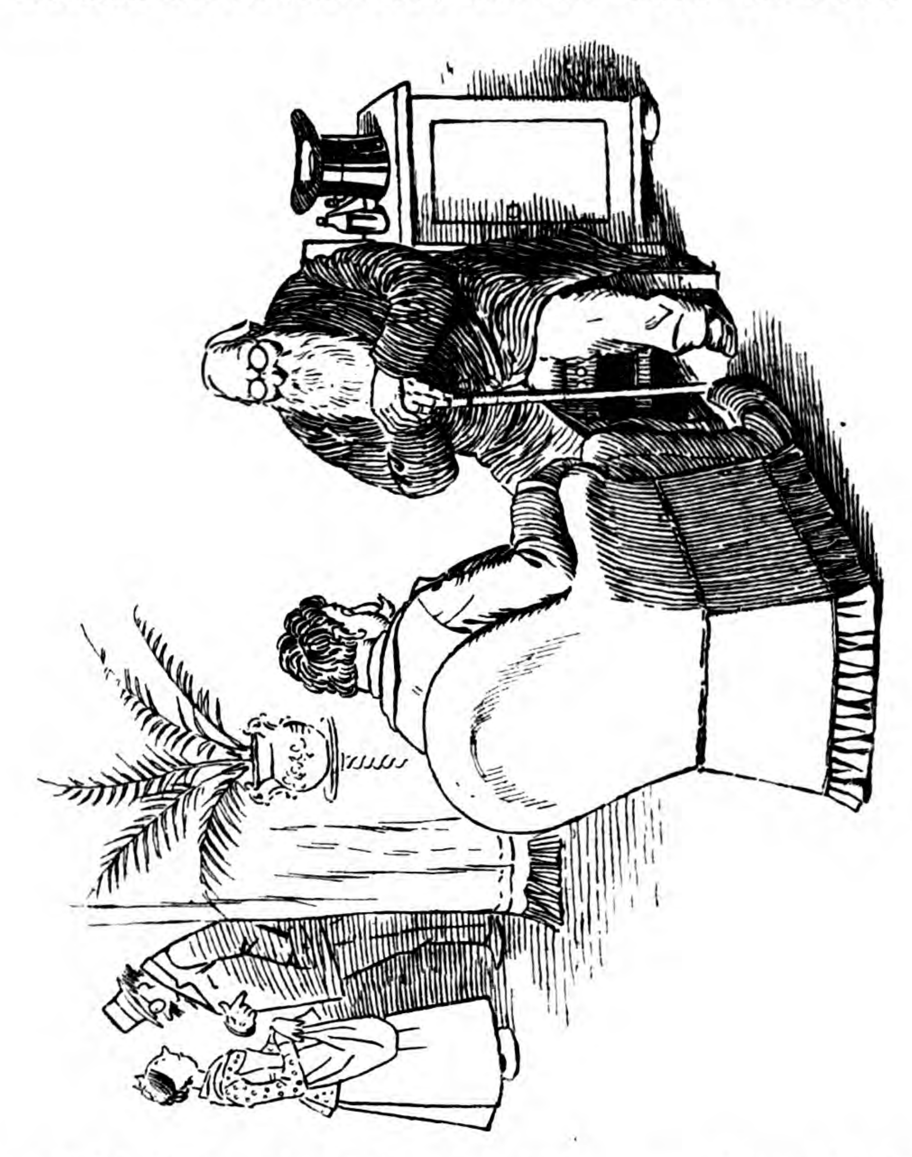
Da hatte er eigentlich recht. Es war ein recht zweckloses Dasein, das er führte. Ohne Eltern und Geschwister, nur mit einigen Verwandten, mit denen er längst in bitterster Feindschaft stand, hatte er, im Besitz eines großen Vermögens, welches die Eltern als Schweinemetzgerseheleute sauer verdienten, gar keine Idee, was er eigentlich mit sich selber anfangen sollte. Als einziges Kind verhätschelt, zum Studium gezwungen, das ihm, je mehr der Vater damit renommieren wollte, um so verhaßter ward, hatte er nichts Rechtes gelernt. Viel zu früh hatten ihn die Eltern allein auf der Welt gelassen im Besitz des großen Vermögens, welches ihm nur eine Schar lockerer Freunde auf den Hals zog, die bei ihm schmarotzten und sich dabei über den jungen Protzen lustig machten. Als er etwas klüger geworden, hatte er zwar einen um den andern von den „guten Freunden“ hinausgeworfen. Aber da er nichts absolviert hatte, vom Militär freigekommen war, alles gesehen hatte, so war er nur „Hausbesitzer“ und „Rentier“ — zwei Worte, bei denen manchem das Wasser im Mund zusammenläuft, und die doch nicht hinreichten, den jungen Mann davor zu bewahren, daß er, wie wir eben hörten, „ein Hundeleben“ ausrief.

„Ein Hundeleben! — Dieses Frauenzimmer werde ich auch hinausjagen, wie ich die Bedienten und den Kutscher hinauswarf, die mich bloß bestohlen haben! Niemand will ich mehr haben! Gar niemand! Nicht einmal einen Kanarienvogel! Ich gehe auch nicht mehr ins Gasthaus! Ich werde mir selber kochen und — —!“

Herr Grantscherber vollendete seinen Monolog nicht, denn es klingelte.

„Na ja — natürlich — der Doktor — der Quadratesel — — Herein!“

„Guten Moooorgen!“ sagte der Herr Medizinalrat Langgut im tiefsten Baß, daß alle Möbel vibrierten



und die Gläser im Schrank mitklangen. Dieser Baß und der lange, weiße Bart hatten etwas ungemein Nervenberuhigendes. Wenn der Herr Medizinalrat so auf dem tiefen C fragte: „Wo fehlt es denn, meine liebe Gnädige?“ da glaubten die Patientinnen und

Patienten, daß ihnen gar nichts mehr fehle, was bei den meisten ja ohnehin der Fall war.

Zu Herrn Grantscherber kam er täglich; denn er war der geborene Hausarzt, an den man sich gewöhnte wie an eine tägliche Notwendigkeit. Er hatte sich eben mit dem Behagen eines Mannes, der seiner Sache sicher ist, niedergelassen, als es draußen abermals heftig klingelte.

Nach kurzem Wortwechsel draußen schoß ein kleiner, borstiger Mann zur Türe herein und schrie: „Wo ist der Patient? Habe keine Zeit zu Komplimenten!"

Herr Grantscherber geriet in peinliche Verlegenheit. Freilich hatte er den berühmten Psychiater und Nervenspezialisten, Herrn Professor Neuntöter, der für jeden Besuch 50 Mark verlangte, zu sich bitten lassen. Aber daß er auch gerade jetzt kommen mußte, wo der andere da war!

Sehr verlegen stellte er die Herren vor: „Mein Hausarzt, Herr Medizinalrat Langgut — Herr Professor Neuntöter!"

Der Medizinalrat machte ein langes „Hm", wie eine Orgel, wenn der Kantor mit beiden Händen die Noten austeilt und den einen Fuß auf dem Pedal stehen läßt.

Dann erhob er sich freundlich lächelnd: „Da sind Sie ja in den besten Händen, also bis mooo—orgen!"

Grantscherber hatte geglaubt, die beiden würden sich am Ende um ihn streiten. Was denkst du, guter Jeremias — sie haben alle beide Platz in deinem Portemonnaie, sie hacken sich die Augen nicht aus, aber werden dir gewissenhaft zu Neujahr die Rechnung schicken.

Als sich der Medizinalrat empfohlen hatte, nahm der Professor den Hausbesitzer in die Arbeit. Er klopfte und horchte ein wenig an ihm herum mit einem so wütenden Gesicht, als wären ihm die 50 Mark noch viel zu wenig.

Grantscherber wollte ihn auf etwas aufmerksam machen.

„Bitte zu schweigen!“ knurrte der Borstige. „Habe keine Zeit, mich mit den Patienten in Unterhandlungen einzulassen. Brauchen nichts zu sagen! Sehe alles allein! Störung trophischer Funktionen! Diffuse Sklerose! Reizung des Nervus Sympathikus — vollkommener Neurastheniker — Anlage zur Dementia Paralytika — gehen Sie auf ein Jahr in meine Anstalt — vielleicht wird es besser — wahrscheinlich aber nicht!“

„Aber was soll ich denn?“ wagte Jeremias ganz gebrochen einzuwenden.

„Sag's Ihnen ja!“ schrie Professor Neuntöter, indem er seinen Hut nahm. „Kommen Sie in die Anstalt — irrsinnig können Sie dort ebensogut werden wie hier! Guten Morgen!“

Draußen war er.

Jeremias Grantscherber sank vernichtet aufs Sofa: „Tropische Funktionen — Konfuse Sklerose — der Nervus Pathetikus kaput — ein vollkommener Neu -- Neu — Pneumatiker, nein — Historiker — nein, Neuhisteriker oder Rheumatiker. — Entsetzlich!“

Frau Überholz kam herein mit boshaftem Augenblinzeln:

„Na, da haben Sie's doch einmal selbst gehört. In die Anstalt sollen Sie gehen — in die Irrenanstalt!“

Herr Grantscherber war im Zweifel, was er der boshaften Alten an den Kopf werfen sollte; da er aber gerade nichts Passendes hatte und ihm auch die Energie dazu fehlte, so ließ er es sein.

„Der Herr Hauptmann von Schofelingen vom Parterre haben heraufgeschickt, Sie möchten doch einmal die Stalltüre machen lassen!“ fuhr Frau Überholz fort.

„Erst soll er die Miete bezahlen, die er schon solange schuldig ist!“

„— Und die Lehrerin im vierten Stock hat mit

ihrem Velotschibäh eine ganze Ecke im Stiegenhaus weggeschlagen!"

Grantscherber sprang auf. Die Energie kam wieder. So, wie sie ruckweise ausblieb, so kam sie stoßweise wieder.

„Jetzt hab' ich's satt! Die muß mir jetzt hinaus!"

Er keuchte in den vierten Stock hinauf, wo an der Türe stand: „Schlicht, Schriftstellerswitwe". Er tippte auf den Telegraphen, als wollte er ein Loch in die Wand bohren. Ganz erschrocken öffnete eine weißhaarige, alte Dame.

„Ach, der Herr Hausherr — —"

„Ich habe es jetzt satt, die Wirtschaft mit den Fahrrädern!" schrie er. „Da soll man nicht nervös werden! Das ganze Stiegenhaus ist demoliert! Ein anständiges Frauenzimmer fährt überhaupt nicht auf dem Rad! Ich werde —"

Bums! Da schloß die alte Dame ruhig die Türe wieder zu.

„Na, wartet nur, notige Gesellschaft!" wütete Grantscherber und stieg wieder die Treppe herunter.

Unten wurden fröhliche Stimmen laut. Umkehren konnte er nicht. Da lief er ihnen ja gerade in die Hände.

Es war die Lehrerin und ihr Bruder, der Fähnrich, der die beiden Räder trug.

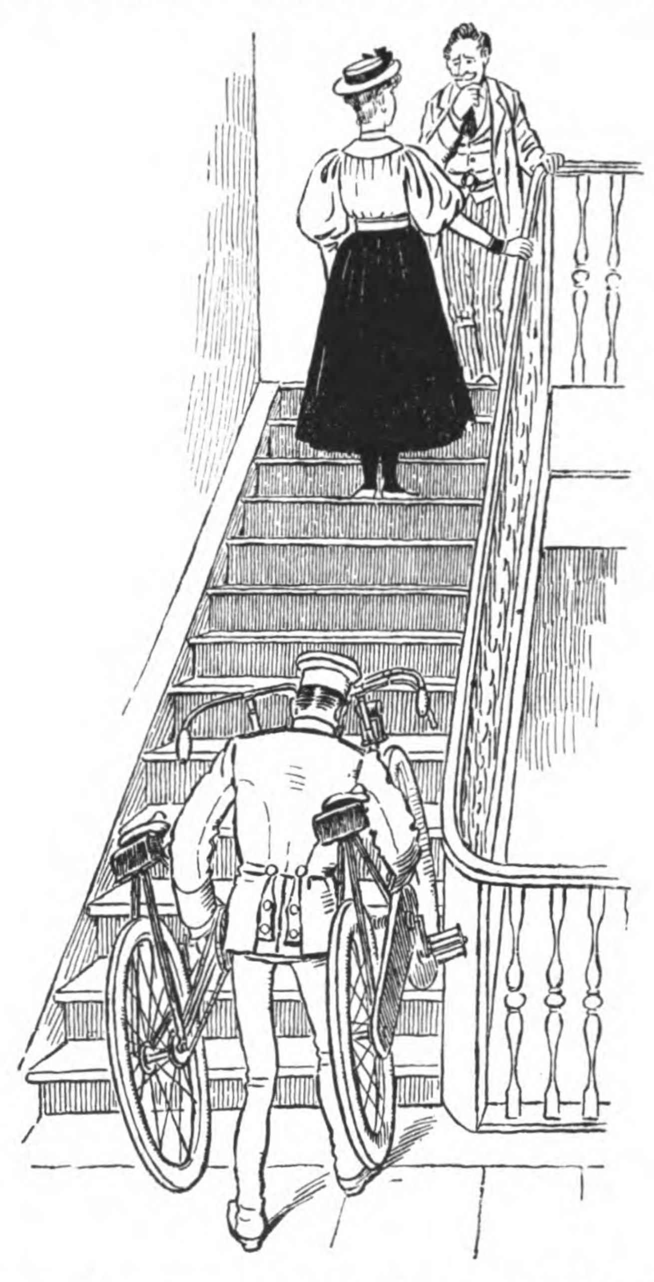
„Ach, der Hausherr!" sagte die junge Dame, eine bildhübsche, schlanke Blondine, indem sie noch röter wurde und auf der Treppe stehen blieb, wodurch der Hausherr oben und der Fähnrich unten ebenfalls gezwungen waren, stehen zu bleiben.

„Verzeihen Sie!" sagte sie mit anmutigem Lächeln, „ich hatte gestern das Malheur, mit dem Pedal an den Mauervorsprung zu stoßen. Ich habe dem Hausmeister schon gesagt, daß es gleich auf meine Rechnung repariert wird!"

„Ja!" stotterte Jeremias verlegen. „Wenn jeder im Haus radeln wollte, dann —"

„Wie, Sie fahren nicht?“ sagte das junge Mädchen ganz erstaunt.

Nicht um alles hätte Herr Grantscherber eine Ant-



wort gefunden; nur war ihm klar, daß das, was er vorhin zur Mama des Fräuleins gesagt hatte: „Ein anständiges Frauenzimmer fährt überhaupt nicht!“

ein rechter Blödsinn gewesen sei. Denn anständiger und feiner als Fräulein Maria Schlicht konnte gar niemand sein. Und wie sie jetzt so vor ihm dastand in ihrer hellen Bluse, dem dunkeln, kurzen Rock, ein Strohhütchen auf dem Blondhaar, so graziös und elegant, da schämte er sich seiner Borniertheit.

„Ich könnte ohne mein Rad gar nicht mehr leben!" fuhr das junge Mädchen fort. „Als Papa starb, und ich Lehrerin werden mußte, da dachte alles, ich bekäme die Schwindsucht. Aber jetzt hab' ich meine roten Backen wieder, seit mein geliebtes Rad mich jeden Tag ein paar Stunden in den Wald hinausträgt. Mama hatte anfangs gemeint, es passe sich nicht. Aber zu Fuß gehen darf ein junges Mädchen! Sehen Sie, die Chinesen denken anders, bei denen dürfen die Frauen n i c h t gehen, sie verkrüppeln ihnen die Füße. Es schickt sich eben nicht! Wie dumm! Genau mit demselben Recht könnte man unschicklich finden, daß wir Mädchen radfahren, und alle die, welche es finden, die sind eben für mich Chinesen!"

„Vor fünf Minuten war ich auch noch für Sie ein — Chinese! Aber Sie haben mich schon fast bekehrt!" sagte Herr Grantscherber, dem die ungekünstelte Liebenswürdigkeit des jungen Mädchens die Stirnfalten zu glätten begann.

„Es ist auch zu ungerecht!" mischte sich der Bruder, ein sympathischer, junger Soldat, in das Gespräch. „Wer wird aussprechen, alle Reiter und Reiterinnen sind Hanswurste, weil er einmal ein paar lächerliche Sonntagsreiter sah. Und wie dumm ist es, zu sagen, es sei shocking für Damen, radzufahren, weil man zuweilen Gelichter auf dem Rad sieht mit verrückten, unästhetischen Anzügen. Übrigens, jetzt fährt der Offizier in Uniform, und damit ist die Debatte geschlossen!"

„Denken Sie! Nächstens, beim Manöver, wird eine Abteilung zu Rad mitgehen, und mein Bruder kommandiert sie," sagte das Fräulein ganz stolz.

„Ja,“ ergänzte der Fähnrich. „Aber unser Inspekteur ist dagegen.“

„Alles war gegen das arme Rad, so wie man gegen die Eisenbahn war, und schließlich — schließlich fährt sogar noch unser Hausherr und dein Inspekteur!“ Mit freundlichem Gruß gingen die Geschwister an Jeremias Grantscherber vorbei. Der Bruder trug die „geliebten“ Räder.

Unten wartete der Bediente des Herrn Hauptmann von Schofelingen. Er hieß Schmirgl. Jakob Schmirgl! Gelernt hatte er als Maler und Lackierer. Seine Jugend und Lehrzeit hatte er in Leipzig zugebracht, weshalb er auch unverfälschtes Wald- und Wiesensächsisch sprach. Sein Gesicht und der dazu gehörige Kopf waren rund wie ein Kürbis, rot und fettglänzend, wie wenn er sich selber mit Karmin anlackiert hätte. In dem Gesicht saß ein ganz kleiner Mund, der immer so aussah, als ob er gerade pfeifen würde, zwei kleine, blitzgraue Äuglein. Das ganze Melonenhaupt auf einen untersetzten, mit einem Kommißrock bekleideten Körper gesetzt, welcher auf zwei henkelförmig nach außen mit geschweiften Beinen steht: das ist Herr Jakob Schmirgl. Von Charakter ist er sehr gut, bis auf eine kleine Schwäche für anregende Getränke, eine grundehrliche Haut; aber wenn man ihn kränkt: „Ei herrjemersch, dann werd' er Ihnen echal widend! Ei cha! Dann is er rachsichtig, un da gann sein, was will! Nu äben!“

Eben schien er wütend zu sein, als der Hausherr in seine Wohnung trat.

„Wenn ich Sie giedigst bidden därfte, Herr Grantscherber — nähmen Sie sich meiner an— mein Härr macht mir eenen solchen Skandal wägen der lumbichen Stalldihre — Sie gennen 'n ja!“

„Ja, ja! Wird besorgt!“ sagte Grantscherber.

„Sie derfen nich etwa glauben, ich hätte kein dreies un rädliches Gemied, weil ich so von mein Härrn räde — aberscht dän mag doch niemand ausstehn.

Beim Rägimend keen ainziger Offizer. Er steht auch schon mit 'n eenen Baine im Zylinder, das genn Se mir glauben! Ich wollde gar nich sagen, daß er mir noch 17 Mark schuldig is. Aber wie där mid die Laide umgeht. Nu, wie macht ersch denn 'n Schlicht, den Fännrich, der bei unserer Kompagnie steht. Dän schikaniert er, wo er gann, er wärd 'n ooch nich zum Offizier qualifizieren, un worum? — nur, weil die Schwester, das liebe, nette Frailn, mein Herrn Haubd-



mann hat recht saftich abfahren lassen. So een Hackestock mechte ooch noch Sißholz raschbeln. Ach, das hatt' ich 'n gegennt, den Windbeidel. Aber der arme Fännrich, wann der nich Offizier wärd — nu, dann duht der sich was an. Er hat nemlich sähr gud studiert, und im Regimänd is vom Inhaber än Freiblatz fir änen Offizier, der griecht dann Zulache un so. Nu und die braven Leide sind so arm, sach ich Ihnen — so arm. Alles verdient die Frailn Marie, die wo Lährerin is. Nu, wenn der Bruder aber nich Offizier wird jetzt, was soll er denn anfangen. In 'n andern Rägimend gann er nich dienen, wenn er dän Freiblatz nich griecht. Un der boshafte Bäsenstecken da, der halbdode, der is schuld daran — ach, ich gennd 'n gleich in die Midde von'nanderreißen — denn hären se, sähen se — wenn ich emal widend werde — no da!"

Herrn Grantscherber interessierte die Erzählung.

„So — sie hat den Hauptmann abfahren lassen!"

„Im Verdrauen gesprochen — än dich'chen Klaps

hat er gekricht. Auf der Dräppe — ich sah's — er war auch zu unverschämt!" —

Grantscherber entließ den redseligen Burschen und ging aus. Schwer fiel ihm wieder die tropische Konfusion und die rheumatische Clementia des Doktor Neuntöter auf die Seele. Er ging zu einem befreundeten Notar.

Der wollte eben sein Rad besteigen.

„Der auch!" dachte Grantscherber.

„Höre!" redete er ihn an. „Ich möchte mit dir sprechen! Ich will mein Testament machen!"

„Kauf' dir lieber ein Rad! Addio!"

Fort war er.

Verblüfft stand Grantscherber. Plötzlich faßte er einen Entschluß.

„Ins Irrenhaus komm' ich doch — warum soll ich diesen Irrsinn nicht auch mitmachen? Ich fahr' Rad!"

Er sah sich um, ob niemand lachte. Nein, aber ein Radler hätte ihn fast überfahren.

„Diese verdammten Kerle! Man hört sie gar nicht! Verdammter Unfug!"

Er trat in eine Fahrradhandlung. Er brauchte nicht weit zu gehen.

„Womit kann ich dienen?"

„Ein Rad zum Radeln!"

„Bitte, die Lehrbahn ist am Haus!"

Ein junger Mann in Pumphosen und Trikotjacke zweckte Grantscherbers Beinkleider zusammen und schnallte ihm einen breiten Gurt um den Leib.

„Schwimmgürtel auch noch?" knurrte dieser.

Er kletterte auf ein Rad, und dahin ging's.

„Das kann ja jeder Esel!" sagte er ärgerlich.

„Ja, weil ich Sie halte!" lächelte der Jüngling.

„Lassen Sie doch einmal los!"

„Sofort!"

Majestätisch strampelte Grantscherber dahin. Ein Tritt — noch einer — plautz, da liegt er, daß alles knallt.

„Hm," machte er, sich den Staub abwischend, „miserables Rad!"

Der Jüngling führte ihn wieder. Bei der zwanzigsten Runde etwa — Grantscherber strampelte, daß ihm der Schweiß herunterlief — ließ er ihn heimlich los. Zehn Schritte fuhr Grantscherber ganz allein; da war ihm, als sei der Führer nicht mehr da. Er sah sich um — plautz, da lag er wieder.

Freudestrahlend stand er auf, sich das geschundene Knie reibend.

„Nicht wahr, die ganze Runde fuhr ich allein?"

„Jawohl!"

„Na, also! Geht ja famos!"

Der Radzauber war über ihn gekommen. Stolz gondelte er weiter.

Ein anderer Anfänger kam ihm entgegen. Der konnte schon klingeln.

Grantscherber versuchte es auch. Ja, hat sich was! Kaum, daß er den Finger rührte, kam die Sache schon ins Rutschen.

Der andere kam immer näher und klingelte wie verzweifelt.

Aha, der Schafskopf kann nicht ausweichen, dachte Grantscherber, also rechts hinüber! Zum Donner, warum geht es denn links? Je mehr er nach rechts wollte, desto mehr fuhr er nach links. Wie von einem Magnetberg angezogen, fuhr er auf den unglücklichen Klingler los. Dem schien es ebenso zu gehen. Wie zum Turnier fuhren sie gegeneinander an mit weitaufgerissenen Augen, die sich, ach, so gern vermieden hätten. Rabautz — — krrracks — Aschupp! Vier Beine baumeln gen Himmel, zwei Räder liegen am Boden.

Die beiden krabbeln sich auf:

„Pardon — Pardon — bitte — bitte sehr!"

Stolz schaukeln die beiden wieder weiter.

Als Grantscherber nach Hause ging, fühlte er sich so froh gestimmt wie schon lang' nicht mehr. Er

pfiff sogar. Ach, aber die Treppe — au — au — jeder Schritt ein Zentnergewicht. „Ah — so und jetzt Essen! — Vorwärts! — Morgen soll der Schneider Hawlitschek mit einer Auswahl von Radfahranzügen kommen!"

„Mit was?" machte Frau Überholz und ließ den Mund offenstehen.

„Rad—fahr—an—zü—gen!" brüllte der junge Mann mit Löwenstimme.

Frau Überholz stellte das Essen nieder. Gegen ihre



Gewohnheit vergaß sie die Antwort und drückte sich scheu hinaus.

„Jetzt ist er wirklich übergeschnappt," sagte sie draußen.

Noch nie hatte Jeremias Grantscherber so köstlich geschlafen wie in dieser Nacht. Als ihn am nächsten Vormittag der Herr Medizinalrat aufsuchte, war er nicht mehr zu Hause — er war beim Radeln! — Schon nach acht Tagen fühlte er sich zur ersten Ausfahrt reif. Er hatte ein wunderschönes Rad und sah in dem neuen dunkelbraunen Anzug mit den grünen Strümpfen so schneidig aus wie ein junger Maikäfer.

Ein wundervoller Herbstmorgen brach an, als er losgondelte.

„Diese dummen Fußgänger!“ knurrte er, als er auf der Straße war, „können sich nicht umsehen! Ein wahrer Unfug!“

Vor acht Tagen hatte er ebenso über die Radler geschimpft! — O menschliche Gerechtigkeit!

Schon werden die Häuser spärlicher. Dort winkt das freie Feld.



„Rau, wau — rau, wau!“ Ein Köter will Grantscherber an die grünen Waden fahren. Er scheint ein Gegner des Radfahrsportes. Dieser will ihm mit dem Stiefelabsatz eine andere Meinung beibringen.

„Da, du Biest!“

„Hupf!“ Der Köter weicht elegant aus. Das ist nämlich ein Privatspaß von dem Köter, den er bei jedem Vorbeifahrenden mit Glück anzubringen pflegt. Grantscherber fliegt im Bogen von seinem Rad und

20

mit dem neuen Anzug mitten in einen Schmutzhaufen, der eigens zu dem Zweck zusammengeschaufelt scheint. Da sitzt das liebe Hündchen und streckt die rote Zunge lang heraus.

„Daß die Polizei so was duldet!“ tobt der junge Hausbesitzer, über und über voll Schmutz, während einige Gassenjungen den Gestürzten mit höhnischen „All Heil“-Rufen noch ärgerlicher machen.

„Sie wünschen?“ tönt eine Baßstimme. Sie gehört einem Schutzmann, der um die Ecke auftaucht.

„Da, dieser Köter!“ faucht Grantscherber.

Dieser saß im Bewußtsein seiner vorschriftsmäßigen Marke ganz behaglich da und zeigte seine Zunge.

„Hat er Sie gebissen?“

„Nein! Aber nach mir geschnappt!“

Der Schutzmann zuckte die Achseln.

Der Hund lachte — wenigstens kam es Grantscherber in seinem Zorn so vor.

„Übrigens bitte ich, Ihre Fahrerlaubnis zu zeigen!“ sagte der Schutzmann.

„Habe keine!“

Der Polizist notierte Namen und Adresse.

„All Heil!“ brüllte die Jugend. „Rau, wau“ machte der Köter, als Grantscherber jetzt in seinem früher braunen, nun grauen Dreß das Weite suchte.

Endlich liegt die Stadt im Rücken.

Eine Menge Radler und Radlerinnen begegnen ihm oder fahren ihm vor. Sie verlassen alle die Straße und fahren nebenan auf dem glatten Fußweg.

„Natürlich! da geht's viel besser!“ sagt der Hausherr und fährt auch da.

Nach einer Weile fällt ihm auf, daß nunmehr alle wieder mitten auf der schlechten Straße fahren und den Fußweg verlassen.

„Dumme Kerls!“ sagt Grantscherber, der sich den Grund nicht denken kann.

In der Ferne taucht ein reitender Gendarm auf.

Seelenvergnügt strampelt Jeremias drauf los. Ach,

es ist doch zu herrlich, so gleichsam in der Luft spazieren zu gehen. Leicht und angenehm, wie freundliche Gedanken durch die Seele, so dahinzurollen im kühlen Waldesschatten, hinein in die lachende Welt!

Der Gendarm nimmt die Richtung direkt auf den kühnen Sportsmann.

Na nu? Was will denn der?

„Steigen Sie mal ab!“ schreit er ihn an.

Einen Moment überlegt unser Sportsmann, ob er nicht einfach davonfahren soll; aber am Ende ist er doch nicht so „fit“, um mit einem Pferde konkurrieren zu könen. Er steigt also wütend ab.

„Warum fahren Sie auf dem Fußweg?“ sagt der Gendarm.

„Das geht Sie nichts an!“

„Donnerwetter nochmal, das wollen wir sehen. Haben Sie die Tafel nicht gesehen, oder können Sie nicht lesen?“

„Sie sind ein unverschämter Flegel!“

Der Gendarm wird rot wie ein Puter und zieht sein Notizbuch: „Na, warten Sie, an den Flegel werden Sie denken! Wer sind Sie?“

„Hier ist meine Visitenkarte! Und wie heißen S i e, daß ich mich über Ihre Flegelhaftigkeit beschweren kann!“

„Das werden Sie bei Gericht erfahren!“ sagt der Gendarm kühl und reitet fort.

Wütend radelt Grantscherber weiter. Er hat so eine leise Ahnung von Beamtenbeleidigung. „Ha — elende Sklaverei in diesem modernen Staat!“

Jetzt sah er, daß alle Radler wieder lustig auf dem Fußweg fuhren, nachdem der Gendarm weg war.

Nun ärgerte er sich erst recht.

Während er noch innerlich tobte, begegneten ihm zwei junge Burschen. Er machte einen Höllenlärm mit seiner Klingel, aber die machten keine Miene, auszuweichen.

Plötzlich traten sie lachend zur Seite und steckten

20*

dem Vorüberfahrenden ihre Spazierstöcke in die Speichen.

Da lag er zur Abwechslung wieder einmal!

Die Burschen erhoben ein lautes Hallo.

Der Hausherr aber, stumm vor Wut, sprang auf und gab dem nächsten eine Dachtel, daß alles krachte.

Alsbald trischakten und knittelten die drei aufeinander los, was das Zeug hielt. Wer weiß, wie es ausgegangen wäre, wenn nicht eine Partie Radfahrer mit lautem Zuruf in Sicht gekommen wäre, vor denen die Burschen schleunig in den Wald Reißaus nahmen.

Grantscherber rieb sich den Rücken und führte sein Stahlroß eine Zeitlang.

„Was für Märtyrer müssen doch die e r s t e n Radfahrer gewesen sein — wenn es jetzt noch so zugeht!" dachte er. „Sie duldeten Hohn, Spott, Steinwürfe und Prügel! Heil diesen heldenhaften Bahnbrechern!" Er rief's und schwang sich aufs Rad. Sofort war die gute Laune wieder da: „Pah, dem hab' ich doch einen Tritt gegeben, an den er denken wird — und der andere wird sich auch wundern, wenn er morgen sein Gesicht im Spiegel sieht!"

Ganz getröstet, schlürfte er die köstliche Waldluft mit einem tiefen Atemzug. Da — „krach" — ein Pistolenschuß? Nein! — Der Gummireifen war geplatzt.

„Jetzt hab' ich's aber satt!" rief der verhinderte Sportsmann laut und schleuderte sein unglückliches Rad wütend in den Straßengraben. „Ich soll dich wahrscheinlich jetzt auf dem Buckel in die Stadt zurücktragen, du elendes — miserables — niederträchtiges — — —"

Eine reizende Radlerin, die eben in Sicht kam, schnitt ihm das Wort ab.

„Um Gottes willen — der Hausherr! Ja, wie sehen Sie denn aus?" Die Blondine sprang vom Rad. „Kann ich Ihnen helfen?"

„Danke, Fräulein Schlicht. Ach, es ist zu ärgerlich. Der Reifen ist mir eben geplatzt."
„Auch gestürzt müssen Sie sein! Sie sehen ja furchtbar aus!"



„Ja, ja — aber lassen Sie sich doch nicht in Ihrem Vergnügen stören!"
„Nein, nein! Radler müssen sich aushelfen! Ich sehe, Sie haben keine Werkzeuge mit sich!"
Unter anmutigem Geplauder nahm sie aus ihrem

Täschchen, das am Rad hing, die nötigen Sachen. Sie nahm den Gummireifen vom Rad ab, klebte den Riß zu, bog den Reifen wieder aufs Rad und pumpte Luft hinein. In wenigen Minuten war sie fertig.

„Ich danke Ihnen tausendmal, gnädiges Fräulein!"

„Bitte sehr! Aber ich muß eilen, sonst komme ich zu spät in die Stunde!"

Sie saß auf und fuhr los.

Grantscherber, der sein Rad gewendet hatte, sprang auch auf und fuhr mit. Die hübsche Lehrerin beschleunigte ihr Tempo ganz gewaltig. Es schien ihr nicht ganz passend, daß der junge Mann sie begleitete, obwohl sie sich sehr gern mit ihm unterhalten hätte; vielleicht gerade darum, weil sie dies fühlte, fuhr sie ihm davon.

Grantscherber, der ja kein Gedankenleser war, radelte wie alle Wetter nebenher. Ein solches Tempo war er noch nie gefahren.

Stoßweise erzählte er sein heutiges Ungemach.

„Beim Radeln darf man sich über nichts ärgern!" sagte das Fräulein lächelnd.

„Ja, wenn man an Kleroser Neutrale leidet, wie ich —" meinte der Hausherr pustend.

Fräulein Schlicht lachte laut.

„Wissen Sie, woran Sie leiden? Sie haben keine Arbeit und zu viel Geld, haben keine Pflicht, keine Sorge, allzu mäßig werden Sie wohl auch nicht sein. Daher kommen Ihre Nerven! Wenigstens radeln Sie jetzt, das wird Ihnen wieder frisches Blut geben, und vielleicht wird noch was Besseres aus Ihnen als ein — Privatier!"

Grantscherber riß die Augen auf. Das hatte ihm noch niemand gesagt!

„Ja, ja — Sie haben recht — ganz recht." — Er fuhr jetzt dicht neben ihr.

Die geübte Radlerin, welche hoffte, daß der Begleiter dieses Tempo nicht mehr lange aushalten und

zurückbleiben werde, trat darauf los, daß sie nur so dahinflogen.

„Ich versichere Sie, Fräulein —" keuchte Grantscherber.

„Obacht!" schrie in diesem Augenblick laut die Lehrerin auf.

Ein großer Ast lag quer über den Weg. Zu spät! Grantscherber fuhr darauf, sein Rad machte einen Satz und fuhr auf die Maschine des Fräuleins, welche mit aller Gewalt in den Straßengraben geschleudert wurde.

Jeremias, der natürlich mitgestürzt war, erhob sich kreidebleich und stammelte atemlos Entschuldigungen.

„Nein, nein!" sagte Fräulein Schlicht, welche wie betäubt eine Zeitlang am Straßenrand sitzen blieb. „Sie sind nicht schuld. Meine Ziererei ist schuld! Ich hätte sagen sollen: fahren Sie mit — oder bleiben Sie da! Es war rücksichtslos von mir, ein solches Tempo vorzulegen, da Sie doch Anfänger sind! Nun — ich habe meine Strafe!"

Zum guten Glück kam eben ein Wagen, denn des Fräuleins Rad war total zerbrochen. Sie fuhr zärtlich mit der Hand drüber. „Mein armes, liebes Rad!" sagte sie mit Tränen in den Augen, indem sie daran dachte, wie viele Nachtarbeit es gekostet, bis sie das Geld dafür zusammengespart hatte. Grantscherber ließ den Wagen halten, half dem Fräulein hinein und lud das zerbrochene Rad auf.

„Sie müssen leider gehen!" sagte Fräulein Schlicht, voll Angst, daß der etwas langsam begreifende Hausherr mitfahren könnte.

„Ach, wenn Sie sich nur nicht weh getan haben!" meinte er ganz weich.

Der Wagen fuhr an.

Das Mädchen wandte sich zu dem Zurückbleibenden:

„Das hab' ich leider! — Aber geben Sie sich keine Schuld, — — ich habe den Arm gebrochen!"

Da stand Grantscherber wie vom Donner gerührt. Das tat ihm furchtbar leid! Viel weher, als wenn es ihm selbst passiert wäre.

„Das kann ich mein ganzes Leben nicht wieder gutmachen — dies arme, tapfere, liebenswürdige Geschöpf — o, ich Tölpel — ich dummer, ekelhafter, protziger Tölpel — ich möchte mir gleich selber eine herunterhauen!"

Mit nassen Augen sah er dem dahinrollenden Wagen nach. Dann klaubte er sein Rad zusammen, das kaum noch geführt werden konnte.

Tief seufzte er auf:

„Das war meine erste Ausfahrt! Strafmandat — Anzug hin — Beamtenbeleidigung — durchgehauen — Rad kaput — grün und blau am ganzen Leib — Arm gebrochen — — — All H e i l!"

*

„Schän guden Dag, Herr Haushärr!" sagte Jakob Schmirgl, der auf dem Treppenabsatz das neue Rad Grantscherbers putzte. Denn nach dem Unfall hatte dieser gleich zwei neue Räder gekauft — die teuersten, die überhaupt zu haben waren. Eines für sich, das andere — ein Damenrad, für — — — na, für die Frau Überholz vielleicht?!

„Ich sache Ihnen, was das für wunderbare Räder sein! Ach herrjemersch, und das Fräulein hat erscht eene Fraide iber das ihriche. Na, haide kommt ja der Gipsverband schon wech! Ich butze das Rad vom gnädichen Frailn ooch mit. Des duh ich zum Vergniechen, da nähm' ich nischt. Sind ja S i e so nobel gägen mich, Härr Grantscherber, und lassen änen armen Furierschützen, där von seinem schundichen Härrn nischt kriecht, ooch was zugommen!"

Grantscherber, der eben vom vierten Stock heruntergekommen war, wo er sich mit prächtigen Blu-

men nach dem Befinden erkundigt hatte, hörte dem lustigen Schmirgl gerne zu.

„Na, wissen Sie, was mein Härr, der halbdode Bäsenstecken, gesacht hat, där glatzkäpfige Schielbeidel — der halbdode? ‚Es frait 'n,' hat er gesacht! So 'n Rubsack — Es frait 'n! daß das arme, schöne Frailein 'n Arm gebrochen hat. Aber wart, dän griech ich noch, vor ich ins Zivil iwergähe — in drei Wochen nach 'n Manäver! Dän griech ich noch beim Wickel! Där soll mich noch gännen lernen!"

„Ihr geht ja morgen ins Manöver?" unterbrach Grantscherber den Redestrom des Schmirgl.

„Ei cha! Ärscht sein Divisionsmanäver, wo die hiesiche Garnison gägeneinander manävriert, dann gommen die Korpsmanäver — und dann heißt es ‚es läwe der Räservemann'!"

„Warum sind Sie denn gar so wütend auf Ihren Herrn?" fragte Grantscherber.

Die Augen Schmirgls funkelten aus seinem dicken Kopf heraus, er spitzte seinen Mund noch mehr, stemmte die Arme in die Seite und grätschte mit den krummen Dachsbeinen aus.

„Worum ich widend bin auf dän — ei, hären se, sähen se — erschtens is das ä schlächter Mänsch — und zweetens is är ä ganz miserabler Mänsch. Nu, so was läbt doch nich. Ich bin 'n neilich iwer seinen Schreibtisch beim Aufraimen gegommen, do hat er vergässen abzuschließen, und da las ich die Qualifikationen — na, hären se, wie där den armen Fännrich schlecht gemacht hat — do will ich doch in meinem gansen Läwen nie keine Neine mehr kägeln, wenn ich 'n das so hingähn lasse. Aus Bosheit und Rachsucht wägen där Schwäster hat är den jungen Mann, där doch där allerbrävste und dichtigste is, so gemein qualifiziert, daß er nu gans gewiß nich Leidnand wärd und än anderer dän Offiziersblatz griecht, irgend so een Brodexionswanst, und där nicht, där's verdiente. Na und där junge Schlicht, där hat noch

so än riesiges Ährgefiel — iwerhaubt die ganse Familie, um die Zulache ist es däm nich ämal — der läbt vom schwarzen Brote — aber die Schande, die iwerläbt där nich! Nadierlich hat är noch geine Ahnung. Nach 'n Manäver wärden die Qualifikationen ärscht eingereicht — drum zerbräch ich mir ja den Kopp, wie ich's nor anstelle, daß ich mainen Härrn, dän Bäsenstecken, dän halwdoden, noch schnäll in Zylinder verhälfen gännte, mit dem ainen Baine steht er schon drinne!"

Der Hausherr hörte Schmirgls Erzählung mit höchstem Interesse.

„So eine Gemeinheit!" sagte er. „Denken Sie nur nach, Jakob, Sie kriegen von mir eine Belohnung, wenn Sie das fertigbringen!"

„Ei cha", meinte Schmirgl, „man gann sich wohl was vornähmen, aber es gommt dann doch nur auf 'n Moment an. An großer Stratäge wie der Moltke, där hat auch sich kein Sedang vorher auf 'n Babier vorzeichnen gennen, där hat äben auch den Moment benitzt!"

„Nun, benützen Sie einen guten Moment, lieber Jakob", lächelte der junge Hausherr, „an einer Belohnung soll's nicht fehlen!"

„Ach, herrjemersch, das mach' ich zu mainem Brifadvergniegen!" grinste Schmirgl, indem er das Rad in die Wohnung trug. — —

Mit Sack und Pack stand das Bataillon, in welchem der Hauptmann von Schofelingen eine Kompanie führte, um 3 Uhr nachmittags im Kasernenhof. Es sollte die Avantgarde bilden, während die anderen Bataillone später nachfolgen sollten. Vom Exerzierplatz weg sollte alles vollkommen kriegsmäßig zugehen. Der Herr Oberst hatte eben das Bataillon von vorn und hinten beschnüffelt und bekrittelt, als er den Herrn Hauptmann von Schofelingen rief.

„Herr Oberst!" Der Hauptmann hackte mit den

Sporen in seinen alten Schimmel hinein und knallte auf den Oberst los.

„Ho — bitte, nicht so scharf auf mich loszureiten, Herr Hauptmann! Ich will Ihnen heute Gelegenheit geben, unserem hohen Herrn Inspekteur unter seinen Augen zu beweisen, daß Sie ein Bataillon zu führen vermögen!“

Brr, das war deutlich! Also friß Vogel oder stirb! Blamierst du dich heute, so laß dir „dän Zylinder ausbägeln“, würde Schmirgl gesagt haben.

„Sie bilden mit dem Bataillon, das Sie für heute führen, die Avantgarde. Sie waren ja gestern dabei, als ich die Dispositionen ausgab, und kennen also Ihre Aufgabe!“

Der Oberst grüßte kühl und ließ den Major austreten, dessen Stelle sofort der Hauptmann einnahm. Die 3. Kompanie befehligte statt seiner der älteste Leutnant.

Herr von Schofelingen war, um's kurz zu sagen, ein Mensch, wie sie sich in unserm Offizierkorps nicht lange halten können. Er hatte schon als Leutnant ein paarmal bedenklich gewackelt; seit er aber Hauptmann war, sahen ihm seine Obern höllisch auf die Finger.

Da saß er mit seinen langen, dünnen Beinen auf dem Schimmel. Sein verlebtes Aussehen und seine Magerkeit hatten ihm den angenehmen Spitznamen „Gevatter Tod“ eingetragen. Schmirgl zog den „halbdoden Bäsenstecken“ vor, was ungefähr das gleiche bezeichnete. Der Hauptmann war zerschmettert. Er konnte singen: O Isis und Osiris — o wüßtet ihr, wie's mir is. — Osiris und o Isis — ich steck' in einer Krisis! — Und zwar in einer tüchtigen. Jede Dummheit kommt heute auf meine Kappe. Wird der General Kniffelbach geschlagen — bin ich schuld — kriegt ein Füsilier den Hitzschlag — ich schuld. — Gibt's in den Quartieren Flöhe — ich schuld. Ich bin und bleibe schuld an allem und jedem,

denn ich führe ja die Avantgarde. Ich bin der allgemeine Sündenbock, der geschlachtet wird. — Ob's nicht besser wäre, gleich vom Fleck weg den Abschied einzugeben? Nein! Wer weiß! Die ganze Geschichte ist doch nur ein Glücksspiel — Augen zu und drauf los manövriert! Wer weiß! — „Vielleicht“ und „wer weiß“ sind ja die Lieblingsworte aller Leute, die nichts können und wissen.

„Herr Hauptmann, ich glaube, Sie schlafen hier ein!“ rief jetzt der Oberst, der mit dem Major der Exzellenz von Kniffelbach entgegenreiten wollte, von der Straße durchs Gittertor in den Kasernenhof herein.

Der Hauptmann fuhr zusammen.

„Kompanie!“ schrie er „— äh Bat—tall—jonn! Mit Kompanien rechts schwenkt, marsch!“ In einem schneidig sein sollenden Galopp ritt er durchs Gittertor auf die Straße hinaus.

Das Bataillon marschierte drauflos. Aber unseliger „Gevatter Tod“, wie soll denn eine Kompaniebreite durch das Tor gehen? Schau dich doch um!

„Stelle treten“, sagte der Hauptmann der ersten Kompanie, als kein anderes Kommando kam.

Die hinteren Kompanien prallten auf die vorderen, und das ganze Bataillon trat im Kasernenhof vor dem Gittertor auf der Stelle hin und her.

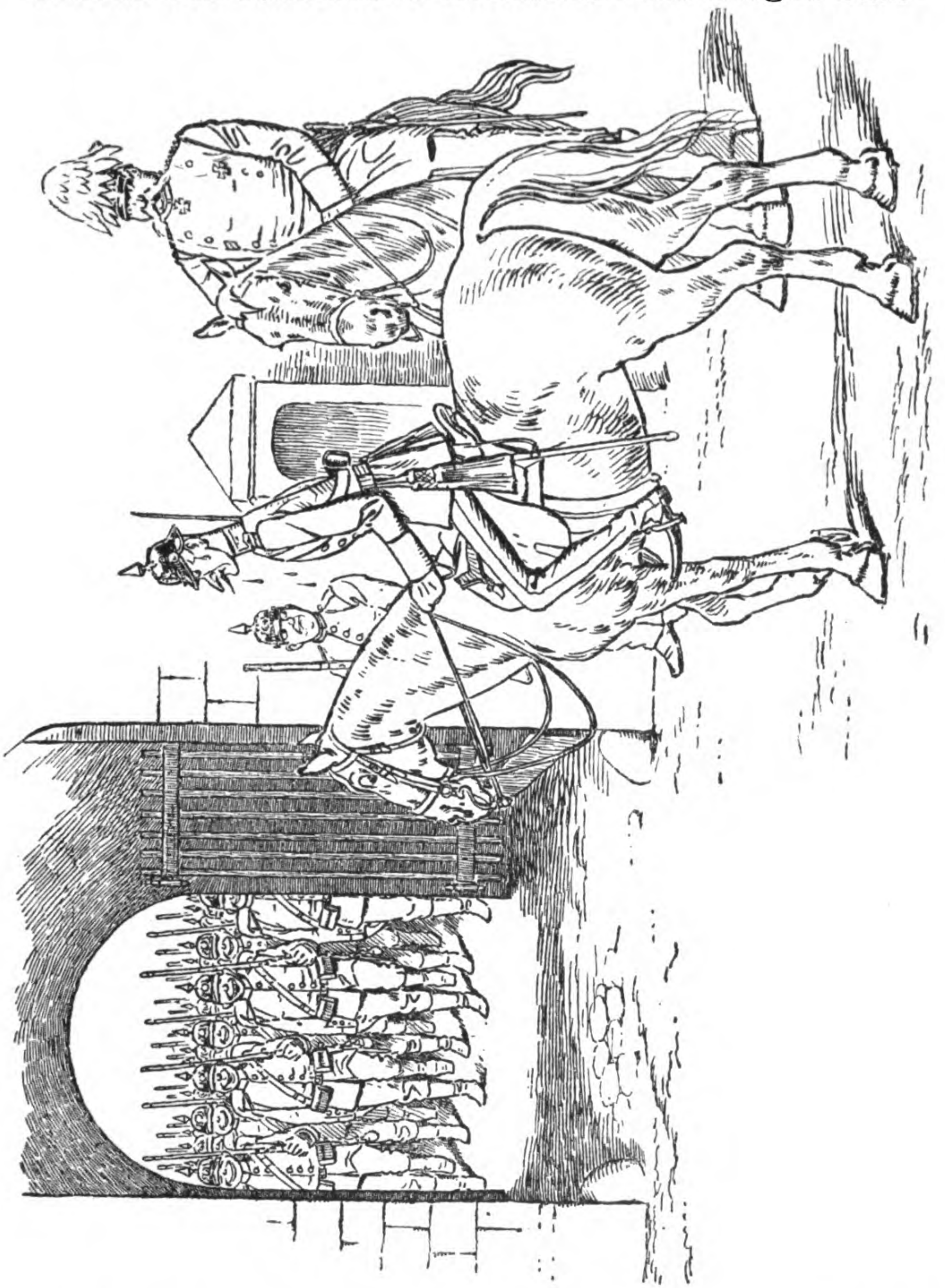
Schmirgl, der mit anderen Offiziersburschen hinterdrein marschierte, freute sich wie ein Schneekönig und wippte vergnügt auf den Fußspitzen. „Das is ämal Wörth — dein Sädang gommt noch!“

Schofelingen sah sich um. Von der andern Seite naht auf der Straße eine Staubwolke, auf die der Oberst und der Major losreiten.

„Herr Hauptmann“, schreit Schofelingen den Führer der ersten Kompanie an, „warum kommen Sie denn nicht heraus?“

„Ich kommandiere das Bataillon nicht!“ schreit dieser bissig zurück.

Die Staubwolke nähert sich. Schon kann man Exzellenz von Kniffelbach erkennen. Schofelingen stan-



den seine wenigen Haare zu Berg. Wem ist es nicht schon passiert, daß einem die einfachsten und geläufigsten Dinge entfallen, gerade wenn man sie unbe-

dingt braucht. Ein Name — ein Wort — es liegt auf der Zunge — aber wenn der Tod drauf steht — man kann es nicht finden.

So der geängstigte Hauptmann. Als er aus der Staubwolke den gefürchteten General sich entwickeln sah, entfiel ihm das Kommandowort, das jeder seiner Füsiliere hätte aussprechen können.

Unter diesen war bei dem minutenlangen Stelletreten eine ungetrübte Heiterkeit ausgebrochen. Die Kerls feixten und grinsten mit ihren Menageklappen, daß man hätte die Zähne vom ganzen Bataillon nachzählen können.

„Ja, was ist denn das für eine Hanswursterei?“ rief Exzellenz.

Eins — zwei — linker — rechter, eins — zwei — immer munter! Das Bataillon wird weiterwippen bis heute nacht, wenn kein Befehl kommt.

Schofelingen lief der Schweiß herunter. Er kam sich vor wie der Zauberlehrling oder wie Ali Baba in der Höhle der 40 Räuber, der das rettende „Sesam, tu' dich auf“ vergessen hatte.

„Ja, was ist denn das für ein Krautsalat?“ schrie die Exzellenz. „Wer läßt denn hier Ballett tanzen?“

Der Oberst antwortete mit verständnisvollem Blick: „Exzellenz, ich lasse heute den Herrn Hauptmann von Schofelingen das Bataillon führen — er bringt es aber nicht aus dem Kasernenhof 'raus!“

„Ach so—o—o—o—o!“ machte Exzellenz.

Da brach der Bann!

„Bataillon halt!“ brüllte Schofelingen.

Na endlich. Da waren sie, die Kommandos, eins nach dem andern, tadellos und richtig, und das Bataillon schlängelte sich aus dem Kasernenhof.

Das war kein gutes Omen, „Gevatter Tod“! —

Gesenkten Hauptes reitet er seinem Bataillon voraus. Gewiß, er war dabei, als der Oberst die Ordre für die Avantgarde gab — aber da dachte er doch nicht, daß er sie heute zu führen habe. —

Schmirgl, der hinterdrein zottelte mit seinen krummen Beinen, hörte auf einmal seinen Namen rufen.. Es war der Hausherr auf seinem Rad.

„Schmirgl! — Gut, daß ich Sie treffe. Ich suche den Fähnrich Schlicht. Ich möchte gern ein wenig zusehen heute!"

„Ei da! Der Härr Grantscherber! Dän Fännrich dreffen Sie hier nich, där is doch baim Fainde! Ei cha! Die sind heide nacht mit der Eisenbahn wäg! Es soll nämlich ä Versuch gemacht wärn mit 'n Radfahrern, und die hat där Fännrich zu fiehren. Na, bei uns werd's heide intressant! Där Bäsenstäcken, der halwdode, fiehrt's Badalliong. Das wärd was gäben. Bleiben Sie doch da, Herr Grantscherber, vielleicht genn' wir ihn ains anbinseln heide! Bscht!"

Exzellenz und seine Suite kamen eben hinterdrein. Grantscherber blieb ein wenig zurück und führte sein Rad am Straßenrand.

„Nein! Ich glaube nun einmal nicht an den praktischen Erfolg der Strampelei" — setzte Exzellenz ein Gespräch mit dem Oberst fort. „Ich war immer dagegen und würde unnachsichtlich sein, wenn der Gegner den geringsten Erfolg mit seiner neuen Waffe durch unser Verschulden davontrüge! Wieviel hat denn der Feind?"

„Nur einen Zug — versuchsweise unter Führung des Fähnrich Schlicht zusammengestellt", sagte der Oberst.

„Na, Sie werden sehen, diese neue Waffe blamiert sich, wie ich es vorhersagte," meinte Exzellenz. „Der Feind steht also um 11 Uhr nachts auf der Höhe von Johannesthal, so daß die beiderseitigen Vorposten diese Nacht noch zusammentreffen werden. Bevor die Kavallerie eintrifft, müssen wir also sehr behutsam vorgehen! — Was treibt denn dieser Mensch, dieser Hauptmann Schofelingen. Es soll doch vom Kasernenhof weg kriegsmäßig zugehen — das bummelt ja daher wie im tiefsten Frieden. Nicht einmal

Eklaireurs sind vorgeschickt. Dem Herrn muß ich aber doch einmal energisch auf die Hacken treten!"

Sie sprengten vorüber an die Tête.

Grantscherber hatte, von den hohen Herren nicht beachtet, kein Wort des Gesprächs verloren. Er rückte wieder auf und erzählte alles Schmirgl.

„Nu hamm mer'n," rief er, „nu gäben Sie Obacht!" Er nahm aus der Kartentasche des Hauptmanns eine Karte und gab sie Grantscherber. „Auf der Johannesdaler Straße müssen Sie unbedingt auf 'n Fännrich stoßen. Denn die sänd doch ohne Zweifel als Eglärärs voraus. Und nu bassen Sie auf. Sachen Sie ihm, er soll, was Zeich hält, um zwälfe rum an der Straßengreizung Johannesdalerstraße—Brunnhauserstraße stehen" — er wies es nach einigem Suchen auf der Karte, „da wärd ich ihm dän Bäsenstäcken in dä Hände liefern! Nu kratzen Sie los. Sie fahren am bästen gleich rechts den Fäldwäg — sähen Sie hier — da schneiden Sie ä Stick ab!" —

„Aber wie wollen Sie denn das machen?" fragte Grantscherber.

„Die Gägend kenn' ch wie maine Hosendasche — verlassen Sie sich auf mich — an Ihnen hängt's jetzt — die Karte nähmen Sie aber mit, das is die Haubsache! Sie missen fahren wie 'n Donnerwedder — es is ä ordentliches Stick!"

Ohne Zögern saß Grantscherber auf und verschwand alsbald auf einem Nebenweg.

Mit wütendem Gesicht kam jetzt Hauptmann von Schofelingen zurückgeritten.

„Geben Sie die Kartentasche!" Schmirgl tat es tückisch.

Der Hauptmann kramte eine Weile, dann sagte er fluchend und schimpfend:

„Da fehlt ja gerade das Blatt, das ich brauche. Schweinigel, niederträchtiger!"

„Herr Haubmann meinen das Blatt von der näch-

sten Umgäbung? Das hab' ich zu Hause gelassen, ich dachte, Sie brauchen's nicht!"

Schofelingen war so wütend, daß er dem Schmirgel mit der flachen Klinge eins überzog. Dahinten sah's ja niemand.

Schmirgl kochte, doch schluckte er freundlich den Schlag hinunter.

„Ach, däshalb brauchen Härr Haubmann sich nich aufzurägen. Die Gägend kenn' ich so genau wie nur was. Wie Härr Haubmann in Urlaub waren, da hab' ich alle Dage weide Ausflieche mit'n Härrn Haubmann sein Schimmel in der Gägend gemacht!"

Der Hauptmann, der noch nicht lange im Regiment war und in den Kaffeehäusern der Stadt besser Bescheid wußte als in der Umgegend, konnte nichts Besseres tun, als sich für diesmal mit dem ortskundigen Burschen versöhnen. Denn von einem der Offiziere, mit denen allen er übers Kreuz war, eine Karte borgen oder gar um Rat fragen! Nein! Die hätten ihn höchstens aufsitzen lassen, denn im Kartenlesen war er nicht groß. So war's vielleicht besser.

„Du kennst die Gegend ganz genau? Bis Johannesthal!"

„Jawohl, Herr Haubmann, und weider auch noch!"

„Gut! Komm' mit vor an die Tête und antworte auf alles, was ich dich fragen werde!"

Schmirgl lachte innerlich wie ein Holzfuchs. —

Es dämmerte schon, als Grantscherber abfuhr. Er zündete die Laterne an und sauste dahin wie ein nächtlicher Kobold. Immer zu, immer zu, die Kilometer fliegen nur so vorbei. Bei jedem Tritt denkt er an den braven Fähnrich, dem er aus der schlechten, ungerechten Qualifikation heraushelfen will — — und an die blonde Schwester denkt er auch ein wenig, sogar ein wenig sehr! Dunkle Nacht. Spärlich leuchtet die Laterne. Scharf geht es bergauf — und die Straße frisch geschottert. Er tritt mit aller Macht. Krach! Untreues Rad! Ein Pedal ist abgebrochen!

Fast sinkt ihm der Mut, aber die Höhe ist erreicht, und nun geht es wieder abwärts. Er zieht ein Bein hinauf und strampelt mit dem andern weiter. Grantscherber ächzt, schwitzt, dampft, pustet, nur vorwärts! Schadet alles nichts.

„Jetzt bin ich wieder Mann!" sagt er zu sich selber, „der Doktor Neuntöter ist ein Hanswurst, ich habe keine Nerven mehr! Hurra!"

„Welcher Schafskopf brüllt denn da zu seinem Privatvergnügen Hurra?" ertönte es unmittelbar vor ihm.

Grantscherber sprang ab.

„Pardon!" sagte die Stimme, „ein Zivilist? Ich bitte um Entschuldigung. Ich dachte, es sei einer von meinen Leuten!"

„Und noch einmal Hurra!" rief Grantscherber, indem er den Fähnrich Schlicht umarmte. „Nennen Sie mich, wie Sie wollen — weil ich Sie nur habe!"

In eiligen Worten erzählte er dem Erstaunten alles.

Des Fähnrichs Augen blitzten:

„Kinder, jetzt zeigen wir, was wir können!" rief er, und geräuschlos verschwand er mit seiner Schar radelnder Soldaten in der Dunkelheit.

Grantscherber warf sich aufatmend neben dem Straßengraben ins Gras.

„So," sagte er, sich abtrocknend, „ich habe das Meinige geleistet — Herr von Schmirgl, nun ist's an Ihnen!"

Der Hauptmann von Schofelingen hatte unterdessen von seinem Burschen alles erfahren. Nur wegen der Sicherung des Flußüberganges, den ihm die Exzellenz mit ebenso gepfefferten als ihm unklaren Worten ans Herz gelegt hatte, konnte er nicht ins Reine kommen. Gerade darüber hatte Exzellenz, die in einem Dorfe unterwegs abgestiegen waren, bis zwei Uhr früh Meldung erwartet. Der Hauptmann entnahm dem Gespräch seiner Offiziere, daß diese nach ihren Karten die Brücke vier Marschstunden entfernt

annahmen, während Schmirgl den Hauptmann versicherte, ihn in einer guten halben Stunde dahinbringen zu können, auf einem reitbaren Waldweg nämlich, der ganz enorm abschneide.

Das war nun freilich höchst wichtig. Es war jetzt zehn Uhr, und während die ermatteten Truppen abkochten, konnte er, von Schmirgl geführt, hinreiten, das Terrain besehen, dann zurückkommen, auf dem Waldweg eine Kompagnie hinschicken und so etwa schon um 1 Uhr dem General die Meldung des vollzogenen Befehles senden.

„Sie irren sich auch bestimmt nicht, Schmirgl? Wenn Sie sich irren — na, das ist gar nicht auszudenken, was Ihnen dann passiert!"

„I, wo wärd ich denn, Härr Haubmann!" versetzte Schmirgl zuversichtlich.

Während die Truppen links und rechts der Straße biwakierten, ritt der Hauptmann hinter Schmirgl her waldeinwärts. Schmirgl hatte zwar ein kleines Bedenken. Er wußte, daß der fragliche Flußübergang allerdings vier Marschstunden entfernt ist. Aber bis zur Straßenkreuzung Johannesthaler- und Brunnhauserstraße war es eine halbe Stunde. Vor 12 Uhr konnte aber der Fähnrich nicht dort sein, wo er versprochenermaßen den Hauptmann ans Messer geliefert kriegen sollte. Jetzt war's 10 Uhr. Wie die zwei Stunden 'rumbringen, ohne daß der Hauptmann Verrat merkte? Eine volle halbe Stunde führte er den Herrn von Schofelingen im Wald herum. Endlich fragte der Hauptmann ungeduldig.

„Gleich — gleich, Herr Haubmann, wir sin schon da!"

Wieder eine halbe Stunde. Da riß dem Hauptmann die Geduld. Wütend fing er an zu schimpfen und zu drohen.

Da fing Schmirgl kläglich zu heulen an:

„Ach, Herr Haubmann, nähmen Sie's gidigst nich ibel, ich hawe mich dodal verirrt!"

21*

Der Hauptmann ließ einen wahren Hagel von Schimpfworten über den verschmitzten Schmirgl los.

„Bscht! Um Gottes willen, bscht! Der Feind!" machte Schmirgl plötzlich. Der Hauptmann schwieg. „Ich will mich vorschleichen!"

Der Hauptmann nickte ihm zu, es zu tun, und verhielt sich regungslos, auch sein Schimmel, der über-



haupt froh war, wenn er sich nicht zu rühren brauchte.

Eine Viertelstunde verging. Noch eine. Der Hauptmann tobte innerlich, aber er wagte nicht, sich zu rühren.

Wenn man ihn hier finge — heiliger Gott — er hatte gar keinen Befehl zurückgelassen. Das wäre der Zylinder — unfehlbar. Er kochte also nur innerlich, obschon ihm die Beine schon einschliefen, und

es ihm bei dem Starren in die Dunkelheit vor den Augen flimmerte.

Schmirgl aber lag zwanzig Schritt von seinem Herrn entfernt im Dickicht auf dem Bauch und rauchte in größter Gemütsruhe eine Zigarre.

Nach einer guten halben Stunde erhob er sich und kroch zu seinem Herrn zurück.

„Nun?“ machte dieser gespannt.

„Es war gar nichts,“ sagte Schmirgl, „ich hatte mich geirrt!“

Wie der Böse fuhr jetzt der Hauptmann auf ihn los: „Infamer Schingel, mir scheint, du narrst mich!“ Er riß den Säbel heraus und wollte ihn Schmirgl um die Ohren schlagen.

Dieser schrie: „Irren is mänschlich!“ und retirierte.

„Doch, da is ein Dimpel, der is mir bekannt — jetzt gänn ich mich wieder aus!“ sagte der boshafte Schmirgl und schritt dem wütenden Herrn voraus.

Na endlich, da kamen sie auf die Straße.

„Ich sehe keinen Fluß!“ wollte der Hauptmann sagen. Da tönte es aus 20 Kehlen: „Hurra!“ Der Fähnrich und seine Leute umringten ihn. Er war gefangen.

Außer sich, wollte er Einwendungen machen. Der Fähnrich sagte nur: „Pardon, Herr Hauptmann, es ist vollkommen kriegsmäßig befohlen!“ Drei Mann ließ er bei dem schimpfenden Schofelingen zurück und rückte mit den andern vorsichtig weiter vor — Sie näherten sich schon dem Biwak. Es mochte schon 3 Uhr früh sein, denn sie waren langsam vorgerückt. Da kam ein Reiter. Es war die Exzellenz ganz allein. Es kam ihm nicht geheuer vor, daß keine Meldung einlief — er wollte selber nachsehen, was der unglaubliche Schofelingen wieder für Dummheiten mache.

Im Gebüsch steckten die Radler. Dem Fähnrich klopfte das Herz. Ein leises Zeichen. Der General

war umringt. „Exzellenz sind gefangen!“ sagte der Fähnrich keck.



„Wer ist denn der Gelbschnabel?“ fragte Exzellenz höchst unangenehm überrascht.

„Fähnrich Schlicht“, antwortete dieser, „Führer der Versuchsradfahrerabteilung“.

„Das auch noch!“ ächzte Exzellenz. „Wißt ihr vielleicht, wo der Hauptmann von Schofelingen steckt!“

„Den werden Exzellenz gleich sehen“, antwortete der Fähnrich, „den haben wir schon vor 3 Stunden gefangen!“

„Na, warte, Brüderchen!“ murmelte Exzellenz, sich in sein Schicksal ergebend, und folgte den kecken Radlern.



Das Zusammentreffen mit dem Hauptmann muß furchtbar gewesen sein. Der General nahm ihn unter vier Augen vor, und so weiß man nicht, was sie gesprochen haben. Tatsache ist, daß der Hauptmann

sofort sich krank meldete und andern Tags um seinen Abschied einkam. —

Einige Wochen später ist es. Einer der letzten goldschimmernden Herbsttage, da sitzt eine glückliche Gruppe im Garten von Grantscherbers Haus: die alte, weißhaarige Frau Schlicht, die mütterlich zärtlich auf einen jungen Leutnant schaut. Daneben zwei, die nichts reden und sich nur immer glückselig anlächeln. Herr Jeremias Grantscherber und — seine schöne Braut, Fräulein Schlicht.

Und noch einer kommt eben den Kiesweg herauf: der neue Hausmeister. Er hat krumme Beine und einen dicken, roten Kopf — sollte das — freilich ist er's — Schmirgl — der Moltke in der Westentasche. Zwei blitzblanke Räder führt er.

„Ich hab' mersch wohl gedacht, Sie wärden haide noch ein wänig hinausmachen bei däm herrlichen Wetter!"

„Am Verlobungstage wollt ihr radeln, Kinder?" meinte verwundert die besorgte Mama.

„Gewiß, Mama! Gerade heute!" sagte die Braut, „denn wem verdanken wir unser Glück? — Dem Rad!"

„Es soll leben!" riefen der Leutnant und der Bräutigam, mit den Gläsern zusammenklingend. Auch Schmirgl durfte anstoßen.

„Däm Rad verdanken Sie Ihr Glick — das is schon wahr — aber mir auch än wänig — denn sonst hätten Sie dän Frailn nich andworden genn', als sie fragte — ‚wäshalb daten Sie denn das für mainen Bruder?' — weil — —"

„Weil ich dich liebe!" ergänzte der Bräutigam, seine Braut umarmend.

„All Heil!" schrie Schmirgl, daß man es zehn Häuser weit hörte. „All Heil!"

Die Schlacht bei Bronnzell.

Wenn man die Weltgeschichte liest, so erfährt man, daß die Menschheit sich immer und ewig gegenseitig ermordet und umgebracht hat!

Was anderes steht nicht drin!

Nun gibt es wohl Professoren, die weise den Finger an die Glatze legen: „Es war immer so — ergo — muß es immer so sein!" — Andere wieder legen denselben Finger an die Glatze und sagen: „Es war immer so — ergo — muß es einmal anders werden!"

Wie die Sache sich wirklich verhält, ob es einen Weltfrieden geben kann oder nicht, das weiß nur der liebe Gott — denn so, wie er es haben will, so geht's halt! —

Wir Deutschen, die wir so mitten drinnen sitzen im europäischen Konzert, haben schon zu allen Zeiten tüchtig dreinhauen müssen, um uns unserer Haut zu wehren!

Einmal waren es Hunnen und Ungrer, dann wieder andere Hungrer und Lungrer — oben der Däne, unten der Welsche — links der Franzmann, rechts Talggesichter und Polacken. Immer war etwas los.

Aber dem deutschen Michel war's noch nicht genug! Mit den eigenen Brüdern hat er auch noch raufen müssen. Dann haben sich immer die feindlichen Nachbarn gefreut und im Trüben gefischt.

Nun, damit ist's vorbei, und nimmer werden wir einen solchen Bruderkrieg erleben.



Das wär' auch nicht lustig, davon zu erzählen, sondern besser, nicht einmal mehr daran zu denken.

Nur einmal sind deutsche Brüder einander feindlich gegenübergestanden mit großen Armeen, wo es lustig ausging. Denn passiert ist weiter nichts, und wenn es auch schon anfing zu knallen — getroffen wurde nur beim Feind einmal ein alter Schimmel und bei uns — ein Stiefelabsatz!

So steht es deutlich in der Weltgeschichte zu lesen in dem Zusammenstoß der Bayern und Preußen bei Bronnzell in der Nähe von Fulda am 8. November 1850. Und wie dies des Näheren zugegangen, davon eben will ich nach gewissenhafter Durchforschung von Quellen, die mir nur allein zugänglich waren, erzählen:

Also — im Herbst 1850 war es, an einem regnerischen Nachmittag, als die Kariolpost in Rupertsdorf einfuhr. Der Postillon blies ein lustiges Stück, trotz des feinen Sprühregens, der ihm auf den blauen, silberbetreßten Frack und die weißen Lederhosen fiel. Denn erstens war er ein gutes Gemüt, zweitens saß hinter ihm auf dem Wagen ein bildsauberes Mädchen — und drittens blies er doch immer, wenn er in sein Heimatdorf hereinfuhr, das so lieb und traut in saftigem Wiesengrün am Fuß der schönen bayerischen Alpen lag.

Der Postillon war ganz still geworden am Ende der Fahrt, obwohl er zuerst recht lustig sich mit dem hübschen Passagier unterhalten hatte. Es war doch seine Jugendgespielin — die Kathi — die Tochter von seinem Herrn, dem reichen Posthalter, die aus dem Institut heimkam, von den frommen Schwestern in Dietramszell. Und gar nicht stolz war sie geworden, die Kathi, noch ganz das alte, herzige, natürliche Geschöpf, und sie plauderte so gemütlich mit ihm — dem einfachen Postillon, als wenn sie nicht Französich gewußt hätte und Klavier schlagen und was sonst noch alles für vornehme Sachen!

Die ganze Zeit über hatte er daran gar nicht gedacht — aber jetzt beim Einfahren ins Dorf fiel es ihm auf einmal schwer aufs Herz.

Da hielten die Pferde schon vor der Post.

„Wo bleibt denn der Vater?“ fragte Fräulein Kathi verwundert, indem sie aus dem Wagen sprang, während der Postillon die verschiedenen Schachteln und Bündel herunterlangte.

Aufgeregte Stimmen schallten aus dem Gastzimmer.

Die Türe flog auf, und mit Hurra und Hutschwenken stürmten die jungen Burschen heraus, den jungen Postillon, der offenen Mundes mit seinen Schachteln dastand, fast umrennend.

Mutzl! — Hans! — Hurra — Krieg gibt's — Krieg mit die Preußen! — Juhu! — Juchuhu!“ riefen sie ihm im Vorübergehen zu.

Krieg! Wie dies Wort einen jungen Burschen gleich packt! Der Mutzl Hans hatte gedient und zwar im ersten Kürassierregiment zu München, hatte es bis zum Gefreiten gebracht und war noch nicht lange weg vom Militär. Daß aber Soldaten eigentlich für den Krieg sind, daran dachte er heute zum allererstenmal. Der lange Frieden, in dem das glückliche Bayern seit dem Störenfried Napoleon gelegen, hatte bei Zivil und Militär die süße Gewohnheit erzeugt, überhaupt nicht mehr an den Krieg zu denken.

Lange Friedenszeit wirkt immer erschlaffend auf den militärischen Organismus, und damals ging es beim bayerischen Militär ziemlich gemütlich zu.

Der Postillon warf seine Schachteln im Gastzimmer auf den Tisch und wartete gar nicht ab, bis der Posthalter und seine Gemahlin die Tochter begrüßt hatten. Er versorgte seine Pferde und rannte nach Haus.

Tränenden Auges kam ihm seine alte Mutter mit einem offenen Papier entgegen. — Die Einberufung!

„Sei gut, Mutterl! Alle Kugeln treffen ja nicht!“ —

Der Mutzl Hans hatte schon zusammengepackt und

wollte nur noch einmal zum Posthalter, denn am nächsten Morgen sollte es ja schon fortgehen.

Die Wolken hatten sich ein wenig auseinander geschoben und ließen einen schwer roten Abendhimmel durchblicken, der alles blutig übergoß.

Als er zum Obstgarten hinter der Post kam, sah er eine dunkle Gestalt ins Abendrot schauen.

Er erkannte Fräulein Kathi.

Da legte es sich ihm auf einmal so schwer auf die Brust. Er mußte durch das Türchen im Zaun eintreten.

Kathi sah auf.

Der junge Bursche mit seinen blonden Locken war ganz mit rotem, goldenem Glanz umgeben, weil er gerade im Kreis der untergehenden Sonne stand. Er gemahnte sie an den heiligen Georg in der Klosterkirche. Gerade so hatte ihn der Maler dargestellt.

Sie schauten einander schweigend in die Augen.

„Leben Sie wohl, Fräulein Kathi," sagte Hans tiefatmend. „Ich muß morgen ins Feld!"

„Ich werde für Sie beten," antwortete das junge Mädchen, und ihre Stimme zitterte dabei.

Sie hatte ihm die Hand gegeben — er hielt sie fest in der seinen. Sie wußten nichts mehr zu sagen.

Das Abendrot verschwand und tiefer Schatten füllte rasch das Tal.

Sie standen lange, ohne zu sprechen. Plötzlich tönten Stimmen von der Straße.

„Auf Wiedersehen!" flüsterte Kathi und eilte ins Haus zurück.

Die Burschen, deren laute Stimmen das Mädchen verscheucht hatten, erkannten sie im Lichtschimmer, der aus dem Hause drang, als sie die Stufen hinaufeilte. Sie lachten laut und machten dumme Bemerkungen.

Plötzlich blieb dem einen das Wort im Munde stecken, weil er einen furchtbaren Schlag darauf erhielt. Auch der andere hörte auf zu lachen, denn er

wurde von einer unbekannten Faust dermaßen in dem Straßengraben herumgewirbelt, daß ihm zumute wurde wie einem Schaf, wenn es die Drehkrankheit bekommt.

Nur einige Sekunden — ein Treten, Scharren, Krachen, Schnauben und Ächzen — dann war alles wieder still. —

„Feigling —!" schrie der im Graben Sitzende, sein Messer ziehend, „komm her, wenn du Schneid hast!"

Der andere stand, den Kopf vorgebeugt, und ließ das Blut aus der Nase laufen, pustend und auf den unsichtbaren Ohrfeigenspender schimpfend.

„Wer war's denn?" stöhnte er. „Der Faust nach, mein' ich, der Schmied!"

Der andere, fortwährend seine Herausforderung brüllend und mit dem Messer fuchtelnd, tappte im Dunkeln nach dem unbekannten Gegner.

„Halt — da scheppert was!"

Er rieb ein Streichholz an und hob den Gegenstand auf, an den er mit dem Fuß angestoßen war.

Es war ein Metallschild mit dem bayerischen Wappen, das an einer zerrissenen Silberborte hing — wie es die bayerischen Postillone am Arme tragen.

„Hallo — der Mutzl war's!"

Wütend zogen die Geprügelten mit ihrem Fund ins Postwirtshaus.

Da war alles voll erhitzter Köpfe, Geschrei und Spektakel.

Endlich übertönte der eine Durchgebleute den Tumult und erzählte den Hergang.

„Hier sitzt er unter uns!" beschloß er seinen Vortrag, „und wenn er kein feiger Lump ist, so kommt er mit mir hinaus!"

Alles sah gespannt auf. Der Postillon rührte sich nicht, als wenn es ihn gar nichts anginge. Da schwoll dem andern der Kamm, der ein berüchtigter Raufer war. Er zog das Silberband mit dem Wappen hervor

und warf es dem jungen Postillon ins Gesicht. „Feiger Kerl!“ sagte er dazu.

Hans Mutzl erhob sich in seiner ganzen Größe und wischte dem Burschen eine herunter, daß er bis an die gegenüberliegende Wand flog. „Das ist die zweite Dachtl, die du von mir kriegst — —verlang' dir nit die dritte, sie möcht' schlecht ausfallen für dich!“

Ein allgemeines Beifallsgeschrei erhob sich.

„Und ob ich feig bin,“ fuhr der brave Postillon fort, „das werden wir ja draußen im Felde sehen. Messerheld bin ich, gottlob, keiner. Und das merkt's euch, Bub'n, wer sich über die Fräul'n Kathi sein Maul zerreißt, dem schlag' ich drauf — so wie dem Hanswurst dort!“

Mit diesen Worten folgte der Postillon seinem Herrn, dem Posthalter, der ihn, ganz blaß vor Zorn, ins Nebenzimmer winkte.

„Was hör' ich da? Du warst mit meiner Tochter im Obstgarten?“

„Aus Zufall, Herr Postmeister!“

„So? — Aus Zufall? Und da machst dir wohl Gedanken auf mein Kind, weil d' dich so als Beschützer aufspielst?“

„Ja, Herr Postmeister,“ sagte der Bursche ganz ehrlich, wie es ihm ums Herz war; „wenn's Gott fügt, daß ich wieder gesund nach Haus komm', dann —“

Jetzt war's aus. Der Postmeister war ganz außer sich. Er rannte im Zimmer herum und schimpfte und wetterte.

Frau und Tochter kamen ganz bestürzt herein, nachzuschauen, was los sei.

„Was los ist?“ schrie der Posthalter.

„Nicht genug, daß der böse Bub, der Leonhard, mir davongelaufen ist und mir Kummer und graue Haare gemacht hat — jetzt fangt mir das Mädel auch noch Geschichten an. — Deswegen braucht man sie nicht ins teuere Pensionat zu schicken, daß sie einem solchen Verdruß macht! Ist ein wahres Vergnügen,

solche Kinder zu haben! Einen verschollenen Buben und ein nichtsnutziges Mädel!"

Da kam er aber schön an. Mit allem schuldigen Respekt, aber sehr bestimmt, sagte Fräulein Kathi ihrem zornigen Herrn Vater ihre Ansicht. Dazu weinte die Frau Posthalterin, die Hunde heulten, im Gastzimmer war ein Heidenlärm. Der Postillon stand dabei und schwieg, denn wenn er was gesagt hätte, würde man es in dem Spektakel doch nicht gehört haben.

Endlich, nach langem Hin und Her, kriegte Kathi noch das letzte Wort.

„Jetzt ist's genug, lieber Vater! Mein Herz hat man mir im Institut auch noch am rechten Fleck gelassen. Der Hans ist brav, und hier geb' ich ihm noch einmal, wie vorhin, meine Hand und sag', Gott soll ihn behüten — wer wird mir's verwehren, daß ich für ihn bete!"

Sie gab ihm die Hand. Hans trieb es das Wasser in die Augen. „Bleibt's gesund beisammen!" rief er und ging rasch fort. — — —

Am andern Morgen marschierte Hans Mutzl, der Postillon, sein Bündel am Stock überm Rücken, nach Tölz. Dort waren mehrere Kameraden aus anderen Ortschaften zusammengekommen, alsbald setzten sich alle auf ein Floß, und hinunter ging's auf der rauschenden, grünen Isar nach München. Abends tauchten schon die gemütlichen Frauentürme in der Ferne auf, und das Floß legte bei der Isarkaserne an.

Mutzl hat sich gemeldet und ist bei der ersten Eskadron eingestellt. Küraß und Helm, Pallasch und Montur hat er gefaßt und sieht recht ritterlich drin aus. Ein mächtiger Brauner ist ihm zugewiesen. Er steht eben im Stall bei ihm und putzt ihn, als der Wachtmeister hereinkommt. Der ist so dick, daß man glaubt, jetzt muß der weiße Säbelgurt platzen.

Ein Riesenkürbis ist gar nichts gegen seinen Kopf, in welchem eine große, blaurote Kartoffel mit ver-

schiedenen Auswüchsen als Nase figuriert. Bier — ist der Inhalt seines Gemütes — Bier — das Ziel seiner Gedanken — Bier und noch einmal Bier! Sein Name aber — seltsames Spiel der Natur — ist Weinlechner!



Also der Wachtmeister Weinlechner poltert in den Stall, reißt an seinem grimmigen Schnauzbart und schimpft. Das war nämlich bei den damaligen Wachtmeistern gerade so wie bei den heutigen.

„Heda — Stallwachen! So wollt' ich doch, daß ihr eure eigenen Mostschädel — als Krautsalat aufessen müßtet — — ohne einen Schluck Bier dazu! Wo sind

22

denn diese Quadratlackel?! Da soll ja doch gleich das Hofbräuhaus in den Erdboden hineinversinken! Diese Kerl' tun ja grad, wie wenn kein Krieg wär'! — Aha, da hängt einer!"

Er stupfte einen langen Kürassier mit dem Pallasch, der im Stroh lag und schnarchte.

„Ihr werdet's wirklich noch so weit bringen, ihr Baumschabler, daß ich mich wirklich einmal recht über euch ärgern tu'! Dann fleckt's aber, das sag' ich euch! Dann kann's auftreffen, daß ich einen Lattierbaum aus dem Stand reiß' und damit — — und damit — na, das werdet ihr dann schon sehen, was ich damit mach'!"

Der lange Kürassier hatte sich gemächlich erhoben und rieb sich die Stelle, an welcher ihm der Wachtmeister seine Anwesenheit angedeutet hatte, dabei grinste er ganz freundlich übers breite Gesicht.

„Wo sind denn die andern Stallwachen?"

„Drüben!"

„Wo drüben?"

„Im grünen Baum — an der Isar!"

„Donnerrr—rrrr!"

„Es wird frisches Pschorr geschenkt!"

„Psch—orr?!" sagte der Wachtmeister andächtig und in tiefen Gedanken. „Ist es gut?"

Die Stallwache verdrehte die Augen und schnalzte mit der Zunge!

„Hol' mir auch einen Stein! Aber wie 's Donnerwetter. Ist vielleicht das letzte Pschorr für dieses Leben!" setzte er wehmütig dazu.

Der Stallwächter lief mit einem Maßkrug, der neben ihm im Stroh gelegen hatte, fort. Der Wachtmeister ging die Stallgasse hinauf. „Aha — das ist der Reservist — der Gefreite Mutzl — 20 Strich aus dem Gaul herausgeputzt — brav. Er kriegt den ersten Beritt, haben Mangel an Chargen. Werd's 'm Herrn Rittmeister sagen, wenn er kommt — kommt zwar selten — die Hauptsach' bin ich bei der Schwa-

dron. — Verstanden! — Ich bin der Vater der Schwadron und die Mutter dazu — — Vater und Mutter muß man ehren — hm — hat Er Geld von zu Haus? — was sagt Er? — nicht viel? — das ist bös! — Ein richtiger Kürassier muß von zu Haus was haben, sonst soll er gleich zur Infanterie gehen, wo's genügt, wenn man den Feldwebel mit Zigarren und Leberkäs einreibt — ein richtiger Kürassier, der Vater und Mutter ehren will, der muß wenigstens — — — potz Sauerkraut und Kartoffelstampf, was kommen da für Vögel?!"

Ein dicker Herr in Zivil — gut noch einmal so dick wie der Wachtmeister, näherte sich durch die Stalltüre. Er trug einen karierten Anzug, weiße Weste, Vatermörder mit hoher Krawatte, und einen grauen Zylinder. Sein Gesicht glich einem rot angestrichenen Vollmond. Eine fürchterlich dicke Uhrkette schlang sich um die Fülle seines Leibes. Man durfte wohl annehmen, das sei der dickste Mann seines Jahrhund— — — — nein — — halt — her stellt euch — da kommt noch etwas Dickeres hinter ihm — seine Gattin! Das war wirklich eine Riesendame — der Breite nach. Eine Krinoline hatte sie auch noch an unter dem lila Seidenkleid, daß man dachte, sie werde jeden Augenblick davonfliegen wie ein Luftballon. An der Stelle, wo bei anderen Menschen der Hals zu sitzen pflegt, trug sie einen lichtseidenen, blumengestickten Schal. Auf dem gescheitelten Kopf saß hinten, wie zwei gelbe, mürbe Hörnchen, eine goldene Riegelhaube, wie sie die Münchener Bürgersfrauen früher trugen.

Hinter diesen beiden gewichtigen Personen kam ein junger, recht auffällig gekleideter Zierbengel von etwa 20 Jahren, offenbar der Sohn, denn er hatte bereits ein stattliches Wamperl, Wurstfinger mit dicken Ringen dran und gar keinen Hals. Alle drei schauten sehr protzig drein, indem sie die Unterlippe weit vorstreckten und die Augen zuzwickten, wobei sie

22*


E. Reinicke 97

gleichzeitig die Stirne hoch hinaufzogen. Man versuche das einmal vor dem Spiegel, und man wird sehen, daß man, um ein solches Gesicht von früh bis abends zu machen, sehr viel Geld haben muß. Ganz richtig wird es nur einem Knallprotzen gelingen.

Hinterdrein kam noch ein achtjähriger Schlingel mit kurzen Hosen, der ebenfalls so dick zu werden versprach, wie seine Familie. Den Schluß machte ein kugelrunder Boxl, der seinen Unterkiefer nicht vorzustrecken brauchte, da er von Natur schon aussah wie ein fünfstöckiger Hunde—Hausbesitzer.

„Is da 's erschte Kürassierregiment — Sie?!" schnarchte der dicke Herr, und die ganze Prozession blieb hintereinander in der Stallgasse stehen.

Die Pferde schauten sich ebenso verwundert um, wie der Wachtmeister Weinlechner.

„Was wollen Sie denn?"

„Da, mein Sohn, der — —" Der dicke Herr konnte nicht weiterreden, denn die Dame mit der Krinoline brach in ein kräftiges Schluchzen aus:

„Mein Pepperl! — Mein Pepperl! Wenn ihm nur nix g'schieht, meinem Pepperl!" Dabei preßte sie ihren Sohn an sich, soweit es bei dem beiderseitigen Umfang möglich war.

„Aber Mama!" schnaufelte dieser.

Der achtjährige Bruder plärrte, und der Boxl heulte dazu, daß die Pferde in den Ständen erschraken.

„Möchten's nicht so gut sein, meine Pferd' scheu zu machen!" knurrte der Wachtmeister. „Wissen's nicht, daß wir Krieg haben!"

Da kam der Stallwächter mit dem Bier. Des Wachtmeisters Züge verklärten sich. „Ah —" machte er, „das ist halt ein Bierl!"

„Spaten?" fragte der dicke Zivilist.

„M — m —!"

„Pschorr?"

„Hm — hm!"

„Spaten ist in letzter Zeit zu dick!"

„Hm — hm!"
„Hat gar keinen leichten Mussö!"
„M — m —!"
„Hacker war im letzten Sud z'viel Hopfen!"
„Hm — hm!"
„Sternecker hatte keinen Faum!"
„M — m —!"
„Neben Hofbräu ist der Pschorr jetzt um eine Läng' wieder voraus!"
„Hm — hm!"

Der Wachtmeister hob die Nase wieder aus dem Krug. Das Maß war leer.

Das soll einmal einer in einer anderen Sprache nachmachen, ein Maß Bier austrinken und zu gleicher Zeit mit seinem Nachbarn Konversation führen!

„M — m" heißt nämlich auf münchnerisch: „Nein, mein Herr, Sie irren sich!" und „hm — hm!" bedeutet ins Hochdeutsche, übersetzt: „Allerdings, mein Herr, es freut mich, daß ich Ihnen in diesem Punkt beipflichten kann!"

Freilich, wenn so ein Berliner zum Beispiel bei uns was fragt und „m — m" oder „hm — hm" hört, so glaubt er es mit einem Taubstummen zu tun zu haben und macht einen schnoddrigen Witz, weil er meint, der hört ihn nicht. Wenn ihm dann der Zylinder eingetrieben wird, dann wundert er sich und sagt, wir Bayern seien grob.

Die beiden Männer, der Wachtmeister und der dicke Zivil, sahen sich jetzt nach diesem Biergespräch mit unverhohlener Hochachtung an. Sie hatten gleich heraus, daß sie beide Kenner seien!

„Möchten's auch?" fragte der Wachtmeister; „hm, hm!" machte das Zivil vierstimmig. Ich glaube, der Boxl gab auch seine Zustimmung — aber das kann ich nicht bestimmt behaupten.

„Also noch fünf Maß — ich trink' auch noch einen Schluck!" befahl der Wachtmeister. Der dicke Herr

zog sein Portemonnaie und gab dem Stallwächter einen Kronentaler.

„Also jetzt lassen's Ihnen sagen, Herr Wachtmeister," schnarchte der Dicke. „Ich bin der Privatje und Hausbesitzer Schmuttermeier vom Rindermarkt, und da, mein Sohn, der — —"

„Mein Pepperl! Mein Pepperl!" plärrte die dicke Schmutter Muttermeier — ah — Schmuttermeiermutter — Mutterschmutter — Schmuttermeier — — na also — die dicke Frau mit der Krinoline und umarmte ihren Sprößling.

„Aber Mama!" näselte der edle Jüngling wieder.

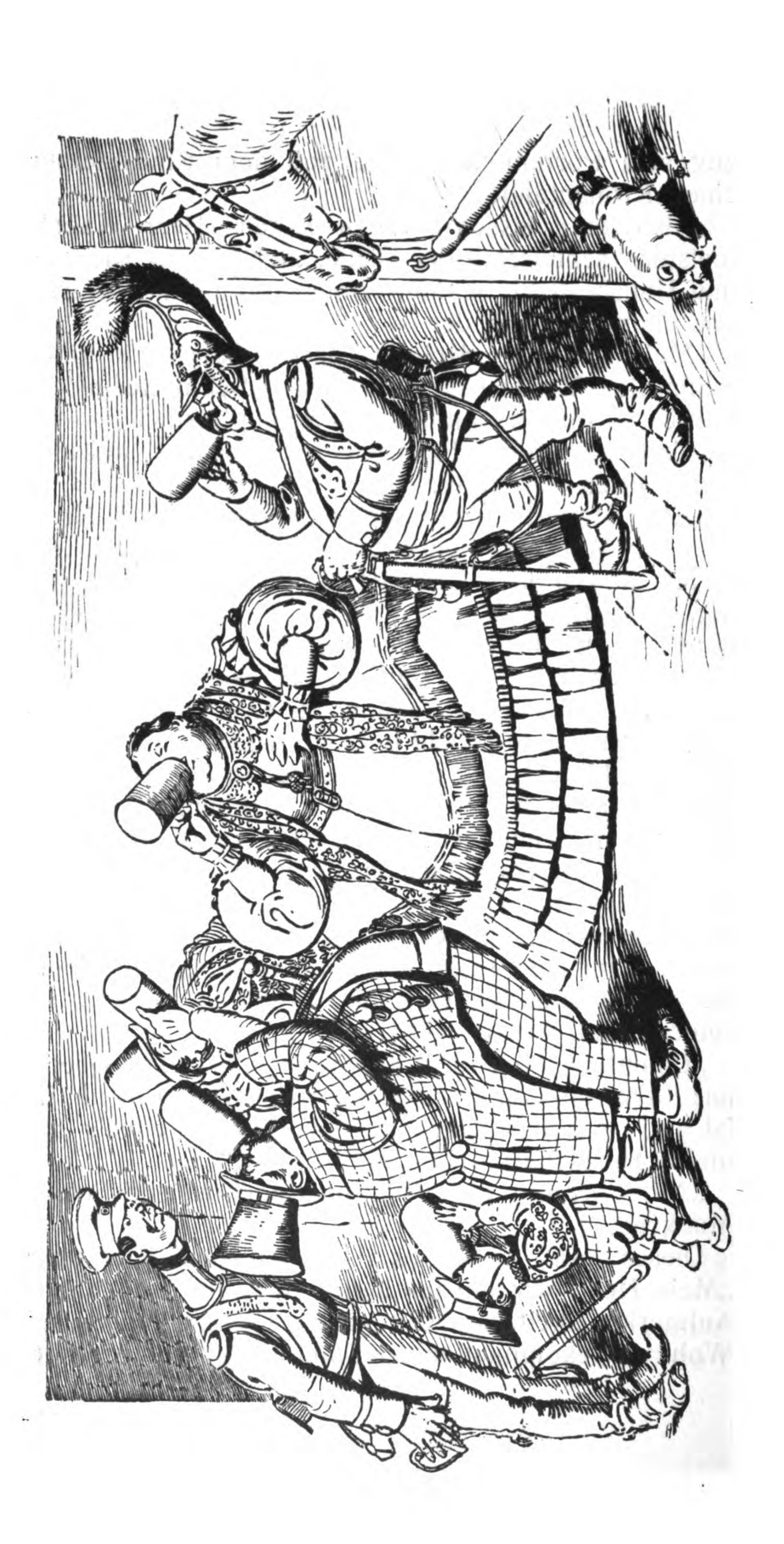
„Aber Margret!" verwies jetzt Vater Schmuttermeier, „laß 'n doch gehn, den Lalli, den großen. Sei net so sentimental, wozu hat man denn seine Büldung! — Der Tepp hat sich's nämlich in Kopf g'setzt — Offizier möcht' er werden. In Kopfarbeiten war er immer schwach — und wenn er jetzt als Avantascher eintretet — Geld is ja da, wissen's, da glaubet i, er möcht jetzt bei die Kriegszeiten besser durchkommen als mit dene dummen Prüfungen! Denn tapfer is er — und Geld, wie g'sagt, is vorhanden!"

„Wenn das vorhanden is, dann wird sich's schon machen lassen! Denn bei uns Kürassier' ist eine noblige Waffe, und sind Leute gern gesehen, die von Haus aus was haben!" sagte der Wachtmeister mit einem Seitenblick auf den Gefreiten Mutzl, der fleißig an seinem Gaul fortstriegelte.

„Eigentlich ging die Geschichte den Herrn Oberst an! Aber bei den stürmischen Kriegszeiten — ah, da ist er ja schon wieder mit dem Bier; greifen's zu, meine Herrschaften! — Soll'n leben!"

„Aa!" machte das Zivil und packte jedes einen Maßkrug.

Dieses „Aa" hieße ins Hochdeutsche übersetzt: „Mein Herr, wir danken Ihnen für die freundliche Aufmerksamkeit, uns mit einem Ganzen auf unser Wohl vorgekommen zu sein, und gestatten uns sofort



ebenfalls, mit einem Ganzen nachzukommen und denselben auf Ihr Wohlsein zu leeren!“

Wer da nicht einsieht, wie plastisch, kurz und klar die Münchener Sprache im Vergleich zu dem Hochdeutschen ist, dem ist nicht mehr zu helfen.



Eine feierliche Pause entstand. Mit verklärten Blicken schaute jeder in seinen Krug, dann huben sie an, die Hausbesitzerischen und der Wachtmeister, immer weiter bogen sie sich zurück, daß dem Stallwächter, der trocken zusah, ein langer Faden sich

aus dem Munde spann und ihm die Augen schier herausfielen.

Ein allgemeines „A — ah —“ ertönte jetzt. Aber gedehnter wie das vorige „Aa“. Es sollte heißen: „Was sagen Sie, meine Herrschaften, ist das nicht ein großartiger Stoff!“

Man sieht, was wir Münchener mit demselben Vokal für verschiedene Gedankenreihen ausdrücken können.

Der Wachtmeister hatte nicht ganz ausgetrunken.



Er trat in einen Pferdestand zu einem großen, dicken Fuchsen und bot ihm den Maßkrug an.

„Mama — das Pferd trinkt Bier!“ jubelte der Kurzhosige.

„Das wär' ein schlechtes Kürassierpferd,“ erwiderte der Wachtmeister ernst, „das kein Bier trinken möcht'; da, Bräunl, trink' aus — wenn wir nach Preußen kommen, nächste Woch', bekommst so nix mehr als Hafergrütze und Bliemchenkaffee!“

„Mein Pepperl!“ hätte Mutter Schmuttermeier beinahe wieder angefangen. Aber der Ton der Verzweif-

lung gelang ihr nicht mehr. Die frische Maß Bier hatte ihn total weggeschwemmt. Dagegen gelang ihr sehr gut ein Schrei des Entsetzens, als sie sah, wie der Gaul des Wachtmeisters ihren jüngsten Sohn hinten an den karierten Höschen mit den Zähnen erfaßt hatte und ihn zornig zwischen Hafermulde und Heuraufe herumbeutelte.

„Maxl! Zu Hilfe!" schrie Frau Schmuttermeier. Maxl schrie Zeter und Mordio. Er hatte nämlich dem Bräunl auch Bier aus seinem Maßkrug anbieten wollen, hatte aber ängstlich wieder zurückgezogen; dies



nahm der Gaul übel und erwischte ihn bei den Hosen. Der kugelrunde Boxl wollte ihn attackieren, erhielt aber einen solchen Tritt mit dem Huf, daß er über die Stallgasse weg zu einem Schimmel flog. Dieser sandte ihn mit Protest und einem Fußtritt zurück, einem Rappen hinüber. Dieser verstand den Spaß und „trat" ihn gleich wieder seinem gegenüberstehenden Kameraden ab. So wurde der arme dicke Boxl hin und her geschossen, bis er endlich im Mistkarren, in den er fiel, ein leidliches Unterkommen fand.

Der Wachtmeister nahm mit der Ruhe eines Helden dem schwebenden Maxl den Maßkrug aus der Hand — den dieser als echter Sohn Münchens in

höchster Not noch so hielt, daß er keinen Tropfen verschüttete — und bot ihn seinem braven Roß dar. Augenblicklich ließ dieses den Maxl fallen, daß er wie ein reifer Apfel ins Stroh plumpste, und schlürfte das dargebotene Bier mit vielem Verständnis.

„Sehn's, das is ein Pferd!" meinte der Herr Wachtmeister stolz.

Der Herr Schmuttermeier aber zankte: „Siehst du's, Margret — da hast's. Hab' ich dir nicht gleich g'sagt, daß sich das nicht g'hört, mit der ganzen Familie da in die Kasern' hereinrennen! So geh' ich dir nicht über die Straßen mit dem Bub'n!"

Maxl sah allerdings, von rückwärts betrachtet, bedenklich aus. Aber eine Mutter weiß immer Rat. Sie hing dem Maxl ihren seidenen Schal um, der bis auf den Boden ging.

„So! Na also!" sagte Vater Schmuttermeier, „jetzt schlag' ich vor, wir gehen hinüber in den grünen Baum — gelten's, Herr Wachtmeister, wo das gute Bier ist, und da besprechen wir alles in Gemütlichkeit."

„Ich hab' zwar eigentlich keine Zeit, weil Krieg ist," entgegnete der Wachtmeister, „aber auf ein Stündl kommt's nicht an!"

Und in umgekehrter Reihenfolge, wie sie gekommen war, begab sich die Familie Schmuttermeier wieder zum Stall hinaus. — — —

Einige Tage vergingen noch mit Herstellung der Propretät. Es schien, als wollte die bayerische Armee die alten Spartaner nachahmen, welche bekanntlich vor der Schlacht sich immer in den höchsten Wichs warfen. Endlich stand das Regiment mit Sack und Pack im Kasernenhof, zum Ausmarsch bereit.

„Zum Gebet!" ertönte das Kommando nach alter, schöner Sitte. Unter den feierlichen Klängen der Regimentsmusik beugte jeder sein eisenbedecktes Haupt, mit der rechten Hand salutierend. Dann er-

tönte ein lustiger Marsch, und hinaus ging's durchs Kasernentor in den Krieg.

Hans Mutzl war gleich der erste hinter der Musik und dem Stab und seinem Rittmeister, dem Herrn Grafen Pelz von Faulberg, der sich doch zum Ausmarsch hatte sehen lassen. Neben ihm ritt im Glied der Avantageur Josef Schmuttermeier. Im Tal standen die Menschen Kopf an Kopf und schwenkten mit Tüchern und Hüten. Ebenso am Marienplatz. Das Regiment zog sich durch das Rathaustor und schwenkte in die Dienersgasse hinein. Da, an der Ecke, stand die Familie Schmuttermeier. „Da is er — da kommt er!" schrien sie, daß alles Volk die Hälse reckte, zu schauen, wer denn da so besonderes käme.

„Pepperl, Pepperl — daß dir fein nix passiert," schrie die Frau Schmuttermeier, und der liebevolle Papa Hausbesitzer trat vom Trottoir herunter mit einer ganzen Kette Regensburger Würste in der einen und einem schäumenden Maßkrug in der andern Hand auf seinen Sohn zu. Dieser wollte sein Roß anhalten, aber es gelang ihm nur, die Wurstkette aufzugreifen, denn der Gefreite Mutzl trieb ihn mit einem energischen „Vorwärts!" wieder ins Glied.

„Sie sind aber ein fader Mensch," knurrte der Hausbesitzerssohn und sah sich grimmig nach dem Bier um. Dieses nahm der Wachtmeister Weinlechner in Empfang, der auf seinem Riesenbraunen hinter der Schwadron ritt. „Ich werd' schon achtgeben auf den Pepperl, daß ihm nix geschieht!" sagte er austrinkend. „Ah — Hofbräuhaus!" sagte er dann wehmütig, indem er den Krug zurückgab, „grüßen's mir's schön!" Und weiter ging's durch die Ludwigsstraße zum Siegestor hinaus.

In der Höhe von Schwabing wurde „Trab" geblasen.

„Sie — hören's!" schnaufte Pepperl Schmutter-

meier nach dem zehnten Stoß, „glauben's vielleicht, ich bin ein Gummiballn, daß ich das aushalt'?!"

„Eine Letschfeigen sind Sie!" erwiderte der Gefreite Mutzl. „Sie müssen halt leicht reiten!"

„So? Reiten's einmal leicht mit meinem Gewicht! — Und wie — der Küraß — druckt! — Herrgott — das halt i net aus! — — Au, au! Bei jedem Hopser — stoßt einem der Säbel, der dumme — einen blauen Fleck! — Wenn i das gewußt hätt' — wär' ich — zur Artillerie gegangen — da hätt' —!"

„Da hätt' der Protz fahren können!" lachte Mutzl.

„Was — sagen's — von — Protz!"

„Ich mein', da hätten Sie auf der Protz fahren können!"

„Ah so! — Brr — der Staub! — Warum spritzen — denn die Schwa — Schwabinger ihre Straßen nicht! — Sie! — Ich möcht' austreten!"

„Halten's jetzt einmal Ihre Bapp'n! Es ist noch kein ‚Ruht' kommandiert!" herrschte der Gefreite, sich über den dicken Avantageur ärgernd.

„Na wart'!" dachte dieser und blinzelte schlau. Er löste sachte sein eisenbeschlagenes Sturmband, daß der Helm auf seinem dicken Kopf zu tanzen begann! Plautz! Da kollerte er schon herunter.

„Wollen Sie Ihren Helm aufheben, Sie —" schrie Mutzl wütend.

„Komm' schon!" entgegnete der Hausbesitzerssohn und steuerte sein Pferd aus der Reihe. Er stieg ab, hob den Helm aus dem Graben auf, putzte ihn fein langsam ab, bis das ganze Regiment, in eine dichte Staubwolke gehüllt, an ihm vorbeigerasselt war; dann lachte er ganz kannibalisch, kletterte auf sein Roß und ritt höchst gemütlich wieder durchs Siegestor zurück bis an sein elterliches Haus am Rindermarkt.

Die Familie Schmuttermeier bekämpfte eben ihren Abschiedsschmerz mit Bock und Weißwürstchen, und eben wollte Mutter Schmuttermeier sagen: „Wo mag

jetzt unser armer Pepperl sein?" -- als ihre eine Weißwurst im Halse stecken blieb.

Ein Geist!! — Nein! Kein Geist — Pepperl selbst!

Da war Freude in Israel.

„Bist desentiert?" fragte Vater Schmuttermeier bedenklich. „Da wirst ja erschossen."

„Kein Schein!" lachte Pepperl. „Es pressiert ja net. Das Regiment bleibt heut' in Freising. Nachmittag laß i mir einen Fiaker holen und fahr' nach!"

„Ein Schenie, unser Pepperl — ein Schenie, i sag's ja!" sagte die dicke, glückliche Mutter, und die Familie setzte sich nieder zum Frühstück. — — —

„Wo waren Sie?!" herrschte der Gefreite Mutzl den Herrn Pepperl an, als er abends in Freising einrückte.

„Das geht Sie einen Schmarrn an!" sagte dieser.

„So? Das wollen wir sehen?" Gleich ging er zum Wachtmeister und meldete den Vorfall. Dieser legte väterlich seine Hand auf Mutzls Schulter.

„Das ist aber gar nicht schön von Ihnen, daß Sie einen Kameraden verklagen!"

„Das ist doch meine Pflicht, Herr Wachtmeister! Ich bin doch verantwortlich für meinen Beritt!"

„No ja, no ja — aber nicht gleich so scharf sein! Wir sind ja nicht bei die Preußen! Schauen Sie, der junge Mann ist eben aus einer feineren Familie. Er wird sich schon machen!"

„Mir is recht!" brummte Mutzl, „aber wenn er noch einmal sagt, das geht mich einen Schmarrn an. so gib ich ihm was Ein'kochtes zu seinem Schmarrn, daß er g'nug hat!"

Am nächsten Tag gelangte das Regiment bis Landshut und weiterhin nach Regensburg, wo Rast gemacht wurde.

Hier erhielt Hans Mutzl einen Brief von seiner Mutter, welche ihm neben den Ausdrücken mütterlicher Gefühle und Besorgnisse auch mitteilte, daß beim Posthalter alles ganz aus dem Leim sei. Er

habe Nachricht von seinem Sohne erhalten, den er mit seiner Zornmütigkeit von zu Haus fortgetrieben. Er habe seinem Vater geschrieben, daß er beim dritten preußischen Dragonerregiment Trompeter sei und sich darauf freue, durch eine bayerische Kugel zu fallen, da ihm das Leben ohnedies verleidet sei. Der Posthalter gehe jetzt herum wie ein Irrsinniger, und auch Fräulein Kathi sei immer recht traurig. Sie komme manchmal zu ihr und lasse ihn schön grüßen.

Nach zwei Tagen verließ das Regiment Regensburg und marschierte gegen Nordwesten.

„In Regensburg hat mir's gefallen!" sagte der Wachtmeister zu Mutzl, als sie auf dem Marsch waren.

„Ja! Schöne Stadt! Der Dom namentlich —!"

„Jawohl!" sagte der Wachtmeister, „der Dom auch — aber vor allem das Bier — alle Achtung!"

„Wo marschieren wir denn eigentlich hin, Herr Wachtmeister?" fragte Mutzl.

„Direkt auf Berlin! Dort werden uns die Preußen erwarten. Wir reiten alles über den Haufen und fertig!"

„So, so?" verwunderte sich Mutzl.

„Keine Spur!" schnarchte Pepperl, der Hausbesitzerssohn. „Lesen Sie denn keine Zeitungen?"

„Nein! Höchstens, wenn eine Wurst drin eingewickelt ist!" entgegnete der biedere Wachtmeister.

„Also, die G'schicht ist so:" — sagte Pepperl Schmuttermeier wichtig, und froh, sein Licht leuchten lassen zu können: — „Der deutsche Bund, wie Sie wissen, möcht' schon lang' aus 'm Leim gehen. Preußen und Österreich vertragt sich net. Etzt haben's in Kurhessen einen Verfassungsstreit, nämlich der Kurfürst und sein Minister Hassenpflug mit die Stände. Und da haben die süddeutschen Bundesstaaten uns Bayern hing'schickt, daß wir die G'schicht wieder in Ordnung bringen. Der Preuß' laßt sich das nicht gefallen, aber sie wissen noch net recht, ob

sie ernst machen sollen; da sind nämlich zwei Minister — der Radowitz, der möcht' den Krieg, und der Graf Brandenburg, der möcht' Frieden!"

„Und derweil kommen wir schnell wie das Donnerwetter und beuteln sie 'raus aus ihre Sandgruben!" lachte der Wachtmeister.

„Also nach Kurhessen marschieren wir? Wegen denen ihrem Verfassungsstreit? Das is aber dumm!" sagte Mutzl. „Und deswegen müssen wir mit die Preußen raufen —? Sind doch auch Deutsche! Wär' g'scheider, wir gingen alle miteinander gegen die Türken oder die Franzosen!"

„Aber Sie reden einen Stiefel!" sagte der Pepperl protzig. „Wissen's denn nicht, daß sich der Norden mit dem Süden endlich einmal auseinandersetzen muß!"

„Sollten sich lieber zusammensetzen!" erwiderte Mutzl hartnäckig. „Versammeln's lieber Ihren Gaul — wenn er Ihnen hinfallt, lass' ich Sie zwei Stunden Sattel tragen, und reden's net so g'schwollen! In alten Zeiten haben die Deutschen einen Kaiser g'habt, so sollt's wieder sein!"

Der Herr Schmuttermeier hub ein Gelächter an, daß er schier vom Gaul gefallen wäre. „An Kaiser!" schrie er, „so eine Schnapsidee, haben Sie's gehört, dem seine Politik? — an Kaiser — vielleicht machen's I h n e n dazu, wann Sie recht tapfer sind!"

„Sie Lalli!" replizierte Mutzl. „Wann's über mich lachen, fangen's eine!"

„Sie mir!" schnaubte Pepperl ganz blau vor Zorn. „Sie — mir — Sie Dappschädel Sie — Sie bieten einem Münchener Hausbesitzerssohn Dachteln an — da muß i bitten —"

„Sie sind mir zu lausig, Sie Protz!" machte Mutzl verächtlich.

Hui, da blitzte es in der Luft. Pepperl hatte den Pallasch herausgerissen — Mutzl fuhr schnell mit der Hand nach dem seinigen.

Deutsche Brüder! — — Immer die dumme Politik, die euch zum Raufen bringt.

Der Wachtmeister packte den Pepperl wie ein Schraubstock bei der Hand. „Sie — das gibt's net!" sagte er ruhig. „Stecken Sie Ihren Bratspieß ein! Ein Glück, daß die Herren Offiziere ausgetreten sind. Das wenn einer g'sehen hätt'! Sie sind ja ein ganz rabiates Bürschel!"

Pepperl steckte fauchend sein Schwert wieder ein.

„Und jetzt wird nix mehr politisiert. Aber so viel steht fest, der Preuß' ist unser Feind! Warum? Weil er einen Neid und Zorn auf uns hat. Und warum hat er einen Neid? — Wegen 'm Bier!!" — —

Die nächsten Tage vergingen mit langweiligen Märschen. Die Kavallerie mußte meistens biwakieren, weil die Hauptstraßen für Infanterie und Artillerie freigehalten wurden. Das erste Kürassierregiment befand sich im Vortrab und wurde jetzt vielfach zur Aufklärung verwendet, je näher man dem Feinde kam.

Dabei sah man keine Helmspitze von demselben, hatte überdies noch den strikten Befehl, im Falle man auf feindliche Abteilungen stieße, keinen Schuß abzugeben, sondern sich sogleich zurückzuziehen.

„Eine verdammte Krebserei das!" wetterte der Wachtmeister Weinlechner. „Was? Nicht einmal drauflosreiten sollen wir, wenn wir die Kerle sehen — gleich ausreißen? Na, da müßt' ich auch dabei sein! Zum Davonlaufen bin ich zu schwer, und die Politik geht mich nichts an, und wenn ich so eine Pickelhaube sehe, werd' ich mich auch zurückziehen, aber erst, nachdem ich mit dem Pallasch draufgetupft und gesehen habe, ob sie eine bayerische Faust aushält — früher nicht!" Und die Kürassiere stimmten ihm fröhlich bei.

Eines Tages hatte die erste Schwadron die Spitze. Man näherte sich auf einige Meilen der Stadt Fulda.

Wachtmeister Weinlechner mit zwölf Kürassieren, darunter Gefreiter Mutzl und Avantageur Schmuttermeier, werden vom Herrn Rittmeister Graf Pelz von Faulberg vorausgeschickt, nach dem Feind zu spähen, während die Schwadron in einer Talmulde absitzt.

Die gespannte Pistole in der Hand, traben die Eisenreiter auf der Straße dahin.

„Kinder!" sagt der Wachtmeister auf einmal, „heut wird's mich treffen! Ich hab' eine Ahnung! Heute fall' ich!"

Seit mehreren Tagen war der Wachtmeister komplett melancholisch geworden. Seit Regensburg hatte es kein anständiges Bier mehr gegeben! Anfangs ging es noch zur Not, aber dann in Franken und weiter hinauf wurde es so schlecht, daß selbst des Wachtmeisters Brauner dafür dankte — und seit etlichen Tagen im Biwak gab es gar keines mehr. „Ich hab' eine Ahnung!" sagte er mit einem tiefen Seufzer. „Ich hab' geträumt, mein Brauner fängt unter mir zu wanken an, und ich stürze in ein tiefes, schwarzes Wasser! — Wenn ich von Wasser träum', ist's immer schlecht, und gar noch von schwarzem!"

„Sie sind krank, Herr Wachtmeister!" tröstete Mutzl.

„Ja!" sagte dieser mit einem Frostschauer, seine Nase in den Kragen seines weißen Mantels steckend, „seit dem letzten Bier in Gmünd! Wenn da kein Gift drin war, so will ich nie mehr im Hofbräuhaus sitzen! — Hofbräuhaus!" Ein schwerer, tiefer Seufzer entfuhr seiner eisengepanzerten Brust, und seine Augen wurden feucht. „Donnerrrwetter!" brüllte er dann, sich ermannend, „wenn sie nur endlich einmal kämen, daß man drauflosdreschen könnte — dieses Herumlauern macht ja ein altes Weib aus einem. He! Was? Noch immer nix, Schmuttermeier?"

Dieser, der vorausgeritten war, kam jetzt ganz aufgeregt zurückgaloppiert.

„Melde, Herr Wachtmeister, das Dorf hinterm

23*

Wald vom Feind besetzt. Ganz deutlich die Pickelhaube gesehen!"

„Halt!" befahl der Wachtmeister, sich in den Bügeln aufrichtend. „Kinder, jetzt gilt's! Macht euer Stoßgebet, denn das sag' ich euch, wenn sie kommen, reiten wir drauflos, und wenn's tausendmal befohlen ist, davonzulaufen. Am besten stellen wir uns hier hinterm Wald auf, und wenn sie auf der Straße herankommen, mit Marsch-Marsch unter sie hinein und drauflosgehauen, bis nur mehr die Fetzen übrig sind. Ein Freiwilliger soll sich melden, der sie uns hierherlockt, denn da drinnen in dem Hohlweg können wir uns nicht rühren. Freiwilliger vor!" Gefreiter Mutzl und Pepperl Schmuttermeier riefen wie aus einem Munde:

„Hier, Herr Wachtmeister!"

„Schmuttermeier — los!" befahl der Wachtmeister, und dieser galoppierte in einem Tempo fort, das man ihm gar nicht zugetraut hätte.

Zehn bange Minuten vergingen.

Nichts war vernehmbar als der kühle Herbstwind, der durch die Tannen rauschte.

Der Wachtmeister schickte zwei weitere Kürassiere aus. Sie verschwanden in der Waldstraße. Oh, dieses Warten vor der Schlacht! — Nichts rührte sich.

„Die sind in einen Hinterhalt geraten!" sagte endlich der Wachtmeister. Er beorderte weitere drei Kürassiere, behutsam nachzuschauen, und, wenn sie in Gefahr kämen, wenigstens einen zurückzuschicken. Eine Viertelstunde verging. Keiner kam zurück. Dem Wachtmeister stand der Schweiß auf der Stirne. „Diese Preußen!" wetterte er; „die Kerls haben Fallgruben gelegt! Weiter! Die letzten vier Mann! Der fünfte reitet zurück zur Schwadron und meldet: ‚Größte Vorsicht — Hinterhalt im Walde!' Während die vier über den Sattel vorgebeugt in den Wald hineinritten, eilte der fünfte zur Schwadron zurück, und

der Wachtmeister war mit dem Gefreiten Mutzl allein.

Eine weitere, endlos lange Viertelstunde verging! Nichts regte sich!

„Jetzt wird's mir zu dumm! Vorwärts, Mutzl! Wir teilen das Schicksal unserer Kameraden!" Der Wachtmeister rief's, riß den Pallasch heraus, und hinein stürmten die beiden in den Wald, bereit, alles über den Haufen zu reiten. Bei jeder Biegung erwarteten sie, mit einer Salve begrüßt zu werden oder auf die Leichen ihrer Kameraden zu stoßen! Nichts! Der Wald war durchritten. Dort an der Straße lag ein einsames Haus und drüben das Dorf. „Holla! Dort blitzt eine Pickelhaube! Hurra!" rief der Wachtmeister.

„Das ist ja ein Wirtshausschild!" sagte Mutzl, dem eine dunkle Ahnung aufstieg. Sie ritten langsam näher.

„Gasthaus zur goldenen Pickelhaube!" stand da und darunter „Bayrisch Bier", und horch', welche Stimmen!

„Da droben auf der Höh' — steht die bayrische Armee!!" gröhlen die Kürassiere drinnen im Wirtshaus.

Sprachlos steigt der Wachtmeister ab und tritt unter die Schar.

Da sitzen sie alle — vollzählig — Schmuttermeier in der Mitte, und sind kreuzfidel. Der Wachtmeister will etwas von Standrecht sagen, aber seine Mannen halten ihm alle die Krüge hin und schreien so fürchterlich: „Prosit, Herr Wachtmeister!" daß sein Grimm in ein seliges Lächeln übergeht. Er kostet! Erwartungsvoll schaut alles auf ihn, sein Urteil zu hören. Einen tiefen Zug tut er, dann schöpft er Atem und sagt: „Pschorr!!" Ein allgemeines Hurra bekräftigt sein Urteil.

„Kinder!" sagt der brave Reitersmann, indem er sich unter die Seinen setzt. „Entschuldigen kann ich


E. Reinicke 97

euch nicht — — aber verstehen — verstehen — kann ich es, daß ihr hier nicht mehr weggegangen seid!"

Mutzl war der einzige, der, nachdem er sich auch tüchtig gelabt hatte, wieder an seine Pflicht dachte. Mit den andern war nichts mehr zu machen. Des Wachtmeisters lang verhaltener Durst brach mit unbezähmbarer Wut alle Schranken der Disziplin durch.

Mutzl ritt also allein weiter, denn schließlich war man doch in Feindes Nähe und konnte überfallen werden.

Er ritt durch den Ort. „Bronnzell" las er auf der Tafel. Er ritt einen Fußsteig hinauf, der am Felsen schmal hinführte. Unten rauschte ein Bach.

Was blitzt da durchs Gebüsch? Mutzl hält an. Ihm gegenüber auf zwanzig Schritt lauert ein preußischer Dragoner auf einem Schimmel. Umkehren können sie beide nicht. Mutzl hätte es getan, weil es befohlen war, obwohl ihm das Herz vor Kampfesmut klopfte. So aber konnte er nicht zurückweichen.

Der preußische Dragoner, ein hübscher junger Bursch' — ein Trompeter — zog blitzschnell die Pistole und schoß — Mutzl spürte einen Schlag an der Ferse. Auch er hatte seine Pistole erhoben — da kam etwas über ihn, als flüsterte ihm eine innere Stimme zu: „Töte deinen Bruder nicht!" Und mit einem leisen Druck die Richtung der Pistole verändernd, schoß er seine Kugel dem Schimmel seines Gegners durch den Kopf.

Kaum war sein Schuß gefallen, so knatterte und blitzte es aus dem Wald, und die Kugeln klatschten um ihn herum an die Felswand.

Der feindliche Trompeter war mit seinem Schimmel in den Bach hinuntergekollert und schien sich stark verletzt zu haben. Mutzl blieb keine Wahl. Er wandte sein Pferd und rutschte und kollerte dem Trompeter und seinem toten Schimmel nach in den Bach hinunter.

Kaum spürte er, daß er und sein Pferd heil seien,



so packte er den Ohnmächtigen, sonst wäre er im Bach ertrunken, legte ihn quer über den Sattel, sprang trotz seinem schweren Küraß ohne Bügel auf

— und wie ein Donnerwetter dem Lauf des Baches nach, wieder hinein nach Bronnzell. Es wurde Halt beim Feind geblasen. Da mußte etwas Besonderes



los sein! Kaum hatte Mutzl mit seinem Gefangenen das Dorf erreicht, als der Wachtmeister und Schmuttermeier mit geschwungenem Pallasch und lautem

Hurra durch die Dorfgasse brausten. Die Schüsse hatten sie alarmiert. In weiterer Entfernung kamen andere, und die letzten wollten eben aufsitzen. Der Wachtmeister kam daher wie ein Ungewitter, aber merkwürdig, sein Pferd lief im Zickzack und machte ganz stiere Augen. Schmuttermeier hatte den Helm ganz schief auf und brüllte Hurra, daß die Fenster zitterten.

„Obacht, Wachtmeister, Obacht — hier hinaus!" schrie Mutzl aus Leibeskräften. Er sah, daß der Braune in seinem Zickzacklauf direkt auf den Entenpfuhl lossteuerte, der tief und schwarz auf dem Hauptplatz des Dorfes lag. Schmuttermeier mit Todesverachtung dem Wachtmeister nach.

Ein Plumps, noch ein Plumps.

Die Pferde krabbeln sich heraus, die Reiter bleiben in der Entenpfütze.

„Das wäre noch schöner!" ruft Mutzl und eilt herbei. Schon hat er den Wachtmeister herausgezogen, nun erwischt er auch den Schmuttermeier bei den Beinen — freilich muß er bis an den Hals dabei hineingehen. Bei Schmuttermeier war es höchste Zeit, dem war die Luft schon ganz bedenklich ausgegangen.

Jetzt kam die Schwadron dahergerasselt, zum Einhauen bereit.

„Was war los, Wachtmeister, melden Sie schnell!" schreit der Rittmeister.

„Melde gehorsamst, daß mein Brauner bet—runken ist!" lallte der Wachtmeister, von der schwarzen Brühe triefend.

Da kam ein preußischer Offizier ganz allein herübergeritten.

„Bedauere sehr, Herr Kamerad!" rief er herüber, „eben Depesche eingetroffen, daß die Feindseligkeiten eingestellt sind."

„Gewehr ein!" kommandierte der Rittmeister und

begrüßte den Offizier, den er eine Minute früher vom Gaul gestochen hätte, mit einem Handschlag.

„F—Fr—Frieden — ist schon wieder?“ schimpfte



der Wachtmeister. „Kaum wird man warm bei d—der S—ache — ist der Spaß wieder aus!“

Mutzl führte seinen Gefangenen in ein Haus. Er war unterdessen zu sich gekommen und, wie es

schien, nicht schwer verletzt. Als Mutzl ihm zu trinken brachte und mit ihm redete, sagte er:



„Deine Sprache heimelt mich so an! Wo bist du her, Kürassier?“

„Aus Rupertsdorf!“

„Was?! — Ich auch!“ rief der Dragoner.

Da schoß es dem Mutzl wie ein Freudenblitz auf — drittes Dragonerregiment — Trompeter — Rupertsdorf. — „So bist du dem Posthalter sein Leonhard?“ jauchzte er.



„Ja, der bin ich!“ sagte der Dragoner.

Da überlief es den Hans Mutzl andächtig, und er dankte Gott, daß er auf den Schimmel gezielt und auf die innere Stimme gehört hatte. „Das hat deine Schwester d'erbetet!“ sagte er gerührt und umarmte den Feind.

*

Drei Wochen später ist es. Weihnachten ist vor der Türe. Tiefer Schnee liegt auf Berg und Tal. Da klopfte es beim Posthalter an der Tür.

„Der Mutzl!“ schreien alle drei, nämlich der Posthalter, seine Frau und die Kathi.

„Grüß Gott beinander!“ sagt der Mutzl, „da bin i wieder heil und g'sund!“

„Glaub's wohl!“ knurrte der Posthalter. „Is ja gar net g'schossen worden.“

„Wohl is g'schossen worden!“ entgegnete Mutzl, „mir hat's einen Stiefelabsatz weggeputzt! Wie steht's, Posthalter? Gibst mir deine Tochter zum Christkindel?“

„Mach' keine dummen Witz'!“

„Auch net, wenn ich kein armer Postillon mehr bin? Ich hab' nämlich einem Kameraden sein Leben gerettet. Er ist ein reicher Hausbesitzerssohn. Früher haben wir uns net leiden können, jetzt sind wir Freund'. Er will sich dankbar erweisen und leiht mir's Geld, daß ich eine Posthalterei anfang'! Also wie steht's — krieg' ich die Kathi zum Christkindel?“

„Wenn i einmal was sag', dann —“

„Halt! Nix verred'n, Posthalter! Gibst mir die Kathi auch dann net, wenn ich dir deinen Leonhard dafür da in die Stuben 'reinstell'?“

Da kriegt der alte Mann das Zittern — und die Stubentür fliegt auf: „Vater, Mutter!“

„Leonhard! — Leonhard!“

„Na also!“ sagte der Mutzl vor Freuden strahlend und zieht die Kathi an sein Herz, und die wird rot und blaß vor Glückseligkeit.

Da hat's einmal fröhliche Weihnachten gegeben. —

Herr Schmuttermeier hat den Gedanken ans Militär aufgegeben. Er hat's ja nicht nötig, denn Geld ist vorhanden. Dem Mutzl hat er unter die Arme gegriffen, denn der hat jetzt die schönste Posthalterei in ganz Oberbayern und die schönste Frau dazu. Der

Wachtmeister Weinlechner ist davon abgekommen, den Pferden Bier zu geben. Heu, meint er, sei doch sicherer. Er ist zur Königlichen Leibgarde der Hatschiere gegangen. In der Residenz zu München kann man ihn stehen sehen mit seiner großen Hellebarde. Will man wissen, wo das beste Bier ist, so gehe man ruhig hinter ihm drein, wenn sein Dienst aus ist.

Auf die Preußen ist er jetzt besser zu sprechen, seit er in einer Zeitung gelesen hat, daß in Berlin verhältnismäßig mehr Bier getrunken wird, als in München.

„Ich will Ihnen was sagen," hat er im Hofbräuhaus neulich am Stammtisch gesagt, „man mag politische Anschauung haben, welche man will, aber daß sie in Berlin noch mehr Bier trinken wie bei uns — das is schön von die Preußen!"

Der falsche Döderlein.

„Har—r—r—rein!" schrie der Regimentsadjutant in der Kanzlei des Gardereiterregimentes, daß die Schreiber, die an dem heißen Augustvormittag den seligen Zustand zwischen Wachen und Schlafen ausprobierten, den die Türken so hoch rühmen — daß die Schreiber erschrocken mit ihren Federn in die Tintenfässer fuhren!

„Wie groß soll man denn noch draußen anschreiben: „Nicht anklopf—" Diese ärgerlich über die Schulter gerufenen Worte des Herrn Adjutanten verwandelten sich in ein offiziell freundliches Lächeln, als ein Gardereiteroffizier in voller Paradeuniform in der Türe erschien. Der Adjutant stand auf:

„O — Herr Kamerad Döderlein! Der Herr Oberst will eben weggehen. Hatten Sie denn nicht 10 Uhr in der Ordre? Es ist eben ¼ vor 11!"

„Mein Kutscher, der Esel, der hat — —" wollte der Offizier in Gala stammeln, während er sich den Schweiß abtrocknete.

„Ich werde Sie sofort dem Herrn Oberst melden! Bitte einzutreten!"

Herr Döderlein trat, über den Säbel stolpernd, in das Vorzimmer, während der Adjutant im nächsten Zimmer klopfte und gleich eintrat.

Als die Türe von der Kanzlei zum Vorzimmer sich geschlossen hatte, gerieten die Schreiber in Bewegung:

„Habt Ihr das Monstrum gesehen?“ kicherte der eine, „der wiegt mindestens seine 300 Kilometer!“

„Schaute Du!“ flüsterte sein Nachbar, „das ist doch der reiche Döderlein, dem die ganzen Häuser am alten Markt gehören. Wenn du bloß so viele Millionen hättest wie der da, möchtest du noch zweimal so dick sein!“

„Ist er denn so ekelhaft reich — —?“

Der Adjutant trat wieder ein und setzte sich an den Schreibtisch. Die Schreiber bückten sich auf ihr Papier, die Federn raschelten, und die Fliegen summten. —

„Leutnant der Reserve Döderlein meldet sich zur Übung einberufen“, sagte drinnen beim Oberst der eben Besprochene in einem phlegmatischen, etwas schnarrenden Ton.

„Danke!“ erwiderte der Oberst, ein stattlicher Herr mit graumeliertem Schnurrbart. Er betrachtete den Meldenden eine Weile und unterdrückte ein leichtes Lächeln.

Herr Döderlein sah auch wirklich ein wenig komisch aus. Sein weißblonder, kurz geschorener Kopf wäre nicht so übel gewesen. Eine feine Nase und ein paar blaue Augen, ein kleines Schnurrbärtchen über den roten Lippen machten den Eindruck eines sorglosen, freundlichen Menschen, der niemand was zuleide tut — — aber — aber der Bauch — der Bauch! Das war ja wirklich ein ganz nettes Ränzlein. Trotzdem ihm die Uniform entsetzlich eng schien, ragte das Bäuchlein doch lustig über die Linie hinaus, wo sich die Fußspitzen befanden.

Döderlein war sich sonst immer ganz proportioniert vorgekommen in den sackähnlichen Gewändern, welche unserer daseinsmüden Jugend von rückwärts das Aussehen von gebrochenen, gebeugten Greisen verleihen. Aber heute früh, als er sich seine Uniform anziehen wollte und ein Knopf nach dem andern absprang, bis der herbeigeholte Schneider

schnell rückwärts die Nähte herausließ — da sagte Döderlein ärgerlich: „Nicht gedacht — daß so dick bin!"

Döderlein vermied jedes überflüssige Wort, da er durch Anlage und Erziehung ein ungeheurer Faulpelz war.

Also die Augen des Herrn Oberst blieben nach der eingehenden Musterung auf dem Körpervorsprung des Reserveleutnants haften:

„Sie haben ein wenig gut gelebt, Herr Leutnant!" sagte er.

„Hunger habe nicht gelitten, Herr Oberst!" entgegnete Döderlein ruhig.

Der Oberst runzelte die Brauen und nahm eine mehr dienstliche Haltung an:

„Sie sind in Ihrem Zivilverhältnis?"

Jetzt lächelte Döderlein den Oberst erstaunt an. Er, der reiche Döderlein — was brauchte er denn zu sein? Merkwürdige Frage?

„Was Sie in Ihrem Zivilverhältnis sind?" wiederholte der Oberst scharf.

„Aber Herr Oberst werden doch den Namen Döderlein gehört haben —" wollte der Dicke in der leutseligsten Weise antworten.

„Donnerwetter, Herr!" fuhr ihn jetzt der Oberst an. „Wo haben Sie denn ihre militärischen Allüren her? Sie sind hier im Dienst und haben kurz zu beantworten, was Sie gefragt werden! Vor allem nehmen Sie mal einen scharfen Verweis entgegen, daß Sie eine Stunde zu spät sich melden!" —

„— Mein Kutscher, der Esel — —" wollte Döderlein in aller Seelenruhe einfallen.

„Schweigen Sie, wenn ich bitten darf! Ich werde Sie scharf im Auge behalten! Danke!"

Der Oberst drehte sich kurz um.

„Bitte sehr!" sagte Döderlein gegen allen militärischen Anstand und ging ganz gemütlich. „Nur nicht

imponieren lassen!“ sagte er für sich, als er heraustrat.

„Gut abgelaufen?“ frug der Adjutant.

„Was denn?“

„Die verspätete Meldung?“

„All right!“ sagte Döderlein, hinter der Hand gähnend. „Was mach’ ich jetzt?“

„Sie haben sich noch bei Ihrem Rittmeister und bei Ihrem Instruktionsoffizier zu melden!“ Auf diese Bemerkung des Adjutanten brummte Döderlein: „Auch noch?“

„Freilich! Ich habe Sie zur Schwadron Rittmeister Graf Auenwald gestellt, in der Ihr Vetter Leutnant ist!“

„Vetter?“

„Ist Kamerad von Döderlein nicht Ihr Vetter?“

„Ach ja! Das ist entfernt verwandte adlige Linie — die armen Döderleins!“

„So, so!“ lächelte der Adjutant. „Auf Wiedersehen im Kasino, Herr Kamerad!“

„’dieu!“ machte Döderlein, sich mit Gemütsruhe zu seinen weiteren Meldungen begebend, während der Adjutant zum Oberst eintrat.

„Mein Gott, was haben Sie uns denn da für ein Gigerl eingestellt?“ wandte sich der Oberst an den Adjutanten. „Wo ist denn der Herr ausgebildet?“

„Hier im Regiment, Herr Oberst — sein Vater war der enorm reiche — —“

„Was kümmert mich denn sein Vater! Na, den Herrn werde ich mir noch näher ansehen!“ — — —

Armer Döderlein! Ja, jetzt ist das alles ganz anders wie vor 5 Jahren, wie du als Einjähriger und das Jahr darauf als Unteroffizier hier bummeltest. Der alte, gute Oberst, der Duzfreund deines heimgegangenen Papa, ist längst pensioniert. Ein anderer Wind weht jetzt! — Der brave Döderlein hatte nämlich als Einjähriger absolut keinen Dienst gemacht. Unter allen erdenklichen Vorwänden dispensiert,

24*

übungsfrei, paradefrei, beurlaubt, wußte er von kavalleristischen Dingen nicht viel mehr, als daß man die Pferde nicht von hinten sekieren soll, weil sie da ausschlagen! Döderlein hatte überhaupt eine ausgesprochene Abneigung gegen Pferde. Während sonst junge Leute glücklich sind, auf Rosses Rücken zu sitzen, hatte er höchstens auf dem Kutschenbock ein wenig Pläsier. Das Offiziersexamen hatte er seinerzeit glücklich hinter sich gebracht, weil er im Theoretischen alles von seinem Nachbarn abschrieb und im Praktischen die allerleichtesten Aufgaben vom guten alten Oberst erhielt. Das Gymnasium hatte er bis zur Unterprima mit Hilfe unendlich vieler Nachstunden absolviert und war dann als Einjähriger bei den Gardereitern eingetreten, weil — — nun wo hätte denn ein Döderlein sonst eintreten sollen?

Als einziges Kind war er von Jugend auf schrecklich verzogen und verpäppelt worden, und da es immer hieß, er sei schwächlich, so wurde von Mama und Papa, von Ammen und Tanten eine höchst erfolgreiche Mastkur bei ihm angewendet.

„Jetzt macht sich der Kleophas," hatte Papa Döderlein freudestrahlend seiner Gattin mitgeteilt, als das Söhnchen im 18. Jahre 87 Kilo wog. Kleophas hatte man ihn nämlich getauft, weil das zu dem vulgären Namen Döderlein nach etwas klang. Es gab ja auch „von" Döderlein, aber das war die notige Linie, wie Vater Döderlein immer verächtlich sagte, der sie nicht leiden mochte. Der junge Kleophas hätte ganz gute Anlagen gehabt, aber da sich schon früh bei ihm alles mit einer dicken Lage Speck überzog, so konnten die guten Anlagen natürlich nicht zum Wachsen kommen.

Als er in seinem 20. Jahre beide Eltern verloren, was er sich aufrichtig zu Herzen genommen hatte, fühlte er sich sehr verlassen und traurig, trotz des unermeßlichen Reichtums, den er erbte, und da er nicht arbeitete, sehr gut lebte und keinen Schritt zu Fuß

ging, so wurde er immer dicker und melancholischer. Große Reisen, die er mit allem erdenklichen Komfort unternahm, und vieles Lesen machten ihn zu einem sehr unterrichteten Menschen, aber sein spleen wurde immer größer. Da er alles haben, alles bezahlen konnte, so wußte er schließlich gar nichts mehr mit dem Leben anzufangen. Die Wohltaten, die er reichlich andern erwies, wurden als selbstverständlich hingenommen, aber wenn er zuweilen den schwachen Versuch unternahm, irgend eine Sache ernstlich zu betreiben, so machten gleich von Anfang an die „Zünftigen" gegen ihn Front. Zahlen durfte er, wo er wollte, aber mit dreinreden nirgends. „Na gut!" Da ließ er es sich endlich gefallen, der dicke oder der reiche Döderlein zu heißen, der als guter Kerl, der reichlich gab und nichts übel nahm, überall wohlgelitten war.

Einmal hatte er eine Anwandlung von Ehrgeiz gehabt; er dachte daran, sein ganzes Vermögen herzuschenken und aus eigener Kraft — — ach Gott, nein, das waren doch nur so Gedanken! Von der Einberufung hatte er sich schon mehrere Jahre „wegen dringender Geschäfte" gedrückt, aber endlich mußte er dran glauben.

In der Eskadronskanzlei waren seine Geschäfte sehr rasch erledigt. Der Herr Rittmeister Graf Auenwald war nicht mehr da. Er begnügte sich also, den Kopf zur Türe hineinzustecken und zu krächzen: „Rittmeister sagen — daß da bin!"

Sodann begab er sich aufs Zimmer No. 13, allwo der Instruktionsoffizier zu finden sein sollte. Alle Wetter! Da saßen sie ja alle schon in voller Arbeit an einem Tische: der Instruktionsoffizier, Oberleutnant von Halden und die fünf andern einberufenen Reserveoffiziere.

Herr Oberleutnant von Halden sah den Reserveleutnant Döderlein sehr scharf an und ließ ihm gar nicht Zeit, sich zu melden:

„Herr Kamerad Döderlein? Nicht wahr?“ sagte er mit einer hohen, schneidigen Fistelstimme. „Bitte nur gleich Platz zu nehmen. Ist ja sonst undenkbar, wenn die Herren nicht pünktlich sind, das vom Herrn Oberst befohlene Pensum in den paar Tagen durchzunehmen! Also beim Aufmarsch im Galopp hat der Führer des ersten Zuges — —“ und weiter ging es in der Vorlesung.

Döderlein knurrte seinen Namen nach links und rechts und nahm an dem Tische Platz. Ein furchtbar unbehagliches Gefühl überkam ihn. „Das wird ja reizend! Ich denke, am ersten Tage meldet man sich und basta. Fangen die gleich mit Unterricht an! Zu dumm!“

War es die hohe, eintönige Stimme des Vortragenden, war es die Schwüle des Augusttages oder der Kommißgeruch, der in der Kaserne herrschte, oder blendete ihn das Licht des Fensters — Döderlein fing auf einmal schrecklich zu blinzeln an und hatte schon dreimal hinter der hohlen Hand gegähnt.

„Herr Kamerad Döderlein, bitte also zu wiederholen!“ wandte sich jetzt der Vortragende an ihn.

Döderlein starrte ihn sprachlos an. Ja, war's denn nicht genug, daß er überhaupt zuhört, auch merken soll er sich was, also geht die Fuchserei als Offizier auch noch weiter — Vaterland, du verlangst zu viel.

„Ich bitte, die Aufmarschformationen zu wiederholen. Also auf das Signal „Galopp“ reitet der Führer des ersten Zuges im —?“

„Im!“ wiederholte Döderlein.

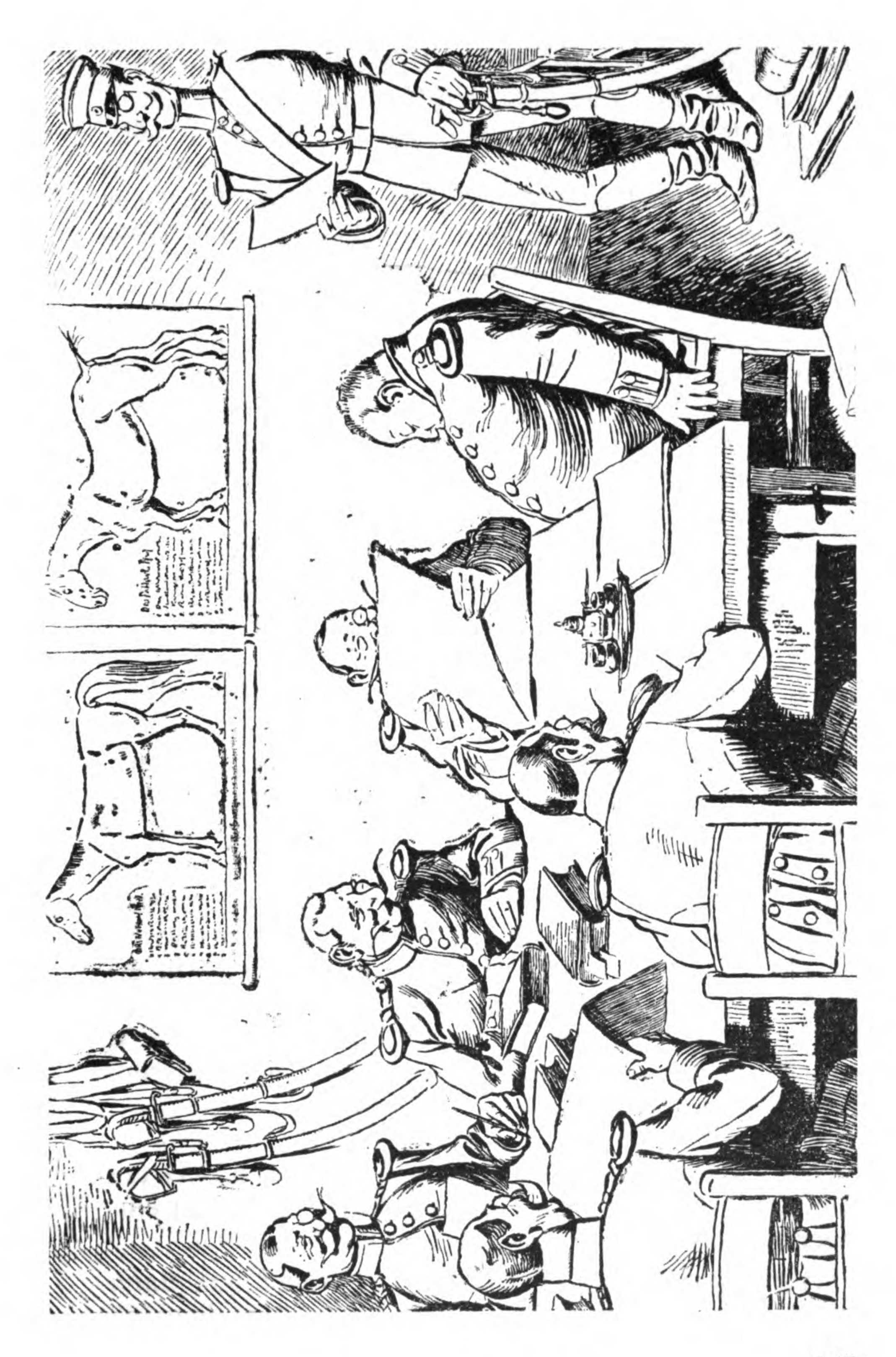
„Im — Trab — — wohin?“

„Hm!“ machte Döderlein und setzte sein Monokel fester ein.

„Also bitte, Herr Kamerad, wohin reiten Sie, rechtsum — linksum — geradeaus — oder wie?“

„Ich reite linksum!“ meinte Döderlein planlos.

Die Herren lächelten. Der Vortragende ärgert



sich: „Geradeaus zunächst, denke ich, sonst reiten Sie den zweiten Zug über den Haufen!"

„Egal!" dachte Döderlein trotzig. „Soll er ausweichen!"

„Sagen Sie, Herr Kamerad Döderlein, um ganz von vorne zu beginnen, wie es nötig scheint: Können Sie mir noch die Teile des Pferdes nennen?"

„Das Pferd?" frug Döderlein erstaunt. „Das Pferd — — das besteht 'mal aus dem Kopf — — und — — dem Schwanz!"

„Weiter nichts?" höhnte der Oberleutnant. „Sie werden zugeben, daß dies nicht 'mal einen Fisch vorstellen kann."

Die Herren lachten!

„Natürlich die Beine!" knurrte Döderlein.

„Also Kopf, Schwanz und Beine — nehmen wir noch einen Leib dazu, dann kann das Tier jetzt wenigstens schon einen Affen vorstellen!"

Die Herren lachten! Die Sache versprach unterhaltend zu werden.

Döderlein lächelte kühl: „Lieber Gott — habe 28 Pferde im Stall — sollen selber wissen, aus was bestehen — bin doch schließlich kein Roßarzt!"

„Herr Kamerad — mache Sie aufmerksam, daß wir hier im Dienst sind! Übrigens, wenn Sie auch kein Roßarzt sind, wie Sie uns eben glänzend bewiesen haben, so verlangen wir auch vom Reiteroffizier, daß er sein Material kennt. Wie wollen Sie denn z. B. einem Untergebenen zeigen, daß sich sein Pferd am Widerrist gedrückt hat, wenn Sie nicht wissen, was der Widerrist ist?"

Dieses Argument war schlagend.

Aber Döderlein ließ sich nicht imponieren: „Deute einfach hin — wo Druck ist und sage: ‚Laß dich einsperren, du Lümmel!' — Genügend!"

Herr von Halden riß Augen und Mund auf, dann aber dachte er, daß ein großer Ärger mit einer so

kleinen Gage nicht im Verhältnis stehe und ließ von dem braven Döderlein ab.

Eine Viertelstunde war so verstrichen, Döderleins Blicke wurden immer stierer, das Haupt sank immer tiefer herab, immer undeutlicher schlugen die Laute an sein Ohr. Die Nachbarn sahen die Katastrophe kommen; der eine trat ihm auf den Fuß, der andere rückte mit dem Ellenbogen — umsonst — noch ein Zucken nach vorne — dann ein langsames Neigen nach hinten, immer tiefer und tiefer — — krabautz! Da kippte er um, die Tischplatte schleudert er mit den Beinen in die Höhe, Bücher und Pläne sausen durch die Luft, das Tintenfaß in hohem Bogen fliegt mitten auf Döderleins Kopf.

Er erwacht verdutzt, bleibt noch ein wenig sitzen und klemmt das Monokel ein:

„Bißchen heiß heute zum Studieren!" sagt er, indem er sich mit dem Taschentuch die Tinte vom Haupt wischt.

Die Herren lachen, daß alles zittert. Selbst Herr von Halden mußte ein wenig schmunzeln.

„Na, meine Herren, für heute schließen wir! Mahlzeit!" Damit empfahl er sich.

„Herr Döderlein, Sie werden eine nette Qualifikation kriegen!" lachten die Herren.

„Egal!" gähnte Döderlein, „gehen wir essen!"

— — — — — — — — — —

Das Kasino der Gardereiter war ein großer, lichter Saal mit hohen Bogenfenstern, von Säulen getragen, mit reich geschnitzter und vergoldeter Holztäfelung. Die Tapeten — Grün mit Gold — waren bedeckt mit alten, echten Gemälden, mit Waffen und Trophäen. Ein großes Bild des Landesherrn hing gegenüber dem riesigen Kamin. — Ein vornehm behaglicher Raum.

„Da is' ganz nett!" sagte Döderlein, als er mit den fünf Kameraden den Saal betrat. Es war schon 1 Uhr vorüber, die Offiziere saßen schon bei Tische und die Regimentsmusik nebenan spielte eben die erste Num-

mer. Der Oberst und die Stabsoffiziere waren auch heute anwesend, da Liebesmahl war. Die Stimmen schwirrten laut und ein Dutzend gemeine Gardereiter als Ordonnanzen mit weißen Handschuhen eilten eben, jeder einen Teller mit der Suppe in der Hand, aus der Küche, die sich in der Nähe befand.

Die sechs Herren, welche im Vorsaale abgelegt hatten, machten ihre Verbeugung gegen den Oberst, der mit einem kurzen Nicken erwiderte, und schauten dann händereibend oder schnurrbartdrehend auf das farbenprächtige, lebendige Bild, bis der Kasinovorstand herbeieilte und ihnen die Plätze anwies.

Döderlein hatte am untersten Ende der hufeisenförmigen Tafel Platz genommen und fand neben sich den Assistenzarzt und auf der anderen Seite seinen entfernt verwandten Vetter, den adligen Leutnant von Döderlein. Dieser stand gleich auf und stellte sich freundlich seinem Vetter vor, den er seit der Knabenzeit nicht mehr gesehen hatte. Auch der nächste Nachbar stellte sich gleich vor, ein junger Offizier Baron Gerlach. Der Doktor hieß Braun und war ein ernster junger Mann mit schwarzem Vollbart und goldener Brille.

Döderlein wandte sich gleich an den Unteroffizier, der für den Wein zu sorgen hatte, und schrieb einen Bon auf drei Flaschen Champagner von der besten Marke.

„Wir müssen alte Vetterschaft und neue Bekanntschaft begießen!“ sagte er zu dem anderen Döderlein.

„Man könnte Herren Vettern für Brüder halten,“ sagte Baron Gerlach, „wenn Sie sich nicht in der Taille zu sehr unterscheiden würden.“

Auch der Doktor bestätigte die Wahrnehmung.

Kleophas betrachtete seinen Vetter aufmerksamer durch das Monokel. In der Tat — die Nase, die Linien des Gesichtes waren sehr ähnlich, nur war der Vetter ein wenig dunkler von Haar und gebräunter.

Auch war der adlige Döderlein schlank wie eine Tanne.

„Sind wohl gerne eingerückt?“ frug der Schlanke.

„Gott bewahre!“ sagte der Dicke, indem er die Suppe blies, „bin Feind von Militarismus!“

„Wie? — Ein paar Wochen fröhliches Reiterleben?“

„Pferde mir unausstehlich!“ entgegnete der andere mit stoischer Ruhe.

„Aber Vetter, posieren Sie nicht — haben ja herrliche Tiere mitgebracht. Ein solches Pferd, wenn ich mir jemals kaufen könnte, wie Ihr großer Lichtbrauner ist, ich wäre der glücklichste Mensch auf Erden!“

„Gehört Ihnen, Vetter!“

„Wie — was?“

„Dediziere Ihnen den Racker, wenn Spaß macht — hat 'mal nach mir geschnappt!“

Es fehlte wenig, so wäre der junge Offizier dem Dicken um den Hals gefallen. „Ja, Vetter, soll ich das für Ernst nehmen?! Und gerade jetzt, vor dem Manöver, wo ich in Verzweiflung bin, weil mein Rappe lahmt?“

„Um so besser!“ ächzte Kleophas. „Freut mich — wenn brauchen können! Ordonnanz! — Noch Teller Suppe!“

„Also denn tausend, tausend herzlichen Dank, Vetter; Sie wissen gar nicht, wie glücklich Sie mich gemacht haben!“

Er schüttelte dem großmütigen Vetter die Hände, die Augen waren ihm feucht vor Freude.

„Da muß ich gleich dem Herrn Rittmeister — —“ er eilte hinüber an das andere Tafelende, in einem langen Schleifer über das glatte Parkett hinrutschend und teilte dem Rittmeister die Freudenbotschaft mit.

„Ordonnanz — noch mehr Suppe!“ rief Döderlein abermals. „Krebssuppe — famos!“

„Gestatten mir die Bemerkung", meinte der Doktor zur Rechten, „Sie essen viel zu viel! Ich würde Ihnen Suppe überhaupt verbieten!"

„Seien Sie so gut!" stammelte Döderlein — „Suppen und Mehlspeisen — einzige — was jammervolles Dasein erträglich macht!"

„Nun, Sie werden an Herzverfettung, Magenerweiterung, Elephantiasis — —!"

„Prosit, Doktor!" unterbrach ihn Döderlein, ein großes Glas Sherry austrinkend — „verderben mir Appetit nicht!"

Der Vetter kam mit dem Rittmeister zurück.

„Bitte, bitte, nicht stören lassen!" sagte Graf Auenwald zuvorkommend, den Döderlein, der sich halb und halb mit vorgestreckter Serviette erheben wollte, sachte an den Schultern niederdrückend. „Habe Sie nur kennen lernen wollen." — „Pardon!" grunzte Kleophas.

„Bitte — hatten sich 'n wenig verspätet. Also Ihr Lichtbrauner kommt in die Schwadron? Charmant! Dann wollte Ihnen noch sagen, wenn Herr Oberst auf die neu ankommenden Herren trinken sollte, wären Sie der Älteste zum Gegentoast. Auf Wiedersehen, Herr Kamerad!" Er gab Döderlein freundlich die Hand und ging wieder auf seinen Platz.

„Was! Rede soll auch noch halten?" knurrte Kleophas, indem er zwei große Stücke Braten von der Platte nahm, welche die Ordonnanz ihm servierte. „Nö — was hier alles von einem verlangen!"

„Sie haben wohl Lampenfieber?" meinte Baron Gerlach.

„Lampenfieber?" machte Kleophas verächtlich. — „Werden gleich sehen — wie das mit kalter Hand abmache!"

Da klopft der Oberst schon ans Glas. Die Musik schweigt. Zuerst kommt das übliche dreimalige Hurra auf den Landesherrn, dann sagt der Oberst in kurzen, kernigen Worten, während alles zu essen

aufgehört hat und mit dem Glas in der Hand dasteht, einigen Herren Lebewohl, die aus dem Regiment versetzt werden. Zum Schluß hieß er die neuen Reserveoffiziere willkommen. „Tragen Sie," so schloß er, „die militärischen Eigenschaften des Mutes, der Treue, des Pflichtgefühls, einer frischen Lebensanschauung mit hinaus in ihren Zivilberuf, und Sie werden sich gern an die Strapazen erinnern, die Sie jetzt erwarten! Ein dreifaches Hurra den Herren von der Reserve!"

„Hurra — hurra — hurra!" schallte es, die Trompeten schmetterten, die Gläser klangen!

Da erhebt sich Kleophas mit aller Seelenruhe, wischt sich den Mund, klemmt das Monokel ein und klopft ans Glas.

Begünstigt von der herrschenden Unruhe, hält er folgende denkwürdige Rede.

„Passen Sie auf! —" sagt er zu seinen Nachbarn, „wie das mache!"

„Itzen — aten — teten — bizen — kz — taz — waz — Kameradschaft — hapen — tipen — sinz — pelz — Herr Oberst — — — lepst — hascht — balomben — belaten — Reitergeist — haben — aut — ut — keine — Verlaptaterung — tipertei — sa — so Herren von der Reserve — ein dreimaliges Hurra dem Gardereiterregiment!"

„Hurra — Hurra — Hurra!"

Dies riefen die sechs Herren, während alle andern sitzen blieben, und gingen mit ihren Gläsern zum Oberst, um mit ihm anzustoßen.

Döderleins Tischnachbarn hatten vor Lachen ihre Servietten zerbissen. Die entfernter Sitzenden hatten aufmerksam gelauscht, aber natürlich nur die Schlagworte verstanden, die Döderlein herausgeschrien hatte.

Der Oberst stieß mit Döderlein an: „Sehr schneidig

gesprochen — habe leider nicht alles verstehen können!"

„Ja — schlechte Akustik!" sagte Döderlein, ohne eine Miene zu verziehen. Er ging auf seinen Platz zurück und nahm sich drei Stücke Pudding.

Die Tischnachbarn stießen mit ihm an und lachten noch lange Zeit über die schneidige Rede.

Das Diner war zu Ende. Es wurden Lichter und Zigarren gebracht. Der Oberst ging mit den höheren Offizieren. Alles fuhr empor — nur Kleophas blieb sitzen und scharrte ein wenig mit den Füßen. Er führte eben ein großes Stück Käse zum Munde.

Nun verdoppelt sich der Lärm. Ein blauer Zigarrendunst erfüllt den Saal, die Lichter flimmern Epauletten und Knöpfe blitzen, die Gesichter werden röter, die Witze kecker, die Champagnerflaschen mehren sich.

„Nu wird's endlich gemütlich," sagte Döderlein, sich eine schwere Zigarre ansteckend.

Der Vetter war schon in den Stall geeilt, den neuen geschenkten Lichtbraunen abholen zu lassen, auch der Doktor hatte sich empfohlen.

Enger rückten sich die Lustigsten der Lustigen zusammen, die Jugend des Regiments, nur wenige ältere Herren blieben, darunter ein Rittmeister und ein Oberleutnant, welche versetzt worden waren und jetzt noch mit manchem vollen Glas gefeiert wurden.

Der Mittelpunkt des Ganzen war bald unser Döderlein. Er trank mit unermüdlicher Ausdauer. Den engen Rock hatte er jetzt aufgeknöpft, und da er nichts übelzunehmen pflegte, was die lustigen Brüder bald heraushatten, so war er bald die allgemeine Zielscheibe des Witzes.

„Es lebe ‚das Kleofaß'!" hatte ein Witzbold bald gerufen, und von Stund an blieb' ihm dieser Name.

Jetzt klopfte der junge Gerlach ans Glas und schrie mit hochrotem Kopf: „Gestatten Herr Rittmeister, daß wir den alten Brauch ausüben, der für die schei-

denden und ankommenden Herren im Regiment besteht?"

Ein indianermäßiges Hallo der sämtlichen Jugend war die Antwort. Der Rittmeister nickte und schrie etwas, das nicht verstanden wurde.

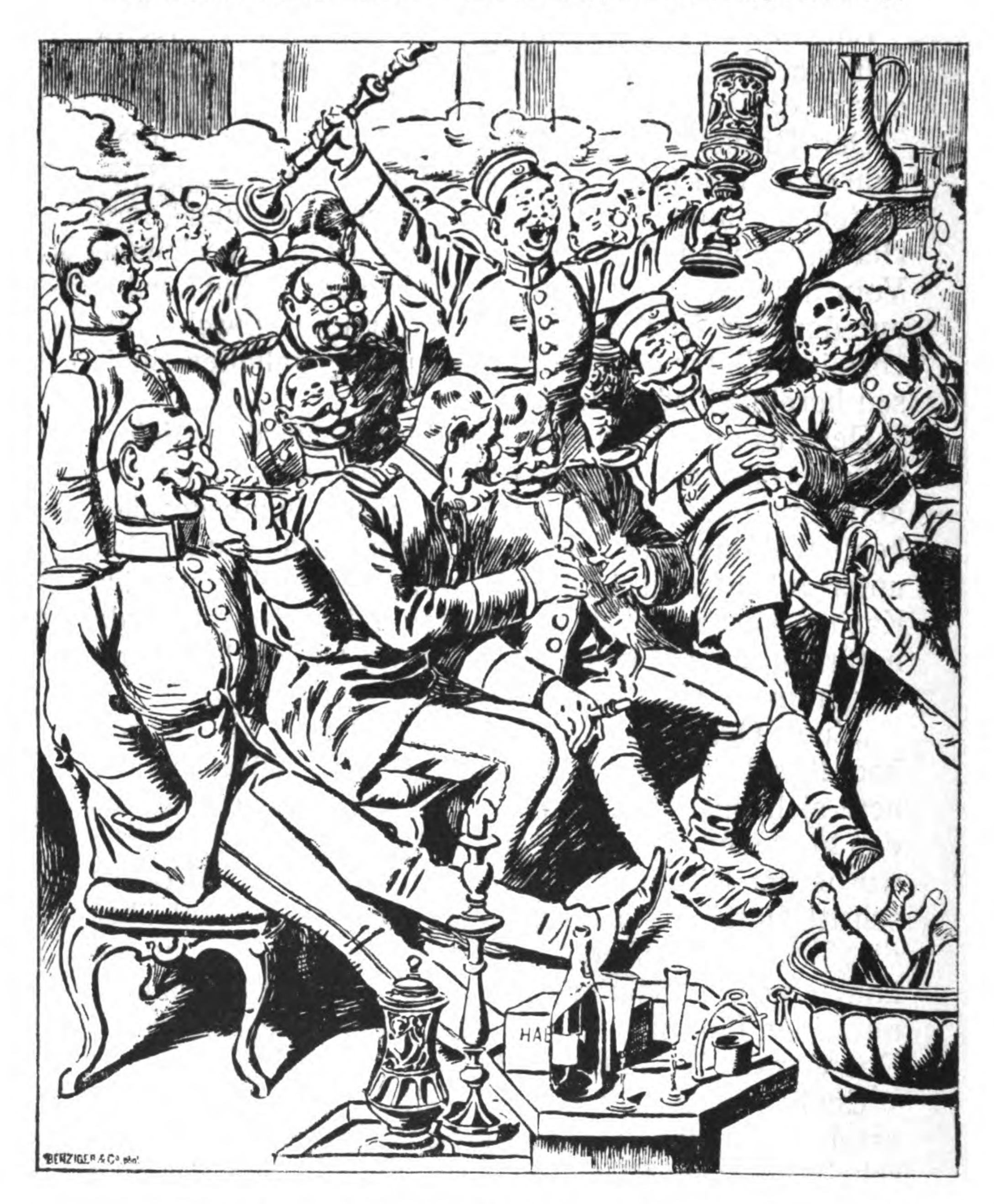
Der Brauch, den die jungen Herren vor einigen Jahren einmal in einer übermütigen Laune eingeführt hatten, bestand darin, dem Ausscheiden und dem Hereinkommen drastischen Ausdruck zu verleihen. Vom Saal aus ging nämlich ein kleines Schubfenster auf den zur Küche führenden Korridor, durch welches im Winter oder bei stilleren Gelegenheiten Speisen hereinbefördert werden.

Der aus dem Regiment Scheidende wurde in feierlichem Gänsemarsch von einigen an das Schubfenster getragen und dort unter Wehgeheul hinausgeschoben, während die neu Ankommenden umgekehrt unter Jubelgeschrei vom Korridor durchs Fenster ins Kasino hereinbefördert wurden. Angefragt wurde natürlich nur bei Höheren, während Gleichaltrige mit der freundlichen Sitte überrascht wurden.

„Zum Gänsemarsch und Fackelzug — Kerzen hoch!" schrie der kleine Gerlach, und jeder bewaffnete sich mit einer von den auf dem Tische stehenden brennenden Kerzen, und unter Johlen und Lachen wurde der Rittmeister in die Höhe gehoben. Voraus schritt Gerlach kreuz und quer durch den Saal über die Tische, unter den Tischen durch, alles mußte ihm folgen. — Hinterdrein schwitzend und pustend, mit einer Flasche in der Hand, der dicke Döderlein. Das war ein Heidenspektakel.

Endlich machte Gerlach Halt. Ein Trauergeheul erscholl, als wenn hundert Schloßhunde bei Mondschein versammelt wären. Und der Rittmeister, der sich vor Lachen schüttelte, wurde fein säuberlich durch das Schubfenster geschoben und draußen von einigen in Empfang genommen. Ebenso der Oberleutnant.

Die viereckige Nische, die durch die Mauer ging, war etwa einen Meter tief und gerade so geräumig,



daß ein Mann durchkriechen konnte. Jetzt ging der Fackelzug von neuem los — diesmal aber im Galopp. Jeder hielt die Kerze in der Rechten, die Linke als

Trompete vor den Mund; so schmetterten und jauchzten die fröhlichen Reiter dahin, natürlich jetzt erst recht über Tische und Stühle, wobei manch einer zu Fall kam. „Das Kleofaß" — schwitzend hinterdrein. Die lustige Schar passierte die Türe und kam auf den Korridor, wo unter lautem Hurra die Reserveleutnants mit unheimlicher Geschwindigkeit ins „Regiment" hinein befördert wurden, so daß mancher Knopf in der Nische lossprang.

Der letzte war „Kleofaß"! Nun ging erst der Spektakel los, als die zwei Herren, welche die andern befördert hatten, auch ihn lüpfen wollten. Er schrie, sie sollten doch erst abmessen, ob er auch durchgehe. Aber da half nichts. Eine ganze Schar hatte ihn ergriffen und — schwupp wurde er in die Nische gesteckt, wie eine Granate ins Rohr, daß die Fugen krachten. Hinein kam er wohl, auch sah der Kopf auf der anderen Seite heraus, aber durch kam er nicht — er war zu dick!

Jetzt kannte der Tumult keine Grenzen. „Das Kleofaß steckt! — Das Kleofaß flott machen!" und wütend schoben die auf dem Korridor bei den Beinen! Einen kleinen Ruck ging's noch vorwärts, aber dann steckte er rettungslos fest. Jetzt zog die Schar wieder zurück an den Beinen. Die Stiefel gingen ab, und die Ziehenden purzelten durcheinander. „Enges Lokal hier —" schrie Kleofaß, „seid mal so gut und korkt mich da schleunig 'raus!"

Aber es ging nicht! Man lief Gefahr, ihm die Beine auszureißen, so fest hatte man ihn hineingestöpselt!

Nun tröstete man unter lautem Hallo das gute Kleofaß; einer legte ihm gar ein Polster unters Kinn! Es war eine tolle Unterhaltung!

Unterdessen wurden Ökonomiehandwerker mit Werkzeug geholt.

„Unter zwei Stunden Arbeit bringen wir den Herrn Leutnant nicht 'raus!"

Da rückten die Herren die Stühle im Halbkreis um

25

ihn, steckten dem Kleofaß eine Zigarre in den Mund und unterhielten sich mit ihm, während die Arbeiter



die Wände herausstemmten. Endlich — endlich war es so weit. Man zog ihn, der bereits der allgemeine Liebling war, heraus. Er konnte erst kaum auf den

Füßen stehen, und es war schon spät, als er in seiner Equipage mit mehreren Herren nach Hause fuhr, die alle versicherten, so herrlich habe man sich schon lange nicht mehr amüsiert, als mit dem braven Döderlein! —

Am nächsten Tage ging's ins Manöver. Döderlein hatte noch keines mitgemacht. Sein Kammerdiener hatte vier große Koffer vollgepackt und sollte mit denselben in einem Wagen hinter dem Regiment dreinfahren, so hatte Kleofaß es sich wenigstens ausgedacht.

Um sechs Uhr früh hatte das Regiment marschmäßig aufgestellt zu sein. Der Kammerdiener mußte seinen Herrn schließlich aus dem Bette ziehen. Endlich gelang das „lever" und da der Kutscher tüchtig drauflos peitschte, so war es möglich, daß Döderlein das Regiment noch gerade erreichte, als die letzte Schwadron mit Sack und Pack und flatternden Fähnlein zum Kasernentor hinausritt.

„Bitte zu schließen, Herr Leutnant," rief ihm der Rittmeister im Vorbeireiten zu. Mit Hilfe des Kammerdieners kletterte Döderlein nach einigen mißlungenen Versuchen auf seinen zahmen alten Schimmel, der schon längst bereit stand. Ein Tier, welchem man auf dem Rücken ein Feuer anzünden konnte, ohne daß es sich rührte, das aber fürs Auge recht stattlich aussah und so weich ging, wie ein Kanapee.

„Also machen wir — Gottes Namen — Dummheit mit!" seufzte Döderlein und stieß dem Schimmel die Sporen in die Weichen, was einen Zotteltrab zur Folge hatte, in welchem er alsbald die letzte Schwadron erreichte. Man war aus der Stadt und es ertönte das Signal „Rührt euch". Die Offiziere traten aus dem Glied und ritten voraus oder nebenher. Die Mannschaft zündete Pfeifen an und ließ zu dem Hufgetrappel lustige Lieder erschallen.

Es war ein wunderschöner Spätsommermorgen, würzige Luft und goldener Sonnenschein — so recht

25*

ein Tag von Gott, wo man bei jedem Atemholen sich des Lebens dankbar freuen mag. — Die Waffen blitzten, die Fähnlein flatterten, und lustig ging's in die Welt hinein!

„Guten Morgen, Vetter!" rief jetzt der schlanke Döderlein den Dicken an. „Ist es nicht herrlich schön, so übers Feld zu reiten?"

„Staub — sehr fatal — blödsinniges Getrampel!" knurrte Kleofaß, der noch Schlaf hatte.

„Vetter, Sie sehen, ich reite Ihr herrliches Tier — aber ich kann es eigentlich doch nicht als Geschenk — —"

„Wollen mich wohl beleidigen! Übrigens warum sagen wir nicht „du"?"

„Gerne!" rief der Schlanke, dem Dicken die Hand hinüberreichend. „Grüß dich Gott, Kleophas!"

„Grüß dich Gott, Hellmuth!"

„Und macht dir das wirklich keinen Spaß?" begann Hellmuth wieder. „Gibt es ein schöneres Gefühl, als in des Königs Rock auf einem flotten Pferde zu sitzen, die Sonne über sich, alle Sorgen unter den Hufen —"

„Hör' auf!" rohrte Kleofaß. „Militär — privilegierte Massenmordanstalt — Völkerschiedsgericht einfacher und billiger!" —

„Ja — ich nehme die Welt so, wie ich sie vorgefunden habe!" —

„Nette Welt das!" brummte Döderlein. „Daß da bei der Hitze mitreite — einfach roher Zwang — menschenunwürdig!"

In diesem Augenblick ertönte das Signal „Offiziere".

„Vorwärts, Vetter, es bläst Offiziere! — Galopp!" Damit ließ Hellmuth den Braunen in leichtem Satz über den Graben auf das abgeräumte Feld springen.

„Du — Hellmuth! Wie macht man Galopp?" rief Kleofaß.

„Schenkel dran, Schenkel dran — lass'n laufen,

was er kann!“ rief dieser zurück, indem er davonbrauste.

Kleofaß gab die Sporen, das hatte Trab zur Folge. Sodann riß er am Zügel, wie wenn es die Nachtglocke bei einem Doktor gewesen wäre und schlug mit der rechten Faust in die Weichen — ah — da war er ja — der Galopp!

„Muß mir merken — diese Hilfe!“

Einen Moment hätte ihm der weiche Galopp beinahe Spaß gemacht, als es aber mindestens drei Minuten dauerte, bis er an die Spitze kam, wo der Oberst hielt, fing er an zu schwitzen und wurde schon wieder ärgerlich.

Der Oberst stand auf freiem Feld inmitten der Offiziere und erklärte die Aufgabe des heutigen Tages.

„Wir haben hauptsächlich den Wald und das Gelände um denselben herum zu untersuchen!“

Döderlein, der eben atemlos ankam, hörte noch undeutlich die letzten Worte.

„Haben die Herren mich verstanden?“ rief der Oberst.

„Zu Befehl!“ tönte es von allen Seiten.

„Herr Reserveleutnant Döderlein, Sie auch? — Wo ist er?“

„Hier, Herr Oberst!“

„Also was ist Ihre nächste Aufgabe?“

„Das Geländer um den Wald herum untersuchen!“ schnaufte Kleofaß.

Die Stabsoffiziere schmunzelten, die Leutnants grinsten, der Oberst blickte wütend:

„Sie meinen wohl Gelände!“

„Natürlich — Gelände!“ sagte Döderlein ganz kühl.

„Sie sagten aber Geländer!“

„So?“ machte Döderlein erstaunt.

„Nehmen Sie gleich Ihren Zug zum Aufklären! Sie wissen doch, was Sie zu tun haben?!“

„Zu Befehl!“ sagte Kleofaß. — Er hatte keine blasse Ahnung.

Der Oberst salutierte. Die Offiziere stoben auseinander.

„Was nun!" fragte Kleofaß den Vetter.

„Den Wald und das Gelände sollst du untersuchen, ob kein Feind drinnen steckt. Du steigst auf einen hohen Baum und —"

„Was mach' ich?! — Bäume klettern? — Ist nicht! — Beine schon steif! — Kann man nicht frühstücken?"

„Galopp, Herr Leutnant!" rief der Rittmeister dazwischen. Kleofaß setzte den Schimmel mit der bewährten Hilfe in Galopp. Alsbald waren sie bei ihrer Schwadron. Hellmuth soufflierte die Kommandos, gab dem Vetter die Richtung an, in der er reiten sollte, und so gelang es Kleofaß, sich an die Spitze von etlichen zwanzig Reitern zu setzen, mit denen er von dannen ritt, während das Regiment auf der Landstraße halten blieb und absaß.

Die Sonne brannte ganz gehörig.

Kaum war Döderlein dem Regiment aus dem Gesicht, so hielt er sein Roß an.

„Langsam, Kinder!" rief er, „den Feind soll der Deibel holen! — Wer ist von euch der Schlauste? Der soll einen Taler haben!"

Nun machte jeder ein Gesicht, als wenn er der Schlaueste wäre. Einer machte ein besonders schlaues Gesicht. Ein Bursche mit einem dicken Kopf, brennroten Haaren und Sommersprossen, der aus seinem Brotladen grinste wie ein Kannibale, der eben einen fetten Holländer schlachtet.

„Na — Sie!" wandte sich Kleofaß an ihn, „wie heißen Sie denn?"

„Übelhack! — Ich bin ja der Herr Offiziersbursche vom Herrn Leitnam!"

„So, Herr Offiziersbursche, hier ist der Taler. Mal schnell zu dem Wagen reiten, der hinterm Regiment dreinfährt. — Kammerdiener sagen — soll mit ordent-

lichem Frühstück 'rantauchen! Da oben auf — — ne — da unten am Fuß der Höhe trifft er mich!"

Übelhack ritt davon, was Zeug hielt.

„So! Nun Kinder, steckt euch 'mal Pfeifen an — oder wollt Zigarren haben?" Er langte mit beiden Händen in die Satteltasche.

„Das ist ein kommoder Herr!" grinste ein Reiter dem andern zu.

Nun zottelten die Reiter nach dem nahen Wald. Am Fuß des Hügels ließ Döderlein Halt machen.

„Na, Kinder — sucht den Feind! — Hier bin zu treffen!"

Die Reiter verloren sich unter Führung des Unteroffiziers im tiefen Wald. Kleofaß kletterte von seinem Schimmel, ließ ihn grasen, reckte und streckte seine steifen Beine und ließ sich auf dem weichsten Moosplätzchen nieder. Helm, Kartusche und Säbel, diese unpraktischen Sachen, legte er ab und knöpfte sich den Rock auf.

„Eigentlich — ganz amüsant — Manöver!" knurrte er. Fast hätte er etwas wie ein leises Vergnügen empfunden, als die kühle duftige Waldluft ihm frisch entgegenstrich. Bald aber verlor er sich in philosophische Grübeleien, über den Unwert und die Langweile des Daseins. — Alles still weit und breit — nur der Wind rauscht in den hohen Wipfeln.

Plötzlich fuhr er auf! — War der Feind da? Nein! — Ein paar Ameisen hatten ihn tüchtig gezwickt. Kleofaß hatte sich in einen Ameisenhaufen gesetzt — das Schicksal so vieler Naturfreunde.

„Wozu — dumme Beaster existieren?!" philosophierte er ärgerlich. „Das soll 'ne s c h ö n e Welt sein!"

Zuerst wollte er den Ameisenhaufen mit seinem Säbel von Grund aus zerstören — dann aber war er wieder zu gutmütig dazu. Er hockte sich eine Weile davor und betrachtete das emsige Treiben.

„Warum — Beaster so pressiert sind — möchte wissen!“ dachte er.

Dann suchte er einen andern Platz und wartete wehmütig auf sein Frühstück. — Alsbald schlief er ein. —

Eine Stunde mochte er selig geruht haben, als er heftig geschüttelt wurde.

„Kleofaß — Mensch! Aufsitzen! Der Feind ist da!“

Hellmuth war es mit den Reitern. Er stülpte dem Schlaftrunkenen den Helm auf, warf ihm die Kartusche wie ein Kumt um den Hals, den Säbel behielt er in der Hand. „Vorwärts!“ Er half ihm auf den Schimmel und gab ihm einen tüchtigen Schlag mit dem Säbel — dem Schimmel nämlich.

Und — piff — paff — piff — knallte es hinter ihnen drein. Es war eine feindliche Infanteriepatrouille.

„Was treibst du denn so?“ schnaufte Kleofaß. „Kerls schießen doch nur blind!“

„Bist du ein Menschenskind!“ lachte Hellmuth. „Ich habe inzwischen alles für dich besorgt. Der gute Rittmeister hat mir's erlaubt. Ich habe mit deinen Leuten den ganzen Wald abgesucht — alle Meldungen zurückgeschickt. Zum Glück heißen wir beide Döderlein, sonst wäre die Unterschrift eine Fälschung gewesen!“

„Danke!“ stöhnte Kleofaß, „aber reite bloß nicht so schnell — kann nicht vertragen!“

Alsbald stießen sie auf Übelhack.

„Donnerwetter!“ schrie Kleofaß, „wo ist das Frühstück, Kerl?“ Man hätte nicht glauben sollen, daß er so schreien konnte.

„Bitt' gehorsamscht, Herr Leitnam. Der Herr Oberst hat den Wagen antroffen und haben gesagt, hier gibt's kein Bagaschi, und hat müssen der Kammerherr sofort nach Haus fahren!“

Döderlein wurde ganz blaß vor Zorn: „Donnerwetter, wie kann sich der Oberst das erlauben!“

„Ja, mein Dicker, das kann er und noch viel mehr!" begütigte Hellmuth.
„Aber mir fällt — Magen heraus!" brüllte Kleofaß.
„Hier hast du Schokolade! Wir kommen bald ins Quartier!"
Kleofaß verschlang mürrisch die Schokolade.
„Da kommt der Oberst, ich drücke mich!" sagte Hellmuth und verschwand hinter Bäumen, um auf Umwegen das Regiment zu erreichen.
Der Oberst kam näher. „Das haben Sie sehr schnell und gut gemacht! Ich sehe, Sie können, wenn Sie wollen. Nur etwas mehr Haltung!" Vorüber war er.
„Haltung wäre mir momentan nicht 'mal so wichtig — wie Frühstück!" knurrte Döderlein.
Das Regiment marschierte wieder auf der Landstraße. Die Quartiere waren noch weit. Kleofaß war wütend. Auf einmal blieb die Sonne aus.
„Bravo," sagte Kleofaß.
Der Himmel bewölkte sich rasch.
„Immer zu!" meinte Kleofaß.
Da! — Ein Tropfen — noch einer — mehrere! Ganz verwundert blickte Kleofaß zum Firmament: „Na, das fehlte bloß noch!" stöhnte er. Alsbald fing es leise an zu regnen, dann stärker und immer stärker, und nach einer Viertelstunde war alles ein graues, plätscherndes Wassergeriesel!
Endlich — endlich kam man ins Quartier.
„Was? — Hier soll wohnen?" schrie Döderlein entrüstet, als er nachmittags 3 Uhr in dem Dorf Kleinhadern mit Hellmuth ein kleines Bauernhaus betrat und sich sofort den Kopf an die niedere Türe stieß.
„Gibt's hier kein Gasthaus?"
„Da wohnen der Oberst und die Stabsoffiziere!"
„Aber für Geld —?"
„Für Geld kriegst du hier gar nichts, lieber Vetter. Komm, machen wir uns gemütlich!"
„Gemütlich!" stöhnte Kleofaß, den Strohsack be-

trachtend, auf dem er die Nacht zubringen sollte. „Und Essen?“

„Büchsenfleisch!“ sagte Hellmuth lustig.

„Brr!“ machte Döderlein.

Eine wassertriefende Ordonnanz stand draußen.

„Was wollen Sie von mir?“ schrie Kleofaß.

„Melde gehorsamst um 4 Uhr Unterricht beim Herrn Oberleutnant von Halden.“

Kleofaß nahm einen Reitstiefel, aus dem er eben das Wasser geschüttelt hatte, und schleuderte ihn vor Zorn an die Wand.

„Sie — Landmann!“ wandte er sich an den Hausherrn. „Wie lange wird's denn regnen?“

„Bestimmt ko is net sagen!“ meinte dieser, „wohl a Täge a achte!“

„Das ist mein Tod!“ seufzte Kleofaß verzweifelt.

— — — — — — — — — —

Der nächste Tag — es regnete in Strömen — brachte einen langen Marsch — kleine Neckereien mit dem Feind und abends — — ein Biwak! — Ein Biwak bei Regen!! Da brummt auch ein abgehärteter Soldat — und Döderlein? Er brummte nicht mehr; stiere Verzweiflung hatte sich seiner bemächtigt. Wie begehrenswert schien ihm heute der verachtete Strohsack von gestern! Als er am nächsten Morgen in einer Pfütze liegend erwachte, wunderte er sich selber, daß er diese Nacht überlebt hatte.

Während Übelhack triefend Kaffee kochte, fragte Döderlein:

„Sag' mal, Übelhack! Gibt's im Manöver auch Gefangene?“

„Jawohl, Herr Leitnam!“

„Werden die gut behandelt?“

„Jawohl, Herr Leitnam!“

„Gut! Übelhack!“ —

Das Regiment brach auf! Ein Hundewetter! Man war zu einem größern Truppenverband gestoßen,

und das Regiment wurde diesen und die folgenden Tage nur in Reserve verwendet.

Hundertmal fragte Döderlein: „Vetter, kommen wir denn noch nicht bald an den Feind?“

„Geduld, Dicker!“ sagte dieser. „Ich sehe, du bekommst Geschmack am Soldatenleben!“

„J — a!“ machte Döderlein. Aber was er vorhatte, das sagte er nicht.

Endlich verlor er die Geduld und wollte sich krank melden.

„Wär' ich nur so gesund wie Sie!“ lachte der Doktor Braun.

„Aber Doktor — ich falle vom Fleisch!“

„Fett wollen Sie sagen!“

„Bin total aufgeritten!“

„Hirschtalg!“

„Habe Leibschmerzen!“

„Grog!“ — und der grausame Doktor ließ ihn stehen. — —

Endlich ließ sich die Sonne wieder sehen, und da kam auch der Feind.

Vom frühen Morgen dröhnte der Geschützdonner. Endlich hieß es: vorwärts!

„Hurra!“ rief Hellmuth. „Jetzt gibt's eine Attacke! Wir kommen ins erste Glied!“

„Auch noch!“ knurrte Döderlein.

Da blies es schon Trab und Aufmarschieren. Da stand das Regiment auf freiem Feld, und drüben bewegten sich feindliche Reiter heran, klein wie die Bleisoldaten — ein Regiment Husaren.

Noch einige hundert Schritt werden im Trab zurückgelegt, dann schmettern die Trompeten „Marsch, marsch!“

Kleofaß, der eigentlich vor der Front reiten soll, hat sich schon aufnehmen lassen und steckt im Glied — eingekeilt in „drangvoll fürchterliche Enge“. Schreien hätte er können, so quetschten sie seine dicken Beine. Aber da war keine Zeit zum Schreien!

Der Wind saust entgegen, daß es den Atem nimmt — Schnauben — Klirren — Rasseln — Stampfen — Krachen — wie die wilde Jagd, Erdstücke, — Steine schwirren durch die Luft, kaum kann man die Augen aufbehalten — vorwärts — unaufhaltsam braust es dahin. Und gegenüber immer näher mit unheimlicher Schnelligkeit kommt es heran, ein wogendes Meer von Pferdeköpfen und Hufen, von Lanzenspitzen und blitzenden Säbeln.

„Donnerwetter — großartig!" krächzt Döderlein unwillkürlich, während er sich fest am Sattelknopf hält. Der Schimmel muß mit, ob er will oder nicht.

„Barmherziger — das wird ernst!" überläuft es Kleofaß. Aus dem wogenden, tosenden Meer gegenüber lösen sich grotesk anwachsend die deutlichen Umrisse von Reitern und Pferden. Schon sieht man die Offiziere mit ausgestrecktem Säbel vor der Front, schon unterscheidet man die Gesichter, die Mähnen, die Nüstern, die blitzenden Augen, die Erde donnert und dröhnt unter dem wilden Galopp der zwei gegeneinander reitenden Regimenter.

„Noch zwei Sekunden — und bin gespießt!" Döderlein wollte parieren. Ja, hat sich was! Kleofaß machte die Augen zu und fühlte schon die Lanzen in seinem Bauch! Da schmettern die Trompeten „halt!"

Die vordersten Offiziere waren schon fast aufeinandergeprallt und mußten die Pferde zurückreißen, daß diese fast auf der Erde saßen. Lachend begrüßten sie sich, Gardereiter und Husaren.

Da ertönte das Signal „kehrt!"

„Wir sind geschlagen!" sagte Hellmuth lachend zu Kleofaß, neben dem er jetzt wieder ritt.

„Wieso denn?" meinte dieser.

„Siehst du den Offizier mit der weißen Binde? Das ist der Schiedsrichter, er winkt zurück!"

Das Regiment ging im Schritt den Weg zurück, den es eben in wilder Jagd durchlaufen hatte.

„Sehe gar nicht ein — warum geschlagen," sagte Kleofaß, indem er seinen Schimmel anhielt. „Ich für meine Person bin nicht geschlagen — — ich bleibe!"

„Du bist verrückt!" rief Hellmuth im Weiterreiten, „so komm doch!"

„Denke nicht dran!" Damit wandte der Dicke sein Pferd und ritt dem Feind nach, welcher nun seinerseits im Trab zurückging. Es war hinter den Gardereitern auf der Höhe eine Batterie aufgefahren, die energisch zu feuern begann und unter deren Schutz sich das Regiment zurückzog.

„Kleofaß!" schallte es noch einmal von Hellmuth herüber, aber dieser ritt ruhig weiter.

Nach einigen hundert Metern fielen die Husaren in Schritt, da auch auf ihrer Seite Batterien auffuhren, welche die feindlichen in Schach hielten.

Das Husarenregiment machte Front.

Döderlein blieb nun stehen und befand sich gerade in der Mitte zwischen den feindlichen Parteien. Todesmutig ließ er hüben und drüben die Kanonen feuern und stand da — allein gegen ein ganzes Regiment Husaren.

Das ließen sich diese aber nicht lange gefallen. Ein Leutnant mit vier bis fünf Mann löst sich vom Gros los und wie alle Wetter auf den tapfern Döderlein zu. Als dieser überzeugt war, daß sie ihn binnen einer halben Minuten erreicht haben würden, wandte er sein Pferd und setzte es in Galopp.

Da brausten die Husaren heran.

„Gefangener!" schrie der Leutnant.

Döderlein jubelte innerlich auf: „Na, endlich!" Er markierte eine verzweifelte Flucht, beugte sich auf den Hals seines Schimmels und feuerte ein paarmal aus dem Revolver nach rückwärts.

„Ist doch Unsinn, Herr Kamerad! Sind Gefangener!" rief der Husar, der ihm schon vorausgeritten war.

Da packte ihn ein Husar am Arm, aber das war für



einen besseren Reiter berechnet als Döderlein. Er verlor das Gleichgewicht und purzelte kopfüber, den Husaren, der ihn nicht loslassen wollte, durch sein Gewicht mit sich reißend.

Verdutzt stand er wieder auf, nach Luft schnappend. Der Leutnant stellte sich artig vor. Kleofaß sah auf und wurde krebsrot vor Zorn: „Der?! — Ausgerechnet der! — Wenn ich das gewußt hätte!" Die ganze Menschheit war ihm „wurscht", aber d e n Menschen, den haßte er.

Das hing nämlich mit dem größten Schmerz seines Lebens zusammen. Döderlein war ja doch im Grunde ein Gemütsmensch, wenn er es auch sorgfältig verbarg. Es war vor zwei Jahren auf einem Ball — Kleofaß war zu faul, zu tanzen, und sah von der Galerie zu — da fuhr es ihm plötzlich ins Herz! Er ließ sie nicht mehr aus den Augen, die schlanke Brünette, die es ihm so blitzschnell angetan hatte. Endlich wollte er sich nähern. Sie sprach gerade mit dem Husarenleutnant, eben dem, der ihn jetzt gefangen nahm. Sie lachten laut zusammen. Durch Palmen gedeckt, konnte er näher kommen und horchen. Sein Name wurde genannt und dann — — dann hatte er sich verfärbt und hatte die beiden lachen lassen und war nach Hause gegangen und hatte dort bitterlich geweint. Nie fragte er, wer die junge hübsche Dame gewesen sei, nie hatte er sie wiedergesehen, aber er liebte sie noch immer. ——

Als Kleofaß aufsitzen wollte, bemerkte er, daß sein Schimmel jämmerlich auf drei Beinen humpelte. Die Attacke war zu viel gewesen — er ging krumm!

Also zu Fuß! Gefangener der Husaren! Das Regiment war wieder im Trab weiter zurückgegangen, und die Husaren eilten nachzukommen, ihren Gefangenen mit dem Schimmel an der Hand hinterdrein.

Nachdem Döderlein so einige Stunden hinter den Husaren den Schimmel führend über Kartoffelfelder

bei einer Gluthitze gestolpert war, sah er ein, daß er mit seiner Gefangennahme vom Regen in die Traufe gekommen sei. Und dann erst, wenn die Schlacht aus — behält ihn der Feind ja nicht, er muß wieder zu seinem Regiment — wo das finden — vielleicht stundenlang in der Nacht herumlaufen. Entsetzlich! „Na!“ sagte er für sich, „da kratz' ich wieder aus!“

Man kam jetzt durch den Wald. Die Husaren voraus, sich nur von Zeit zu Zeit nach dem Gefangenen umsehend, der ja zu Fuß nicht entrinnen konnte. Als Kleofaß die abenteuerlichsten Gedanken erwog, wie er aus dieser selbstgelegten Falle herauskommen könne — hörte er neben sich im Gebüsch ein leises Pfeifen. Er ging näher hin — da kroch der treue Übelhack vergnügt grinsend auf dem Bauch daher, reichte seinem Herrn ein Zettelchen und verschwand wieder.

Auf dem Zettel stand: „Halte womöglich die Husaren beim Kreuzweg auf, so wird es einen Spaß geben. In Eile — dein Vetter!“

„Braver Junge! — Holt mich heraus! — all right!“ frohlockte Döderlein.

Der Husarenleutnant schaute sich eben um, als der Gefangene den Zettel gelesen.

„Nun, Herr Kamerad, geht's denn gar nicht mehr?“

„Suche bloß Kreuzweg — der bald kommen muß!“

„Hier ist er ja!“ der Husar deutete geradeaus.

„Ah — famos! Hier habe nämlich Kammerdiener mit Sekt und kalter Küche herbestellt — bis 12 Uhr — richtig sind jetzt 10 Minuten vor! Wollen doch 'n bißchen frühstücken! Wie?“

„Sekt?!“ fragte der Husar, dessen Magen heute nur Tee und schlechtes Bier in Aussicht gehabt hatte. „Sekt? Alle Hagel! Das ist 'mal vorsichtig von Ihnen!“

„Drei ganze Pullen — in Eis! Es eilt doch wohl nicht so, daß man paar Minuten verschnaufen kann?“

„Schön! Will nur sehen, wo das Regiment ist. Lechner, Galopp! Sehen Sie nach!"

Ein Husar brauste davon.

Man machte am Kreuzweg halt. Nach wenigen Minuten kam der Husar zurück mit der Meldung, das Regiment stehe abgesessen in einer Talschlucht in Reserve.

„Na, dann geht es!" sagte froh der Husarenleutnant. „Aber wo bleibt Ihr Kammerdiener?"

„Immer pünktlich — wird gleich da sein!"

Die Husaren saßen ab, steckten die Lanzen in die Erde, koppelten die Pferde zusammen und lagerten auf einer kleinen Lichtung.

Auf einmal fing Döderlein ganz unmotiviert an laut zu lachen.

Der Husar sah ihn verwundert an:

„Warum lachen Sie denn?"

„Glaube — Sekt kommt eben!" Er hatte im Gebüsch etwas blitzen sehen.

„Wo denn?" fragte der Husar.

„Hier!" schrie eine frische Stimme.

Es war Hellmuth, der mit zehn Gardereitern, die abgesessen waren, aus dem Wald hervorbrach.

„Gefangener!" brüllte Döderlein wie ein Stier und packte den Husaren um den Leib.

„Ja — ja — natürlich!" sagte dieser, „deswegen brauchen Sie mir ja nicht die Rippen zu brechen!"

Hellmuths Leute hatten sich der Pferde und Lanzen bemächtigt. Die Husaren waren gefangen!

Döderlein drückte dem Vetter die Hand und kletterte stolz auf ein Pferd, seinen Schimmel von dem Reiter führen lassend.

„Also darum der Sekt?" fragte der Husar ärgerlich.

„Kriegslist!" erwiderte Döderlein stolz.

Das war ein Gaudium, als sie beim Regiment ankamen. „Das Kleofaß hat einen Leutnant mit vier Husaren gefangen!" ging es von Mund zu Mund.

Der Oberst ließ sich die gelungene List ausführlich erzählen und lobte den unverschämten Döderlein über die Maßen, dem der Vetter natürlich lächelnd wieder die Lorbeeren überließ. — —

Am nächsten Tag kam man auf ein Rittergut ins Quartier. Hellmuth freute sich, seine Schwester dort zu treffen, welche seit kurzem als Erzieherin dort weilte.

„Seid Ihr denn so arm, daß deine Schwester Erzieherin sein muß?“ fragte Kleofaß den Vetter.

Dieser nickte traurig. „Seit Papas Tod!“

„Wie kannst du dann bei den Gardereitern dienen?“

„Solang es eben geht!“ sagte der Vetter mit einem tiefen Seufzer und fing gleich ein anderes Gespräch an.

Von Tag zu Tag hatten sich die beiden mehr befreundet, der schlanke und der dicke, der adelige und der bürgerliche Döderlein. Bewunderte Kleofaß seines Vetters Gewandtheit und Mut und sein treues, liebenswürdiges Wesen, so hatte Hellmuth sehr bald heraus, daß Kleofaß ein ausgezeichnetes Herz besaß und viel mehr in ihm steckte, als er unter seinen Gigerlallüren zu erkennen gab. —

Es standen einige Rasttage bevor, und da mehrere Kavallerieregimenter in der Gegend zusammengezogen waren, so sollten Offiziersrennen stattfinden.

Fast die Hälfte der Gardereiteroffiziere war auf dem Schloß einquartiert.

Man fand sich am ersten Mittag im großen Speisesaal zusammen, wo der Hausherr und seine Familie die Honneurs machten. Kaum hatte Kleofaß den Saal betreten, als er leichenblaß wurde und sich schleunig entfernte. Er eilte in den Park hinunter und stierte, auf einer Bank sitzend, vor sich hin. Auf einmal hörte er hinter sich seufzen und sah sich um. Da saß der Vetter auch auf einer Bank, nur durch das Gebüsch getrennt.

Sie begrüßten sich erstaunt.
„Bist du denn nicht bei Tisch?“
„Bin nicht wohl!“ sagte Kleofaß; „und du?“
„Ich habe — — nein, dir kann ich's nicht sagen!“
Kleofaß drängte den Freund so lange, bis er ihm endlich sein Herz ausschüttete.
„Ich muß quittieren!“ Die Tränen liefen ihm über das hübsche Gesicht.
„Was?!“ machte Kleofaß erschrocken.
„Du weißt, wir sind arm, aber ich habe mich ohne Schulden durchgeschlagen. Da habe ich vor ein paar Jahren mit andern Herren für den Spieler, den Bentow, gutgestanden, der dann durchgegangen ist. Hatte einen Wechsel mit unterschrieben. Um zahlen zu können, mußte ich damals zu Wucherzinsen Geld aufnehmen. Das ging dann so fort wie eine Lawine, und jetzt bricht es zusammen. Ich bin verklagt auf 40 000 Mark — eben erhielt ich die Mitteilung. Natürlich bin ich jetzt verloren! Es gibt keinen Ausweg!“
„Das ist doch eine Gemeinheit von dir!“ sagte Kleofaß ganz böse.
„Wieso? — Ich bin wirklich unschuldig hineingekommen!“
„Das ist eine Gemeinheit von dir, daß du sagst, es sei kein Ausweg, wo ich doch dein Freund bin!“
„Kleofaß!“ stammelte Hellmuth blaß und rot werdend — „du wolltest!“
„Du wolltest! — Pfui, du schlechter Freund! So eine Lumperei — 40 000 Mark — nicht einmal ein Monatgeld von mir — warum sagst du denn nicht einfach, gib mir das Geld, Dicker?“
„Nein, eher wäre ich gestorben! Aber jetzt, wo du es mir anbietest, mir Ehre und Leben wiedergibst — —“
„Halt's Maul!“ brummte Kleofaß; „du bist ein schlechter Freund!“ Er holte ein Scheckbuch aus seiner Brieftasche, riß ein Blatt heraus. „Da — Unter-

26*

schrift schon drauf — all right — nichts mehr darüber reden!"

Hellmuth umarmte gerührt den guten Vetter. „Du nobles Herz! Ach, das muß ich gleich der braunen Liesel sagen. Die sorgt sich um mich. Ich habe ihr eben mein Unglück erzählt!"

„Wem? Der braunen Liesel?"

„Meine Schwester!"

„Die hier — —?"

„Ja! — die hier Erzieherin ist, die brünette Dame in dem grauen Kleid. Bist du ihr nicht eben vorgestellt worden?"

„Hellmuth! Setzen! Jetzt hör' mal zu!" Und nun erzählte Kleofaß sein Leid.

„Du liebst die Schwester?" jubelte Hellmuth, „hip — hip — hurra!"

„Aber wenn sie mich nicht will?"

„Sie muß!" fort war er.

„He — Hellmuth — halt!" schrie Kleofaß. „Na, wie Gott will, ich halt' still!"

Er hielt aber gar nicht still, sondern rutschte in größter Unruhe auf der Bank hin und her, bis er Schritte vernahm.

Ja — sie war es. Das Herz schlug ihm hörbar. Er sprang auf und suchte nach Worten.

„Sie haben meinen Bruder gerettet!" sagte das hübsche junge Mädchen mit feuchten Augen. „Wie soll ich Ihnen danken?"

„Habe dir schon gesagt, wie!" rief Hellmuth fröhlich. „Sie weiß alles, Kleofaß! Daß du sie seit zwei Jahren liebst!"

Liesel wurde purpurrot.

„Aber sage nur, warum hast du denn das nicht früher gesagt?"

„Weil" — stotterte Kleofaß — „auf Kaufmannsball — damals — vorstellen wollen — Sie eben mit Husarenleutnant gesprochen — nannte meinen Namen

— hinter Palmen zugehört, wie gesagt haben: ‚Das dicke Schwein will nicht tanzen!“

Das junge Mädchen besann sich eine Weile, dann fing sie hellauf zu lachen an.

„Wie? Liesel! Du hast den braven Kleofaß ein dickes Schwein genannt?“ sagte Hellmuth vorwurfsvoll.

„Aber nein! Ich erinnere mich sehr gut. Von Ihnen war gar nicht die Rede. Der Offizier hat mich beim Namen genannt, ich heiße doch auch Döderlein — und dann erzählte er mir von einem Amateurzirkus, wo er als Clown ein Schwein vorführen werde, welches er eben dressiere, und das nicht tanzen lernen wolle.“

Über Kleofaß' Antlitz lief es wie Sonnenschein!

„Und was erwidern Sie auf mein Geständnis, Elise?“

„Sie haben ein nobles Herz! Aber eine arme Gouvernante zu heiraten, dazu gehört Mut. Ich glaube nicht, daß Sie — —!“

„Daß ich Mut habe?! Und wenn ich es Ihnen beweise?“

„Dann — dann will ich Ihnen Antwort geben!“

Sie neigte sich graziös und verschwand hinter dem Gebüsch.

„Mit einem Wort, sie sagt, sie nimmt mich, wenn ich kein Gigerl mehr bin! Wird gemacht!“ sagte Kleofaß fröhlich und ging Arm in Arm mit dem Vetter hinauf zum Diner — —

„Hör' mal!“ nahm Kleofaß nach dem Diner Hellmuth beiseite. „Ich werde deiner Schwester meinen Mut beweisen! Ich reite morgen die Steeplechase mit!“

„Du? Ja, bist du schon einmal gerannt?“

„Ne!“

„Bist du überhaupt schon einmal über Hindernisse gegangen?“

„Ne!“

„Ja, Dicker, dann wirst du den Hals brechen!“

„Egal! Dann sieht sie — daß Courage habe!“

Alsbald ließ Kleofaß von Übelhack seine Ladylike, ein edles Vollblutpferd, auf dem er noch nie gesessen war, zu der Übungshürde bringen, die sich die Herren in der Nähe des Schlosses hatte errichten lassen. Hellmuth riet umsonst ab.

„Spring du mal vor!“ sagte der Dicke, „will recht aufpassen.“

Hellmuth saß auf. Etwa hundert Schritte vor der Hürde, die über einen Meter fest war und lange Besenreiser hatte, ritt er an. Er erklärte alles, während er es vormachte.

„Jetzt Galopp — ganz ruhige Faust — jetzt Zügel locker — Schenkel ’ran, Oberkörper zurück — hopla — da sind wir drüben. — Springt herrlich, deine Ladylike! Nun versuch’ es du!“

Hellmuth sprang ab und half Kleofaß hinauf.

„Aha — Bügel sind zu lang. — So — jetzt!“

„Oi!“ quiekte Ladylike und ging hinten in die Höhe, daß Kleofaß am Hals saß.

„Ho — la!“ beruhigte Hellmuth das Tier, „du darfst nicht mit den Sporen hinkommen! Ist wie eine Dame zu behandeln, ein Vollblut!“

Kleofaß ritt langsam an.

„Jetzt Galopp!“ Hui, ein Satz, und das Pferd brauste auf das Hindernis los.

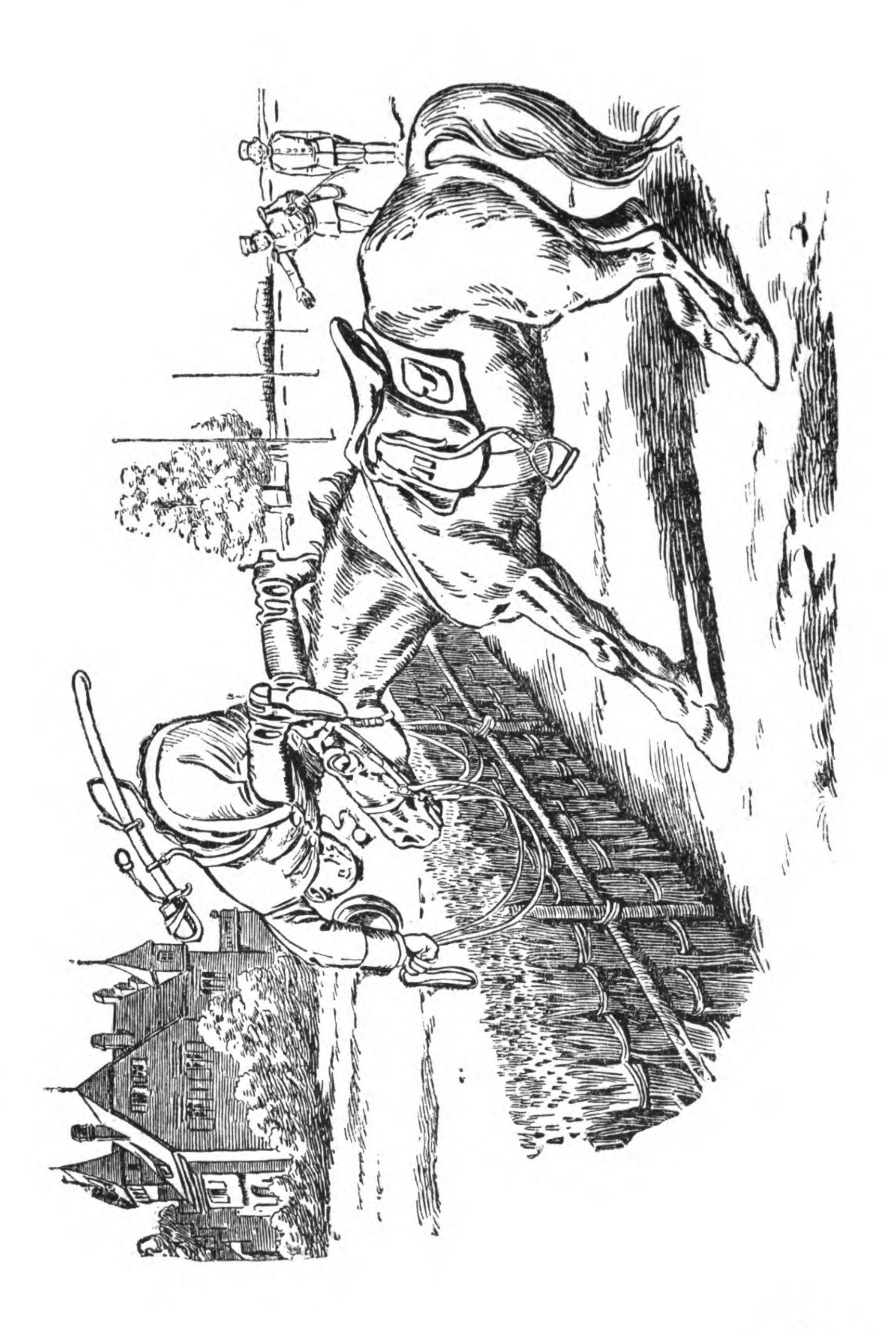
„Langsam! Langsam! — Oberkörper zurück — — zu — rück!!“ schrie Hellmuth.

Schrum! Da stand das Pferd mitten im Galopp wie festgenagelt vor der Hürde — und Kleofaß flog allein hinüber. Er machte einen vollkommenen Saltomortale.

„Hast dir was getan?“ rief Hellmuth, der herbeisprang.

Übelhack ergriff das Pferd am Zügel.

„I wo? Warum springt denn das Beast bei mir nicht?“



„Du hast den Gaul ja nicht springen lassen, Herzensjunge!“

„So? — Gut! Noch einmal!“

„Laß es doch sein, Kleofaß!“

Abermals ritt Kleofaß an, die Zügel locker — den Oberkörper weit zurück.

„Bravo!“ schrie Hellmuth. „Jetzt Schenkel dran! Hopla! Ach herrjeh!“

Diesmal kam das Pferd in hohem Sprung über die Hürde — und dafür blieb Kleofaß herüben! Als Ladylike in die Höhe ging, rutschte er, da er schon ganz hintenüber hing, über die Kruppe herunter! Da saß er!

„Jetzt laß es aber sein!“

„Ne! — Noch einmal!“

Zum drittenmal ritt Kleofaß an in scharfem Tempo, das Pferd war schon aufgeregt! Diesmal sprang er mit dem Pferd über die Hürde — — aber beim Landen fiel er nach vorne. Ein schwacher Versuch, das Gleichgewicht wiederzufinden. —

„Loslassen! Loslassen!“ schrie Hellmuth, da Kleofaß einen Augenblick auf der Seite hing. Da lag er schon im Grase, sich mehrmals überkollernd.

„Jetzt ist Schluß!“ ächzte Kleofaß, der sich nicht erheben konnte. „Bein ist ab!“

„Alle Wetter!“ Hellmuth sprang herzu. „Laß sehen!“ Schnell zog er ihm den Stiefel aus und untersuchte vorsichtig den Fuß.

„Gottlob, nichts gebrochen — aber tüchtig luxiert scheint es — es schwillt schon an! Nun kannst du morgen nicht reiten!“

„Aber ich muß — ich muß!“ stöhnte Kleofaß verzweifelt. „Wenn nicht in den Stiefel kann — reite in Pantoffeln!“

„Dicker, du bist ein schneidiger Kerl! Dich hat die Liebe aufgeweckt!“ sagte Hellmuth. „Und nun sollst du doch morgen reiten! War ich die ganze Zeit dein Spiritus, so kann ich wohl morgen auch noch

einmal als falscher Döderlein auftreten, bis du selber deinen Mann stellen kannst und wirst!"

Während Kleofaß, je einen Arm um Hellmuths und Übelhacks Hals geschlungen, glücklich unbemerkt in sein Zimmer humpelte, entwickelte Hellmuth seinen Plan.

„Du gibst mir eine von deinen Uniformen — ich stopfe mich aus, bis ich deinen Umfang habe, pudre mir Haar und Schnurrbart hell, setze dein Monokel auf und reite als Letzter zum Start. Da gibt jeder nur auf sich selber acht. Während des Rennens wird man mich aus weiter Ferne natürlich auch nicht erkennen, und reite ich als erster durchs Ziel — von den Pferden, die morgen gehen, wird nämlich keines deiner Ladylike die Hufe zeigen — so reite ich an der Tribüne vorbei bis zum Tannenwäldchen, wo du versteckt bist — springe ab — verstecke mich — du nimmst das Pferd am Zügel und humpelst zum Pfosten. Kannst dann sagen, du bist angeritten worden. — Und dann — Tschinta — tara — Bumta — tara — feiern wir die Verlobung mit der eigensinnigen Liesel!"

„Hellmuth!" jubelte Kleofaß.

„Jetzt bleib ruhig auf dem Diwan und mach' dir Umschläge!" — — —

Die beiden Vettern hatten sich den ganzen nächsten Tag nicht sehen lassen, nur Übelhack hatte zweimal geheimnisvoll einen Arm voll Heu in das Zimmer des Herrn Leutnant Döderlein getragen.

Als es ein Uhr war und man im Schlosse zum Diner ging, war der falsche Döderlein fix und fertig. Mit Übelhacks Hilfe hatte man das Heu in eine Uniform des Kleofaß genäht. Hellmuth hatte sich Kopf und Haar gepudert, das Monokel eingeklemmt und sah, mit dem dicken Wämslein, da er im Gesicht dem Vetter ziemlich ähnelte, selbst auf eine kurze Entfernnug genau aus wie Kleofaß.

Während die andern oben tafelten, schlichen die

beiden zum Schloß hinaus, hinüber zur Rennbahn, die in nächster Nähe auf einem großen Wiesenplan errichtet war.

Nicht weit von der aus Holz errichteten Tribüne befand sich ein kleiner Schlag von dichten jungen Tannen, an welchem die Bahn hart vorbeiführte. In diesen krochen die beiden und befanden sich bei einem Imbiß, den der treue Übelhack hinüberschmuggelte, und einigen Zigarren sehr wohl.

Bei Tisch wurde lebhaft besprochen, daß Hellmuth Reugeld für seinen Lichtbraunen gezahlt und daß dagegen Kleofaß mit der „vierjährigen Fuchsstute Ladylike, von Turul aus der Patroneß" genannt habe!

Die Sonne schien lustig. Die Tribüne füllte sich mit Offizieren und Herrschaften von dem nahen Städtchen und den benachbarten Gütern. Die Regimentsmusiken spielten fröhliche Weisen.

Liesel saß mit den Herrschaften in der ersten Reihe auf der Tribüne. —

Das erste — ein kleineres Hürdenrennen — war geritten. Dann kam ein Jagdreiten und jetzt die große Steeplechase.

„Es ist Zeit, Herr Leitnam!" sagte Übelhack ins Versteck hinein, der mit der Ladylike hinter dem Schlag hielt.

„Also los!" rief Hellmuth — weniger vom Rennen als von seiner Maske aufgeregt. „Vergiß nicht! Ich reite, als wenn ich das Pferd nicht aufhalten könnte, an der Tribüne vorbei bis hier hinter den Schlag. Da spring ich ab, verschwinde und du trittst in Aktion!"

„All right!" brummte Kleofaß, nicht minder aufgeregt.

„Es sind vierzehn Herren am Start," sagte jemand auf der Tribüne.

„Wo ist Döderlein?"

„Hier kommt er eben!"

„Wo?"

„Dort drüben, hinter dem Wäldchen!"



„Das Pferd hat einen famosen Sprung!“

„Jetzt sind alle am Platz. Fünfzehn Pferde!“

„Da senkte der Starter die rote Fahne!“

„Heidih — da toben sie los!“ —

Hellmuth hatte sich ganz hinten gehalten, um nicht erkannt zu werden. Nach dem ersten Hindernis teilte sich das Feld ein wenig. Hellmuth drängte scharf durch und ritt jetzt als Fünfter. — Nun kamen Schanzkörbe — einer stürzt — Ladylike springt fliegend drüber weg. Der falsche Döderlein reitet als vierter. Weiter geht's in wilder Flucht. Der Zwischenraum zwischen den vier ersten und dem größeren Schock nimmt stetig zu. Jetzt kommt die scharfe Wendung, zugleich der nasse Graben. Hellmuth versammelt das Pferd und reitet schief auf den Graben zu, dadurch abschneidend — hoppla — jetzt hat er die Führung — die andern bleiben zurück. Jetzt geht's auf die Tribüne los!

Dort erhebt sich ein Summen und Brausen. „Wer?“ — „Döderlein!“ — „Wahrhaftig, er führt!“ — „Unglaublich, der Kleofaß!“ — „Bravo, er nimmt das Rennen!“ — „Da ist er!“

Etwa zwanzig Schritte vor den andern stürmt der falsche Döderlein auf die Tribünenhürde los — in tadelloser Haltung mit seinem Bäuchlein — — hoppla! — Ein allgemeines, lautes Bravo von der Tribüne belohnt den prachtvollen Sprung.

„Man soll niemand nach dem ersten Eindruck beurteilen!“ sagte der Oberst. „Der Mann bereitet mir eine Überraschung nach der andern!“

Weiter ging's quer über den Platz und wieder neben der alten Bahn einlenkend zurück.

Immer mehr distanzierte Ladylike die folgenden Pferde. Jetzt kommen sie wieder zurück den alten Weg — noch eine Hürde, die letzte, und jetzt flache Bahn. — Eine Beifallssalve schallte von der Tribüne, als der falsche Döderlein jetzt weit — weit voraus

ohne einen Peitschenhieb in tadelloser Haltung durchs Ziel ging.

„Was schreien Sie denn?" stöhnte Kleofaß, der in quälender Unruhe im Dickicht saß.

„'s is aus, Herr Leitnam!" sagte Übelhack, der als Posten aufgestellt war.

Kleofaß eilte aus dem Tannendickicht — da er nicht orientiert ist, blickt er nach der entgegengesetzten Richtung.

„Hopp, Herr Leitnam, hopp!" brüllt Übelhack. Der Vetter braust heran, scharf um die Ecke — Kleofaß fährt herum. — „He!" schreit Hellmuth und sucht das in vollem Lauf befindliche Pferd zur Seite zu reißen. Kleofaß kann nicht wegspringen — sein Fuß versagt — da wälzen sich alle drei im Gras, das Pferd — der falsche — und der echte Döderlein! — Hellmuth und Ladylike springen sofort wieder auf die Füße — Kleofaß bleibt liegen.

„Vetter — um Gotteswillen — was ist?"

„Geh fort! Man sieht von der Tribüne her!"

Hellmuth springt ins Dickicht. „Ist nichts geschehen, Kleofaß?"

„Nischt!" lacht dieser am Boden liegend. „Sie haben mich mit den Operngläsern. Nu bleib' ich feste liegen! Sollen mich nach Hause tragen. Doktor kommt schon gelaufen. Auf Wiedersehen, Herzensjunge!"

Auf der Tribüne gerät alles in Bewegung: „Er ist gestürzt" — „n a c h dem Sieg" — „so ein Pech" — „dort drüben" — „er bleibt liegen" — „es muß ihm was passiert sein" — so schwirrt es durcheinander — in der ersten Reihe wird eine brünette junge Dame leichenblaß.

Der Doktor Braun eilt herbei.

„Gehirnerschütterung!" sagte er bedenklich. Kleofaß wäre fast herausgeplatzt. Gemächlich trägt man ihn nach Hause, den faulen Herrn. Er ist der Held des Tages.

Diesen Abend war herrlicher Mondschein. Er beleuchtete im Park drei glückliche Menschen, den falschen Döderlein und den echten — und seine Braut! — Er hat alles erzählt, aber als Liesel bei seinem vermeintlichen Sturz einen jähen Schreck empfand, hatte sich zum zweitenmal etwas in ihrem Herzen gerührt, wie da, als ihr Hellmuth erzählte, daß Kleofaß ihn vor dem Untergang gerettet habe! Und so gab sie ihm ihr Jawort.

„Paß auf! Das soll ein Leben werden, Schwester!" sagte Hellmuth! „Wir beide, du und ich, wir wollen einen prächtigen Jungen aus ihm machen, vielleicht gar noch einen schneidigen Gardereiteroffizier — denn Schneid hat er, du hättest nur sehen sollen, wie er gestern nachmittag Hürden nahm! Wenn du seinen Küchenzettel regulierst und ich alle Tage mit ihm acht Stunden im Sattel sitze, so ist er in einem halben Jahre so schlank wie eine Tanne! Schau nur, wie das Manöver schon an ihm gezehrt hat, — nicht wahr, Dickerchen?"

„Ja, Herzensjunge, du hast mich von Grund aus umgestülpt — ich erkenne mich selbst nicht wieder!" sagte dieser glückselig.

„Nicht ich!" meinte Hellmuth, „dich hat die Liebe kuriert. Denn die Liebe ist die mächtigste Zauberin auf Erden — manchmal macht sie sogar aus Gigerln — Helden!"

„Das soll ein Wort sein!" rief Kleofaß, indem er glückselig die beiden Geschwister umarmte!

Der ewige Hochzeiter.

Trari — trara — ra ta ra — ta — tata! — Die Schwadron kommt durchs Städtchen geklappert. Die Fenster klirren, die Mädels schauen, die Spießbürger bleiben stehen, die Jungen laufen, die Hunde bellen.

„Trari — trara tataratatata!“ So schmettert's voraus. So rein und scharf, leicht und glockenhell! Das ist der Trompeter Mutschmann auf seinem Schimmel. Die Beine streckt er vom Gaul. Die Zügelfaust hat er in die Seite gestemmt und der Schimmel geht mit langem Hals, daß die Zügel hin und her pendeln. Den Tschapka hat er schief auf dem braunen Lockenkopf und die Trompete am Mund hinauf gegen den blauen Himmel gerichtet, so reitet er voraus, der bildhübsche, flotte Kerl, ein rechter deutscher Ulanentrompeter.

Zehn Schritte hinter ihm kommt der Herr Rittmeister, ein magerer, sonnengebräunter Soldat mit großem Schnurrbart, die Fußspitzen nach auswärts, die langen Bügel hinten am Rist und den Kopf etwas vorhängend, den Tschapka tief in der Stirne.

Zehn Schritte weiter klappert die Schwadron mit lustig flatternden Fähnlein, die Offiziere zur Linken.

Zuerst der Oberleutnant Graf Delmensingen mit dem dicken, roten Kopf, daß man denkt, es wird ihn gleich der Schlag treffen — er sieht aber immer so aus und befindet sich ganz wohl dabei. Der glatt-

rasierte Kopf quillt an allen Seiten unter dem Tschapka hervor, als hätte er keinen Platz darunter.

Der nächste ist der Leutnant Farmbach, ein hübscher Herr mit blondem Vollbart.

Der dritte Offizier ist auf Urlaub, darum führt der Fähnrich den Zug. Er heißt Freiherr von und zu Tümmelkam auf Melverstedt. Er ist ein hübsches Bürschchen von 19 Jahren mit einem weißblonden Kopf, ungeheuer lebhaften blauen Augen, feinem aristokratischen Profil und schlanker Taille. Er hat den Sitz eines englischen Jockei angenommen, wenn er nach dem Rennen, ohne gewonnen zu haben, zum Pfosten zurückkehrt. Den Rücken gebogen, die Beine hinaufgezogen, daß die Fußspitzen fast am Pferdehals waren, die eine Hand in der Hosentasche, mit dem Zügel so lang er nur sein konnte, gab der Herr Baron Tümmelkam auf Melverstedt deutlich zu erkennen, daß ihm das Exerzieren schon längst langweilig sei, und daß man nach seiner Meinung wieder um eine Stunde zu spät einrücke.

Der schnauzbärtige Wachtmeister beschloß die Reiterschar. Doch halt! Nein! Da kommt noch einer — ganz hinterdrein. Es ist der Lazarettgehilfe und Gefreite Zeck mit der großen Verbandtasche. Er sieht ein wenig verknittert aus, der brave Zeck. Es ist ihm alles zu weit. Der Helm fällt ihm bis über die gurkenähnliche Nase, neben welcher links und rechts ein schwarzes kleines Auge wie ein Tintenklex in dem blassen Gesicht leuchtet. Er sitzt stocksteif auf seinem Roß, mit übermäßig hohlem Kreuz, jene Körperpartien, mit welchen andere Reiter sonst den Sattel zu bedecken pflegen, hoch in die Luft.

Die Schwadron gehörte zu einem Regiment, welches in einer etwas entfernteren Stadt lag, und bildete die einzige Garnison des kleinen Städtchens. Darum galt sie aber auch sehr viel bei den Bürgern. „Unsere Ulanen!“ und „unsere Herren Offiziere!“ ja da ging jedem das Gesicht aus dem Leim!

Als die Schwadron durch das enge Tor in den Hof der kleinen rußigen Kaserne geklappert war, machte sie Front.

Alles stand wie eine Mauer, nur der Fähnrich Baron Tümmelkam rutschte auf seinem Sattel hin und her und verdrehte die Augen nach allen Seiten.

„Donnerwetter!" fing der Rittmeister an zu poltern, „hört der Fähnrich nicht, daß Stillegesessen kommandiert ist, was webern Sie denn auf Ihrem Gaul herum!? — Bin heute sehr unzufrieden," fuhr er fort, „sind immer noch solche Krautschweinigel unter euch, die den Unterschied zwischen einer Lanze und einer Mistgabel nicht einsehen wollen. Aber paßt 'mal auf, ihr niederträchtigen Agrarier, paßt 'mal auf, wenn ich grob werde, dann wünscht euch lieber zur Infanterie, als daß ihr mir unter die Finger kommt!"

Die Ulanen wußten ganz genau, wie's gemeint war, denn wenn der Herr Rittmeister längere mit kernigen Worten gewürzte Ansprachen hielt, dann war es gut gegangen, dann war er sehr zufrieden. Nur wenn er beim Einrücken gleich stumm nach Hause ritt, dann zog der Wachtmeister die unangenehme rote Brieftasche hervor, dann regnete es Arrest und Strafstallwachen.

„Jeden Tag kann der Herr Major zur Trensenbesichtigung kommen und noch immer sind solche Lümmel unter euch, die nicht begreifen können, daß das Glück der Erde auf dem Rücken der Pferde ist und daß man euch dämlige Mistkarrenschieber zu Kavalieren macht, wenn man euch auf ein Dienstpferd setzt und euch die ritterliche Lanze in die Hand gibt!"

Er wußte wohl, daß sie es alle einsahen, seine flotten Ulanen, er wußte es ganz genau, der brave Rittmeister, und das Herz hatte ihm heute im Leibe gelacht, als er seine jungen deutschen Lanzenreiter über das Exerzierfeld hatte attackieren lassen. Das war

gegangen wie ein Ungewitter. Aber er hatte zwei Grundsätze, der Herr Rittmeister: „Ein junges Pferd nie ohne Schenkel gehen lassen!“ — und „junge Ulanen nie beloben!“ „Das Pferd lümmelt sich sonst auf die Stange und meine Ulanen legen sich auf die faule Haut.“ Nun, er mußte es ja wissen, der Herr Rittmeister, denn er war ein sehr guter Offizier. Sein Blick schweifte über die Schwadron. Er hätte gern einen herausgefunden, dem er noch speziell einige scharfgepfefferte Lehren gegeben hätte, aber er erinnerte sich wirklich an kein Versehen — doch ja — da hinten —

„Ja, ganz richtig!“ fuhr der Rittmeister fort. „Da hab' ich heute auf dem Exerzierfeld einen Kerl herumwimmeln sehen, ausgesehen hat er wie ein Soldat, aber sicher war es ein verkleidetes altes Weib — Sie da hinten mit Ihrer Umhängtasche — Sie haben eine nette Reiterei vollführt — bei der Attacke hat der Karpfe sich an der Mähne angehalten, dabei hat er ein hochedles Pferd, dieser Apothekerlehrling! Ein Unglück, daß solche Kerls Vorschrift sind! Reiten Sie 'mal raus da! Na, hören Sie nicht? Schockschwerenot! Sie da — Lazarettgehilfe, Sie sollen da herausreiten zu mir. Ja, hat die Welt schon so einen Trottel gesehen — sitzt dieser Chineser auf einem Tier, das meine Urgroßmutter ohne Sattel und Zaum überall hinreiten kann, und bringt es nicht aus dem Glied heraus! Her—r—r—r—aus da!“ Der Lazarettgehilfe Zeck zeigte den besten Willen, dem Befehl seines Rittmeisters Folge zu leisten. Er stellte die Faust aufrecht, ließ die Zügel aufmunternd hin und hergehen, legte die Unterschenkel an und suchte die träge Masse des Pferderückens durch eifriges Rutschen auf dem Sattel in Fluß zu bringen. Umsonst! Der Gaul blieb wie angenagelt. Erstens, dachte sich das „edle“ Tier, gehen die andern auch nicht und ich brauche keine Extrawurst, zweitens hab' ich heute für meine 8½ Kilo Hafer genug ge-

schuftet, die dünnen Waden von dem Kerl da, der auf mir oben sitzt, spür' ich ja kaum, und sollte er sich unterstehen, mir mit den Sporen zu nahe zu kommen, dann wird er was erleben!

Während das kluge Tier also dachte, ritt Zeck immer tapfer darauf los, nur daß man die Wirkung nicht sah.

„Was macht denn der Schnapsgefreite?" schrie der Rittmeister, „ich glaube, der Kerl will sich zum Schlangenmenschen ausbilden; was quargeln Sie denn da in der Luft herum wie eine verrückt gewordene Spirale! Warum reiten Sie denn nicht heraus?!"

Da erhob Zeck verzweifelt seine dünne, piepsige Stimme: „Entschuldigen der Herr Rittmeister, ich reite schon die ganze Zeit heraus, aber das Vieh tut nicht mit!"

Die ganze Schwadron grinste und der Fähnrich Baron Tümmelkam platzte laut heraus. Das war so was für ihn! Er konnte über alles und jedes lachen, und wenn auch manches von andern Menschen ganz ernst gefunden wurde, er fand es doch lächerlich. Er war trotz seiner 19 Jahre noch ein kindlich lustig Blut.

„Wer lacht denn da?" rief der Herr Rittmeister „der Fähnrich!? Weinen sollten Sie lieber über so einen Quadratdöskopf, der sich untersteht ein Dienstpferd ein Vieh zu nennen, während man doch nicht einmal einen Menschen so nennen darf, ohne beanstandet zu werden. Sitzen Sie ab, Fähnrich — und Sie auch — Floh oder wie Sie heißen!" — „Zeck! Herr Rittmeister!" schrie der Lazarettgehilfe sehr stolz.

„Na ja — wußte ja, daß Sie so 'n Amphibien-Namen haben — so — klettern Sie 'runter — werde Ihnen gleich eine Leiter bringen — so — jetzt schmeißt er noch die Tasche hin — so eine Tränenlampe — gleich wird er flennen, der Latwergen-

27*

mensch! Na, Fähnrich, weil Sie heute so gut aufgelegt sind, machen Sie mit dem Jüngling da noch ein bißchen Fußgalopp bis zwölf Uhr. Morgen, Kinder!" — „Morrrgen, Herr Rittmeister!" schrie die Schwadron aus Leibeskräften. Der Rittmeister ritt mit den Offizieren, die schon früher ausgetreten waren, fort, während der Wachtmeister kommandierte: „Fertig zum Absitzen — — Abgesessen — zu einem rechts brecht ab — marsch!" Und einer hinter dem andern rückte mit seinem Pferd an der Hand in den Stall. Die Pferde des Fähnrichs und des Lazarettgehilfen wurden von den Stallwachen übernommen und Fähnrich Baron Tümmelkam auf Melverstedt und Lazarettgehilfe Zeck standen auf dem einsamen Kasernenhofe und sahen einander an. „Wollen wir ein bißchen?" fragte der Fähnrich lachend. Zeck schüttelte wehmütig das Haupt. Die Art, wie er dies vollführte, war bemerkenswert. Er schüttelte nämlich mit den ganzen Oberkörper, wie wenn der Hals steif angewachsen wäre, dabei preßte er das Kinn gegen den Rockkragen, als ob er eine Serviette zusammenlegen wollte. Es war dies mehr Gewohnheit von ihm, als ein körperliches Gebrechen.

Zeck war nämlich im Zivilleben Dorfbader und hielt sich aber für den „großen Medizinmann", und weil ihm dies niemand glauben wollte, darum hielt er den Hals so steif und schaute mit seinen kleinen, schwarzen Augen, die ohne Augenbrauen und Wimpern ganz unvermittelt in dem bleichen Gesicht saßen, immer schnurgerade an seiner langen, etwas bläulichen Löffelnase vorbei. Als Zeck den Kopf in der angegebenen Weise schüttelte, amüsierte sich der lustige Fähnrich natürlich sehr.

„Menschenkind, wahrhaftig, Sie haben steife Ganaschen, Sie müssen in einen Pferdestand gestellt und alle zwei Tage zwei Stunden ausgebunden werden, damit Sie Ihren Widerrist ein wenig von den Halswirbeln loskriegen." Zeck lächelte.

Ach du meine Güte, was für ein merkwürdiges Lächeln war das! — Man nehme eine Zitrone, zermantsche sie mit einem Gallapfel, gieße darauf einen Löffel Alizarintinte, detto einen Löffel Essig, detto Myrrhentinktur, detto zwei Messerspitzen Alaun, rühre es gut durcheinander, bestreue das Ganze mit Paprika, nehme es ein und stelle sich dann vor den Spiegel. Das Gesicht, welches man dann ohne Zweifel machen wird, dürfte dann annähernd dem Lächeln des Zeck zu vergleichen sein.

Für jene, welche vielleicht doch nicht so viel Interesse an unserm Zeck nehmen, um mein Rezept zu befolgen, genüge es zu erfahren, daß Zecks Gesicht von der Natur mit zu viel Haut bedacht war, die beim Lächeln sich in die merkwürdigsten Falten zog wie ein nasser Strumpf. Der Fähnrich lachte, daß er sich bog, als er Zeck so lächeln sah.

„Er lacht! Zeck lacht!“ schrie der Fähnrich. „Mensch, wenn Sie lachen, muß ja die Milch zusammengehen in der ganzen Stadt! Ach, lächeln Sie nochmal, es ist zu schön!“

Nun kam der Trompeter Mutschmann mit einem Glas Bier nebst Wurst und Brot, das er aus der Kantine geholt hatte. „Der Alte ist nach Hause geritten,“ sagte er, „wir können's riskieren.“

Der Fähnrich riskierte es mit Vergnügen, denn der Fußgalopp war ihm sehr verhaßt. Er setzte sich mit Mutschmann auf eine Bank neben der Stalltüre, während Zeck respektvoll vor ihnen stand. Tümmelkam konnte sich noch immer nicht über den Lazarettgehilfen beruhigen und sein Gelächter steckte den Trompeter mit an.

„Was hast du denn, Rudi?“ fragte er gleichfalls mitlachend, obschon er den Grund noch gar nicht wußte.

Mutschmann war nämlich ein Schulkamerad von Baron Tümmelkam gewesen, infolgedessen sagten sie sich noch du.

Der Fähnrich erklärte dem Trompeter den Grund seiner Heiterkeit und so amüsierten sich beide über den guten Zeck und seine Eigentümlichkeiten, und da dieser auch kein Spaßverderber war, sondern herzhaft mitlachte, so dröhnte alsbald der kleine Kasernenhof von dem lauten Gelächter der drei jungen Leute.

„Na, immer lustig!" ertönte plötzlich eine Stimme, „geht euch wohl zu gut?" Der Fähnrich und der Trompeter sprangen auf, ersterer hatte den Mund noch voll.

„Warum rückt der Mann nicht ein?" fuhr die plötzliche Stimme fort, die dem Herrn Major von Hösler angehörte, der wie aus der Erde auftauchte.

„Es ist der Lazarettgehilfe, Herr Major!" antwortete der Fähnrich strammstehend.

„So? Was ist denn dabei so lächerlich? Schon gut, Wachtmeister." Dieser kam eben eilig hergelaufen. „Die Herren sind wohl schon nach Hause geritten? Komme wohl ein bißchen unerwartet? Na, und ihr drei, drückt euch 'mal schnell, der Kasernenhof ist kein Platz, um Radau zu machen!"

Wie froh waren die drei, Tümmelkam, Mutschmann und Zeck, und wie eilten sie staubaus.

Major v. Hösler war ein sehr unangenehmer Herr. Bei Vorgesetzten, Kameraden und Untergebenen gleich unbeliebt, wußte er, daß er die Majorsecke nicht umsteuern werde, hatte es doch als Rittmeister schon die größte Mühe und Protektion gekostet, um diesen Grad zu erreichen. In unserer großen deutschen Armee, die das beste Offizierskorps der Welt besitzt, können sich unwissende und von Charakter zweifelhafte Offiziere nicht halten! In den unteren Graden gelingt es wohl zuweilen einem und dem andern, sich eine Zeitlang zu fristen, höhere Kommandos aber vertraut man nur tüchtigen, ehrenfesten Männern an, deren Fähigkeiten und Charakter dafür bürgt, daß sie ihr kostbares Menschenmaterial nicht vergeuden. Der Charakter und die Gesinnung sind

gerade im Soldatenstand so wichtig. Es kann vorkommen, daß einer alle Prüfungen besteht, sich immer korrekt aufführt und doch seiner ganzen Gesinnung nach nicht zu dem strammen und doch so menschenfreundlichen und vornehmen Geist unseres Offizierkorps paßt. So war es bei Major von Hösler. Es lag nichts Bestimmtes gegen ihn vor, aber bei tausend kleinen Anlässen sah man, daß er falsch, unnobel und kleindenkend sei, daß er vor den Höheren kroch und die Untergebenen schikanierte. In seinen Leutnantstagen war er ein eitler Renommist, und als seine wohlgeschniegelten Haare anfingen schäbig zu werden, da hatte er sein kleines Vermögen durchgeputzt und noch etliche Schulden dazu. Na, was schadet's — eine reiche Frau, und die Sache ist gemacht! Das ist ja der Ausweg aller Wichte, die nicht Kraft genug haben, sich selber zur Geltung zu bringen. Aber das ging nicht so leicht, wie Herr von Hösler glaubte. Er blitzte überall ab, ein paarmal gelang es ihm, sich zu verloben, aber da hatte er selber schleunigst vor der Hochzeit Reißaus genommen oder „das Jawort zurückgegeben", wie man sagt, denn es war eitel Schein gewesen, er erfuhr noch rechtzeitig, daß die betreffenden Damen außer fünfzig Schränken aller möglichen Kleiderfetzen „nischt" hatten. Und nun suchte er immer noch. Seit er mit Ach und Krach Major geworden, suchte er geradezu fieberhaft. Er wußte, daß er bald pensioniert werde, er hatte darüber einen ganz bestimmten Deuter erhalten. Also war es höchste Zeit! Denn einen aktiven Major heiratet man noch, wenn sonst nichts, so hat man doch die Uniform geheiratet — aber einen pensionierten — o je — dann ist es aus mit den Chancen. Major von Hösler suchte also krampfhaft eine reiche Frau, hielt überall an, fuhr überall ab, und in der ganzen Stadt nannte man ihn den „ewigen Hochzeiter".

Während sich der Herr Major mit dem Wacht-

meister in die Stallungen begab, um etwas Ordnungswidriges auszuspüren, gingen die Drei in die Kantine, um das unterbrochene Frühstück fortzusetzen. Auf einmal verdüsterte sich Zecks Miene. „Der wird doch nicht das Revierkrankenzimmer visitieren!" piepste er.

„Natürlich!" sagte Mutschmann, „da können Sie sich drauf verlassen und in jede Medizinflasche wird er seine Karbunkelnase hineinstecken!"

Zeck sprang auf. „Uje! Da muß ich gleich in die leeren Kognakflaschen Lakritzensaft tun!" Er rannte fort, ohne zu zahlen.

„Sie Ungeheuer!" rief ihm der Fähnrich nach. „Er hat den Kognak für die Kranken ausgelöffelt! Ein wahrhaftiges Meerwunder, dieser Zeck!"

„Wenn er nur nicht in die Tinte kommt mit seinem Lakritzensaft!" lachte der Trompeter. „Was machen wir jetzt, Mutsch?" sagte der Fähnrich, der mit dem Frühstück fertig war und sich eine Zigarre anzündete. „Es wird gut sein, wenn wir dem ewigen Hochzeiter aus dem Weg gehen. Komm mit auf mein Zimmer und blase mir etwas auf dem Waldhorn vor!"

Gesagt — getan.

Baron Tümmelkam lag auf seinem Bett auf dem Rücken, die Beine übergeschlagen, seine Havanna rauchend, in behaglichster Stimmung, während unser Mutschmann wunderbar weich auf seinem Waldhorn blies.

Der Fähnrich und der Trompeter waren, wie erwähnt, Kameraden von der Lateinschule her. Rudi war dann ins Pagenkorps gekommen und Mutschmann mußte seine Studien aufgeben, da er seinen Vater verlor. Er kam zu einem Instrumentenmacher in die Lehre. Ein schwerer Kummer war es für den intelligenten, hochtalentierten Jungen, da er sein Studium nicht fortsetzen konnte. Aber unverdrossen benützte er jede freie Zeit, blieb immer allein, ging

nie ins Wirtshaus und übte sich auf den Instrumenten seines Meisters. Vor allem war das Blasen seine Lust und er brachte es bald sehr weit darin. Mit achtzehn Jahren stellte er sich freiwillig bei den Ulanen, da er nicht Einjähriger werden konnte. Seine arme Mutter hätte es nicht erschwingen können, wenn er sich auch wohl getraut hätte, das Examen zu bestehen.

Baron Tümmelkam war gleichzeitig mit ihm eingetreten, nach einem halben Jahre auf die Kriegsschule gekommen und erwartete jetzt, zur Schwadron zurückgekehrt, seine Beförderung zum Offizier.

Rudi war eben so alt wie Mutschmann, nur war er seiner ganzen Lebensanschauung nach noch ein Knabe, während Mutschmann, im Kampf des Lebens früh gereift, schon ein Mann zu nennen war. Rudi dachte nur an lustige Streiche und Kindereien. Der Herr Rittmeister hatte ihm jüngst gedroht, er werde ihn nicht zum Offizier qualifizieren, wenn er nicht alsbald Vernunft annehme. Das wäre eine schöne Geschichte. Da würden ja der alte Baron Tümmelkam und die Frau Baronin außer sich gewesen sein. Sie ließen es auch an Ermahnungen nicht fehlen. Es hatte nämlich mit dem Offizierwerden von dem lustigen Rudi noch eine ganz besondere Bewandtnis. Die reiche Linie der Tümmelkam auf Melverstedt war ausgestorben und der letzte — ein alter Haudegen und kinderloser General — hatte ein Familienfideikommiß errichtet, an dessen Genuß die Bedingung geknüpft war, daß der jeweilige Nutznießer aktiver Offizier sein mußte. So wie nun Rudi Offizier wurde, fiel ihm ein bedeutendes Vermögen zu, auf das Papa Tümmelkam auf seinem magern Gut schon recht sehnsüchtig wartete. Daher die Sorgen der guten Eltern, daß ihr Sohn filius durch eine seiner beliebten Dummheiten die Epauletten und damit sein Glück verscherzen könne. Aus dem Pagenkorps wäre der liebe Rudi ohnedies beinahe gestampert worden, so

hatte er es dort getrieben. Dabei war Rudi ein guter und sehr begabter Junge, aber in seinem Blute steckte etwas, so daß er nicht ruhig sitzen, nicht ruhig denken konnte. Irgend ein Schabernack, eine Tollheit, ein Spaß mußte ausgeführt werden. Da vergaß Rudi dann alles darüber und konnte sich halb tot lachen.

Also Rudi liegt auf dem Bett und der Trompeter bläst.

Da klopft es an die Türe und herein trat Zeck.

Er war ein wenig verlegen, aber doch sehr würdevoll, denn als Gefreiter rechnete er sich zu den Unteroffizieren. „Erlauben, Herr Fähnrich!" quiekste er.

„Herein mit dir, weiser Ben Zeck, der der blöden Welt Lakritzensaft für Kognak vorgaukelt!" schrie Rudi.

„Sieht sehr gut aus in den dunkeln Flaschen!" meinte Zeck, sich vergnügt die mageren Hände reibend.

„Na, und wenn der ewige Hochzeiter deinen Kognak verkostet?"

„Dann, Herr Fähnrich, bin ich ein Mann der blassen Vernichtung!" Bei diesen tragischen Worten verzog Zeck sein ihm von Gott anvertrautes Gesicht zu einem solch kannibalischen Lächeln, daß selbst Mutschmann nicht mehr blasen konnte und an seinem Mundstück herumsprudelte und prustete. Rudi schrie und strampelte mit den Beinen vor Vergnügen.

„Schon drei Wochen bin ich wieder bei der Schwadron und lerne dieses Unikum erst heute kennen. Jetzt wird's erst lustig in dem langweiligen Rabennest. Zeck ist ja da. Man stimme Zeck heiter mit einer Maß Bier und einer Wurst, damit er grinst — und das Vergnügen ist gemacht!"

Dazu wieherte Rudi, was Zeug hielt, und Mutschmann, der eigentlich ein Adagio blies, tutete fortissi-

mo, weil er ebenfalls das Lachen in sein Horn hineinkriegte.

„Seid Ihr besessen?" brüllte der Wachtmeister plötzlich ins Zimmer. „Was ist denn los? Hat der Kerl den Veitstanz? Komm mir nicht zu nahe!" Er meinte Zeck, der in der Tat beängstigend aussah. Er hatte sich beim Lachen verschluckt und sprang auf einem Bein, hustend und mit den langen Armen wie mit den Flügeln schlagend.

„Der Herr Major ist doch hier und ihr macht einen Lärm, daß die Kaserne wackelt! Räumt lieber hier zusammen, er steckt ja seine Nase überall hinein!"

Der Fähnrich, der noch immer Tränen lachte, war vom Bett heruntergerollt.

„Wachtmeister — kennen Sie den Zeck? — Haben Sie je einen Blick in die Seele dieses Ungeheuers geworfen?"

„Lassen Sie jetzt doch die Kindereien, Fähnrich!"

„Wissen Sie, Wachtmeister, was er getan hat?" — brüllte Rudi weiter. „Dieser gerissene Knabe — dieser durchgehaute Nagel — den Kognak im Revierzimmer hat er ausgepolkt und dafür einen Saft aus Bärendr— — — dr— — — dr— —"

Rudi konnte nicht mehr vor Lachen.

„Lakritzen, wie wir Mediziner sagen, habe ich hineingetan!" ergänzte Zeck gravitätisch.

„Sie Mediziner!?" knurrte der Wachtmeister schmunzelnd, „schöner Mediziner, der den Kranken die Medizin wegsauft!"

„O, die andere habe ich alle stehen lassen!" versicherte der Lazarettgehilfe.

„Das glaube ich!"

„Übrigens, Herr Wachtmeister, haben wir heuer keine inwendigen Kranken gehabt," fügte Zeck bei, „und der Kognak wäre sonst schlecht geworden!"

„Du Schlauberger!" Der Wachtmeister zog ihn lachend am Ohr. Rudi war außer sich vor Vergnügen und Mutschmann blies noch immer fort.

„Ich möchte nur, der ewige Hochzeiter käme ihm drauf! Hurraxdax, die zwei Gesichter möchte ich sehen!" schrie der Fähnrich laut, ohne zu bemerken, daß die Türe nicht geschlossen war. Die anderen stimmten in sein Gelächter mit ein.

„Immer lustig! Habe es gern, wenn die Leute lustig sind!"

Alles stand still und verstummte.

Es war der Major.

Jeder von den Vieren hatte denselben Gedanken: „Donnerwetter, der wird doch nicht gehorcht haben?"

Natürlich hatte er gehorcht, drum war er ja jetzt auch so giftig süß. Namentlich das Wort „ewiger Hochzeiter" hatte ihn schrecklich geärgert. Er wußte wohl, daß man ihn so nannte, aber aus solcher Nähe hatte er das fatale Wort noch nie gehört.

„Ah, da sind ja wieder die drei lustigen Leute von vorhin! — Wie heißen Sie?" wandte er sich zuerst an den Fähnrich.

„Fähnrich Baron Tümmelkam."

„Und Sie?"

„Trompeter Mutschmann."

„Und das da?"

„Zeck."

„Zeck! — Was Zeck? — Was für ein Zeck? Können Sie Ihre Charge nicht melden?"

„Gefreiter und Lazarettgehilfe."

„Waren Sie krank?"

„Nein, Herr Major."

„Sie haben so ein merkwürdiges Gesicht!"

Rudi wollte schon wieder ausplatzen. Ein Rippenstoß von Mutschmann, der neben ihm stand, brachte ihn zur Besinnung.

„Ich will das Revierkrankenzimmer sehen," sagte der Major. „Sie können gehen, Wachtmeister, der Fähnrich führt mich — der Lazarettgehilfe kommt auch mit!"

Der Major, der Fähnrich und Zeck gingen ins Revierzimmer gleich nebenan.

Der Major sah sich listig lächelnd um.

„Herr Assistenzarzt nicht da?"

„Nein, Herr Major!" sagte Zeck.

„Wie ist der Krankenstand?"

„Nix!" sagte Zeck unerschütterlich.

„Was nix? Ist das eine militärische Antwort? Sie scheinen mir ein recht merkwürdiger Herr zu sein!"

„Wir haben gar keine inwendigen Kranken, Herr Major!"

„Sehr geistreich gegeben! Und an äußeren Verletzungen?"

„Nix!" verharrte Zeck eigensinnig bei seiner lakonischen Kürze.

„Hm!" fuhr der Major fort, „wenn Sie keine Kranken haben, werden Sie auch sehr wenig Medizin verwendet haben!"

„Nix!" replizierte Zeck hartnäckig wie ein Esel.

„Zeigen Sie her!" befahl der Major.

Der Lazarettgehilfe öffnete einen Schrein, in welchem eine Menge Arzneiflaschen in Reih und Glied standen.

„Was ist denn das da hinten?" fragte der Major, indem er sich auf die Zehen stellte. „Ganz hinten in der obersten Etage?"

„Karbolwasser!"

„Nein, noch weiter hinten, die zwei großen Flaschen — dort, die allerletzten."

„Das ist — das ist — Kognak!" sagte Zeck, indem er ganz stiere Augen machte.

„So? Kognak? — Guter Kognak?"

„Sehr guter Kognak, Herr Major!" bestätigte Zeck unverfroren.

„So? Langen Sie 'mal 'raus!"

Der Lazarettgehilfe tat es, nicht ohne einige Mühe und ziemlich langsam.

Der Herr Major wartete aber ganz geduldig. „Sieht etwas trübe aus, der Kognak! Merkwürdige Farbe! Öffnen Sie mal!“

Zeck wurde bleich. Der Fähnrich biß sich schier die Zunge ab.

„Entschuldigen der Herr Major, ich habe keinen Stoppelzieher!“ sagte Zeck verzweifelt.

„Da kann ich aushelfen!“ tröstete der Major außerordentlich gütig und nahm aus seiner Tasche ein Messer, das einen Korkzieher enthielt.

Nun blieb Zeck nur mehr übrig, den Propfen abzubrechen. Aber der Major durchschaute seine Absicht. „Mir scheint, Sie haben den Tatterich! Geben Sie her!“ Mit einem Ruck hatte der Major die Flasche entkorkt und führte sie an die Nase.

„Merkwürdiger Geruch!“ sagte er nach einiger Überlegung. „Riechen Sie 'mal!“

Zeck folgte der Aufforderung mit dumpfer Resignation und hielt seine lange Löffelnase über die Flasche.

„Na, was sagen Sie? Scheint Ihnen der Kognak gut zu sein?“

„Sehr gut!“ erwiderte Zeck mit erheuchelter Ruhe.

„Kosten Sie mal!“

„Gerettet!“ jubelte Zeck inwendig, denn er hatte schon gefürchtet, der Major werde selber verkosten. Er setzte die Flasche an den Mund und nahm einen Schluck von der faden Brühe.

„Na, wie ist es?“ fragte der Major lächelnd. „Ist er gut?“

„Großartig!“ ächzte Zeck mit leuchtenden Augen.

Der Herr Major lächelte immer freundlicher. „Tut Ihnen wohl gut, so ein Schluck? Sie sehen ohnehin angegriffen aus. Trinken Sie noch einmal, ich erlaube es Ihnen!“

Mit Todesverachtung nahm Zeck wieder einen Schluck.

„Das ist wirklich etwas Vorzügliches!“ sagte der Heuchler, indem er Atem schöpfte.



„Also schmeckt es Ihnen?“

„O, Herr Major!“ beteuerte Zeck, wie dankbar seine Tintenklexaugen verdrehend.

„Gut! Dann trinken Sie auf der Stelle die Flasche leer!“

Zeck stutzte.

„Hören Sie nicht? Ich gebe Ihnen den dienstlichen Befehl, sofort diese Flasche auszutrinken! Ich werde Sie lehren, einen Vorgesetzten hinters Licht zu führen. Zur Strafe trinken Sie erst den Sudel aus und dann gehen Sie drei Tage in strengen Arrest!"

Zeck machte in diesem Augenblick, während er ganz bestürzt die Flasche austrank, ein so über alle Beschreibung blödsinniges Gesicht, daß Rudi, der schon die ganze Zeit mit seinen Lachmuskeln bis aufs äußerste gekämpft hatte, jetzt in ein wütendes Gelächter ausbrach.

Nun wurde der Major aber böse. „Was finden Sie denn da lächerlich?" herrschte er den Fähnrich an. „Wollen Sie auf der Stelle aufhören zu lachen?"

Rudi konnte nicht — beim besten Willen nicht — und wenn es sein Leben gekostet hätte — im Gegenteil! Je mehr er sich Mühe gab, sein Lachen zu unterdrücken, desto ärger wurde es — jenes tonlose, unüberwindliche Lachen, das man selber nicht begreift, wenn's vorüber ist, wo man bloß einen aufgerissenen Mund, ein rotes Gesicht und tränende Augen sieht, bis nach einer Zeit des lautlosen Schüttelns der Krampf des Zwerchfells sich in lauten Tönen Luft macht. Dieses Lachen wirkt entweder ansteckend oder ärgernd. Letzteres war bei dem ohnehin schon giftigen Major der Fall.

„Melden Sie sich ebenfalls für Ihr kindisches Benehmen zu drei Tagen strengem Arrest!" Damit ging er kurz weg und ließ die beiden Helden allein.

Rudi lachte immer weiter.

„Wir werden zusammen eingesperrt — ha — ha — ha, — ich werde mich — ha — ha — ha — königlich unterhalten!"

So wieherte er, während Zeck sehr betucht mit seiner leeren Lakritzenflasche dastand.

— — — — — — — — — —

Die Ankunft des Herrn Majors von Hösler war für

das Städtchen keine Kleinigkeit und der Gastwirt zum Goldenen Löffel, wo der Herr Major abgestiegen war, hatte bereits für den folgenden Abend eine Honoratiorenzusammenkunft mit darauffolgendem Tanzkränzchen zu Ehren seiner Anwesenheit arrangiert.

Der Fähnrich und der Lazarettgehilfe saßen inzwischen im Arrest.

Der Fähnrich lag mit übergeschlagenen Beinen am Rücken, während Zeck steifen Schrittes in dem engen, finstern Raum auf und ab wandelte und bei jedem Kehrt sich langsam um sich selbst bewegte, wie seine Mutter, die Erde.

„Donnerwetter!" fing Rudi die Unterhaltung an. „Die werden uns wahrhaftig verhungern lassen. Wenn ich wegen Ihrer Lakritzengeschichte verhungern muß, Zeck, oder wenn ich diesmal des Arrestes wegen nicht Leutnant werde — wahrhaftig, Zeck — dann reiße ich Ihnen Ihre lange Salzgurke aus dem Gesicht!"

„Ach, Herr Fähnrich," jammerte Zeck, „es ist wirklich kein Vergnügen hier zu sitzen, namentlich für uns Gebildete. Solche Strafen gehören doch ins finstere Mittelalter zu den alten Römern!"

Da klapperte ein Schlüssel. Herein trat der Trompeter Mutschmann mit zwei dampfenden Schüsseln Kaffee.

„Schnell!" sagte er, „ich habe den Schlüssel auf der Torwache heimlich weggenommen. Schnell! Eßt, bevor der Wachkommandant was merkt. Auch ist der ewige Hochzeiter schon in der Kaserne und schnüffelt überall herum!"

Während sich die Gefangenen eilends über den Kaffee hermachten, brachte Mutschmann noch Semmeln, Würste und zwei Flaschen Bier zum Vorschein, welche die Arrestanten hastig in die Taschen pfropften.

„Heute abend ist ein Ball, dem ewigen Hochzeiter zu Ehren!" erzählte der Trompeter weiter.

„Ein Ball?“ fragte Rudi und die halbe Semmel blieb ihm fast im Halse stecken.

„Ja, ein Ball im ‚Goldenen Löffel‘!“

„Bravo!“ schrie Rudi, „endlich einmal ein Vergnügen! Da geh ich hin, Mutsch!“

„Bis übermorgen bist du aber eingesperrt, mein Junge!“ erwiderte dieser.

„Ja, so! — So was muß mir passieren!“ grollte Rudi.

„Bscht! — Man kommt!“ machte Mutschmann, „nein — es war nichts — vorwärts, trinkt aus, sonst erwischen sie mich, und ich kann euch Gesellschaft leisten!“

Die Arrestanten schlürften schnell ihren Kaffee aus.

„Danke!“

„Adieu! Viel Vergnügen!“ Fort huschte der Trompeter mit den leeren Schüsseln und sperrte den Arrest wieder zu.

„Na, Zeck — von den drückendsten Nahrungssorgen wären wir befreit!“ meinte Rudi, indem er sich den Mund wischte und auf die Würste in seinen Taschen fühlte.

Zeck lächelte zustimmend und vergnügt.

„Wenn wir nur irgendwo hinaus könnten!“ fuhr der Fähnrich fort. „Der Gedanke, daß heute abend ohne mich ein Ball stattfinden soll, frißt mir am Herzen!“

Er kletterte an der Wand hinauf, einen Vorsprung der Mauer benützend, und rüttelte am Gitter. Das rührte sich nicht!

Jetzt überkam den jungen Soldaten zum erstenmal das unangenehme Bewußtsein der Gefangenschaft.

„Donnerwetter, Zeck! Wie muß einem erst zumute sein, wenn man auf Jahre eingesperrt wird oder gar auf Lebenszeit!“

„Brr!“ machte dieser.

„Sollten wir nicht versuchen hinauszukommen, Zeck?“

„Ich bin dabei! Haben Herr Fähnrich keine Feile bei sich?"

„Oh — Sie Tapir! — Haben Sie keine hydraulische Presse bei sich — oder ein Torpedoboot — oder ein Regenschirmfutteral — — wie soll ich denn zu einer Feile kommen!"

„Dann bleiben wir eben hier!" knurrte Zeck, den der Ausdruck Tapir verdroß, da er nicht genau wußte, ob das ein Vogel sei oder nicht.

„Um keinen Preis! Ich gehe auf den Ball!"

„Aber Herr Fähnrich! Gesetzt den Fall, Sie kämen wirklich hier heraus und gingen auf den Ball, da würde man Sie doch sehen und —"

„Aber Zeck! Wie können Sie denken, daß ich so hingehen würde. Natürlich in einer Verkleidung!"

Beide schwiegen jetzt und saßen gedankenvoll auf der Pritsche.

Das Wort Verkleidung hatte in Rudis Denken Wurzel gefaßt. Ach, wie lustig war das, sich zu verkleiden, und welche Virtuosität besaß er darin!

„Wären wir nur draußen, Zeck — für das andere wollte ich schon sorgen!" seufzte er.

Zeck schien mit einem Entschluß zu kämpfen.

„Herr Fähnrich!" sagte er dann plötzlich. „Man k a n n hinaus!"

„Wo?" schrie dieser, aufspringend.

„Sie kennen doch der schwarzen Plöbst, der jede Woche ein paar Tage im Arrest sitzt?"

„Gewiß; der Kerl macht sich geradezu ein Vergnügen daraus, eingesperrt zu werden!"

„Allerdings, Herr Fähnrich! Und einmal habe ich ihn verbinden müssen, wie er aus dem strengen Arrest kam. Die Wunde konnte nur von einem Schlag mit dem Bierseidel herrühren!"

„Ach!?"

„Jawohl! Und da verstand ich auch, warum der Plöbst immer so wütend war, wenn er Mittelarrest bekam, und ganz zufrieden, wenn es ‚strengen' ab-

28*

setzte. Der Kerl hat einen Ausgang aus dem strengen Arrest und macht sich die schönsten Freinächte, wenn er hier eingesperrt wird!"

„Aber wo — wo kann der Ausgang sein?" rief Rudi mit leuchtenden Augen.

„Die Kaserne liegt an der alten Stadtmauer und ist noch ein Überrest der früheren Befestigung des Städtchens; wenn ich nur wüßte, wo das Gitterfenster hingeht — ob der Ausgang dort ist?"

„Wir müssen eben suchen!" sagte Zeck.

„Gut, suchen wir!" Rudi fing oben beim Gitter an, jede Ritze, jede Fuge, jedes Fleckchen sorgfältig betastend, während Zeck mit der Nase am Boden herumschnüffelte. Die Bestrebungen der beiden erlitten eine kurze Unterbrechung, als der jourhabende Unteroffizier mit einigen Ausdrücken des Bedauerns einen Krug Wasser und einen halben Laib Brot hereinstellte.

Unsere Gefangenen befühlten ihre Taschen mit den Würsten und waren sehr kühl geblieben bei dem neuen Zuwachs an Lebensmitteln.

„Bis morgen um diese Zeit wären wir ungestört!" sagte jetzt Rudi, seine erfolglosen Bemühungen aufgebend, „wenn wir jetzt nur das Loch fänden, so —"

„Halt!" schrie Zeck, „ich hab's! Hier ist es!"

Seine Stimme kam wie aus der Unterwelt und man sah nur die Sohlen seiner Stiefel. Er war unter die hölzerne Pritsche gekrochen, die als Lagerstatt diente, und rief von dort: „Bitte um ein Zündholz!"

Der Fähnrich kroch sofort mit einem brennenden Zündholz ebenfalls unter die Pritsche. Der Raum war sehr eng und ohne die große Schlankheit der beiden wäre es ein schwieriges Unternehmen gewesen. Die Pritsche war sehr solid an der Mauer festgemacht und in den Steinboden eingelassen, konnte also nicht aufgehoben werden.

Zeck hatte bereits einige von den Steinfliesen weggehoben, die nur frei auf den Dielen lagen, welche

ebenfalls mit geringer Mühe zu beseitigen waren, wobei man sah, daß sie durchgesägt waren. Es zeigte sich nun beim Schein eines neuen Zündhölzchens eine schwarze Öffnung. Ohne weiteres ließ sich Rudi hinunter, mit den Händen tastend.

„Hurra!“ rief er. „Wir sind gerettet! Das ist ein alter, längst unbenützter Kanal, der nach der einen Seite zugemauert ist, nach der anderen aber sehe ich Tageslicht — da geht's hinaus! Der Schlingel, der Plöbst hat sich das herrlich eingerichtet!“

Der Kanal hatte kaum einen Meter im Durchmesser; Rudi mußte rutschen und kriechen, es ging scharf abwärts und nach ungefähr zehn Metern hatte er den Ausgang erreicht und stieß einen Ruf des Erstaunens aus. Er befand sich knapp über dem Wasserspiegel des ziemlich breiten Flusses. Er kroch wieder zurück und ließ auch Zeck die Sache in Augenschein nehmen.

„Jetzt wird's gemütlich!“ triumphierte Rudi. „Können Sie schwimmen, Zeck?“

„O Gott — nein!“ erschrak dieser, „aber man könnte doch einen Kahn unter das Loch fahren.“

„Wer?!“

„Der Trompeter!“

„Wenn er sich heute noch sehen läßt. Hurra! Wir gehen auf den Ball! Erst wollen wir aber einmal ordentlich frühstücken nach unserer Entdeckung. Hallo, Bier und Wurst hervor — Brot hat uns der Staat freundlich dazu geliefert — na, also! Jetzt hören Sie meinen Plan, Zeck; wir verkleiden uns als —“

„Ja, als Rastelbinder, Herr Fähnrich!“ rief Zeck.

„Aber Zeck, da werden wir ja doch nicht unter die Honoratioren hineingelassen. Nein! Höchst einfach als Damen! Ich mache eine junge Lady, die hierher gekommen ist, um die berühmte Ruine in der Nähe zu sehen — und Sie sind meine Mama!“

Zeck wäre beinahe vom Rand der Pritsche heruntergefallen.

„Was?! — Ihre Mama soll ich vorstellen?!“

„Gewiß, lieber Zeck! Sie sind wie geschaffen dazu. Sie werden mit Ihrem Gesicht ein altes Weib glänzend darstellen können!“

„Ja, aber —!“

„Still! Da kommt der Trompeter! Bist du es, Mutsch?“

„Ja!“ klang es gedämpft an der Türe.

„Mit dem Schlüssel geht es nicht mehr, der Wachtkommandant hat es gemerkt und Spektakel gemacht! Wie geht's da drinnen?“

„Glänzend! Wir können heraus!“

„Wo denn?“

„Es geht ein alter Kanal unter dem Arrest auf den Fluß hinaus!“ flüsterte Rudi. „Verschaffe dir einen Kahn und sei Punkt 7 Uhr an der Öffnung, du wirst sie schon finden!“

„Kinder, ihr macht Blödsinn!“

„Nein! Ich gehe ganz bestimmt als Lady angezogen auf den Ball! Zeck stellt meine Mama vor!“

„Du bist wahnsinnig, Rudi! Bedenke, wenn's herauskommt!“

„Was sagst du? — Ich versteh' dich nicht! — Ah so — herauskommen, sagst du? — Keine Idee! Wie soll's denn herauskommen!“

„Aber denk' doch an deine Eltern! So ein Spaß kann dir die Epauletten kosten!“

„Ach was! Wenn du den Kahn nicht schaffst, Mutsch, so schwimme ich einfach hinüber. Ich habe mir's einmal in den Kopf gesetzt, und dabei bleibt es!“

„Aber das Wasser ist noch zu kalt!“

„Punkt 7 Uhr schwimme ich!“

„Aber Rudi!“

„Mein Ehrenwort! Punktum!“

„Donnerwetter! Bist du ein verrückter Zwickel!“

Jetzt gab's für den Trompeter keinen Widerspruch mehr. Er wußte, daß sein Freund das Wort unter allen Umständen halten würde. „Also gut! Ich bin um 7 Uhr mit dem Kahn da. Wenn du schon nicht abzubringen bist, so will ich wenigstens nach Kräften dafür sorgen, daß nichts dabei herauskommt!"

„Bravo, Mutsch! So müssen Freunde sein! Bitte, sei auch so gut und gehe in die Stiftgasse ins Modegeschäft der Frau Blechert — sie kennt mich — meine Schwestern lassen dort arbeiten — und sage —"

„Schon gut! Brauche nichts weiter, habe schon verstanden! Nein, so ein Streich wieder! Und der Zeck, der Duckmäuser, dem hätt' ich das nicht zugetraut!"

„Man lebt nur einmal, Herr Trompeter!" quietschte Zeck durch die Türe.

„Ihr seid mir ein paar feine Brüder!" lachte dieser, indem er sich kopfschüttelnd entfernte.

Drinnen im Arrest ergriff Rudi den Zeck und walzte mit ihm in dem schmalen Raum herum, es prickelte ihm in allen Gliedern, er konnte es kaum erwarten!

Sieben Uhr schlug's vom Turm der alten Kirche, als Rudi und Zeck mit der fröhlichsten Laune ins Kanalloch einfuhren. Sie krochen hintereinander bis zum Ausgang.

„Er ist nicht da!" sagte Rudi, „ich schwimme also!"

„Bst," ertönte es — zugleich einige Ruderschläge. Die dunkeln Umrisse eines Kahnes wurden sichtbar.

„Springt schnell herein!" flüsterte der Trompeter, der im Kahn saß, „man könnte uns von oben sehen!"

Lautlos glitt Rudi ins Boot, während Zeck so ungeschickt hineinplumpste, daß es beinahe umgeschlagen wäre.

Sanft glitt der Kahn den Fluß hinunter. Ein wenig außerhalb des Städtchens landete der Trompeter, und die drei sprangen ans Land.

Rudi war in seinem Element; sogar Zeck wurde von seiner tollen Laune mit fortgerissen, nur der Trompeter blieb ernst und besonnen.

„Ihr Kindsköpfe, nehmt euch zusammen, sonst kommen wir alle drei noch in die Patsche!"

„Warst du bei Frau Blechert?" fragte Rudi.

„Alles besorgt!" brummte der Trompeter. Alsbald kletterten die drei die enge Treppe eines Hauses in der Stiftgasse hinauf.

Frau Blechert wußte schon von allem und wollte auch ganz gewiß nichts weiter sagen, daß die Herren heute einen so hübschen Spaß vorhätten, und der gnädige Herr Baron solle nur die Kundschaft gütigst bei seiner Familie befürworten, und da wäre gerade ein fertiges rosa Foulardkleidchen, das müßte dem Herrn Baron bei seiner schlanken Taille sehr gut passen, und für den Herrn Zeck wäre da ein recht gutes, graues Seidenkleid. Da kam auch schon der Friseur mit den Perücken, die der vorsichtige Trompeter bestellt hatte. Eine goldblonde für den Fähnrich, und eine ehrbar graue für den Zeck. Nun ging das Vergnügen los. Zuerst wurden die beiden glatt rasiert. Der Friseur meinte zwar bei Rudi, es sei fast überflüssig, aber Rudi bestand darauf. Auch Zecks Antlitz wurde von den wenigen dünnen Härchen gesäubert. Alles half zusammen, und unter Gelächter und einem Heidenspektakel waren die beiden in einer Viertelstunde hergerichtet, daß sie sich selbst kaum wiedererkannten.

Rudi, der sich viel größer und schlanker vorkam als sonst, sah in der reichen, blonden Perücke wirklich bildhübsch aus. Der Friseur hatte ihm das Gesicht eingepudert und aus seinen blonden Augenbrauen schwarze gemacht, was ihn so veränderte und verschönerte, daß Frau Blechert sich gar nicht darüber beruhigen konnte. Sehr „ähnlich" war auch Zeck. Der Friseur fand, daß er noch täuschender aussehe. Er hatte mit seiner magern Figur und seiner

steifen Haltung etwas ungemein Vornehmes, was man ihm gar nicht zugetraut hätte. Sein Gesicht mit den vielen Falten paßte wirklich sehr gut zu der grauen würdigen Perücke. Der Friseur hatte ihm seine rote Nase weiß und seine weißen Backen rot gemacht, dazu ihm ein paar schöne Augenbrauen gezogen, deren er sonst keine besaß, so daß Zeck, wenn auch nicht gerade schön, so doch recht patent und ehrbar aussah. Er freute sich auch unbändig darüber, und selbst Mutschmann mußte jetzt lachen, als er die zwei übermütigen Burschen so fein hergerichtet sah.

„Es wird euch niemand erkennen," versicherte er, „vorausgesetzt, daß ihr euch vernünftig aufführt!"

Endlich waren die Ausreißer fertig. Nun kam der kluge Trompeter noch mit einigen Koffern und Schachteln daher.

„Wozu das?" meinte Rudi.

„Ihr könnt doch nicht ohne Gepäck ankommen!"

„Bravo, du denkst an alles!" jubelte Rudi.

„Ihr steigt jetzt in den Wagen," fuhr der Trompeter fort, „der unten steht, fahrt bis zur nächsten Station etwa eine Viertelstunde. Dort nehmt ihr ein Billett erster Klasse und fahrt mit dem Zug um 8 Uhr 15 Min. hierher, dann kriecht ihr in den Hotelwagen vom ‚Goldenen Löffel' und sagt, euer großes Gepäck kommt morgen und dann — na, Donnerwetter, das Weitere müßt ihr schon selber machen! Wer die Frechheit hat, eine solche Komödie aufzuführen, der wird sich schon selbst aus der Schlinge ziehen!"

„Das denke ich wohl, Mutsch!"

„Ja, bei dir ist mir auch nicht bange, aber ob der Zeck —"

„Pah!" rief dieser. „Herr Trompeter, Sie kennen mich noch nicht, wenn's drauf ankommt, da kann ich eine Königin vorstellen, so weiß ich mich zu benehmen, ich kann was gewisses Feines hineinlegen — oh —!" Dabei nahm er zierlich sein Kleid in je zwei

Finger, tänzelte hin und her, indem er seine Stimme noch dünner machte: „Ach — ich versichere Ihnen — das ist ganz aus der Weis', wie meine Tochter, die Lady, fein erzogen ist — au yes —!"

Die andern wollten sich ausschütten vor Lachen über den Zeck, der auf einmal so auftaute und verborgene Talente zum Vorschein brachte.

Der Trompeter drängte zum Aufbruch. Zeck trat beim Heruntergehen auf sein Kleid und kollerte die Stiege herab. Aber da nichts zerrissen war, machte er kein Aufhebens davon und ertrug seine aufgeschlagenen Knie mit der Würde, die einer alten Lady zukam. Während Rudi und Zeck innerlich sehr aufgeregt — in Erwartung des kommenden Vergnügens, das der immer empfindet, welcher einen andern in irgendeiner Weise zum besten hält — in den Wagen kletterten, wandte sich der Trompeter wieder seinem Kahne zu.

Zeck streckte noch einmal den Kopf aus dem Wagenfenster und schrie „Au yes!" in die stille Nacht hinein.

„Kecke Schlingel das!" sagte der Trompeter für sich lächelnd, „fällt aber keinem von den Finken ein, mir zu sagen, wo und wann ich sie mit dem Kahn erwarten soll, und wo sie ihre Uniform wieder holen können!" Er trug die abgelegten Sachen der beiden in einem großen Pack zu seinem Schiff. „Es ist gut," sagte er, indem er ins Boot stieg, wo sein Waldhorn am Boden lag, „daß ich mir ohnehin vorgenommen hatte die zwei bösen Jungen zu bemuttern, sonst kommt doch noch irgendeine Dummheit heraus!"

Er war ein weites Stück über das Städtchen hinausgerudert, das zu beiden Seiten des Flusses lag, und ließ sich jetzt wieder sacht auf der Strömung hinuntergleiten, indem er auf seinem Waldhorn blies, so weich, so seelenvoll, daß es gar wunderbar klang in der kühlen Frühlingsnacht, und manches Mägdlein

ans Fenster lief, um den reinen Tönen zu lauschen, welche von fern herüberzitterten.

Im Gasthof zum „Goldenen Löffel“ war es unterdessen schon „arg“ schön. Im Saal vor dem Podium saßen in „Gesellschaftstoilette“ die Honoratioren mit sehr ernsten Gesichtern, denn eben sang die Frau Apothekerin „Ich schnitt es gern in alle Rinden ein“ von Schubert.

Dem Major von Hösler, der in der ersten Reihe neben dem Herrn Bürgermeister und seiner Gattin saß, wurden schon die Zähne lang, als die Frau Apothekerin krampfhaft bei dem hohen „Dein ist mein Herz!“ einen ganzen Ton zu hoch sang. Der Rittmeister und der Oberleutnant hatten's gut, sie machten ganz vergnügte Gesichter — sie hatten beide gar kein Gehör, nicht das mindeste, und sie studierten bei Konzerten immer mehr das Arbeiten, Schaben, Klopfen und Hämmern der Virtuosen oder die Spiralenbewegungen der Sängerinnen oder den Veitstanz eines Dirigenten, wie er bald mit einem, bald mit zwei Armen, bald mit Händen und Füßen zugleich arbeitete, wie er bald wütete, bald flehte mit seinen Blicken, wie die Haare immer wilder in die Stirne fielen — ah, so was ist ganz scharmant — es war für die Herren eine Augenweide, so wie die Bewegungen eines tanzenden Derwischs etwa.

Sie sahen ganz vergnügt, wie die Frau Apothekerin sich bei dem wiederholten „Dein ist mein Herz!“ auf die Fußspitzen wippte und die Augen schloß wie ein krähender Hahn, während es dem Major, der musikalisch war, jedesmal wie ein Dolchstich durchs Gehirn fuhr.

Endlich war sie fertig und verneigte sich holdselig lächelnd. Ein wütender Applaus erscholl. Sie stolperte vom Podium am Arm des Klavierspielers herunter, und wieder hinauf und wieder herunter, nochmal herauf, immer munter — parlike — parluke —

„Das ist wirklich eine Leistung für die dicke

Tante!" sagte Graf Delmensingen mit dem roten Kopf zum Rittmeister.

„Freilich!" entgegnete dieser, „das beständige Hin- und Hervoltigieren auf diese Irish bank!" Und beide Herren applaudierten aus Leibeskräften. Endlich blieb die Frau Apothekerin auf dem Podium stehen. „Sie kann nicht mehr!" meinte Graf Delmensingen.

„Ganz halali!" bestätigte der Rittmeister. Da taxierte er aber die Natur des Dilettanten schlecht. Der Dilettant kann immer noch!

„Wahrhaftig, sie singt noch eins! Brava!" sagte der Bürgermeister zum Major, „brava — brava!" und tat sich auf das „a" sehr viel zu gut, denn rings um ihn tönte von den weniger feinen Leute „bravo". Der Major seufzte tief auf, und die Frau Apothekerin machte sich über das „Heideröslein" her. Sie zerrupfte, zerpflückte und verarbeitete es ebenso, wie sie es einmal von einer großen Sängerin gehört hatte.

Bald kauerte sie sich zusammen wie ein Tiger zum Sprung, „und der wilde Knabe brach!" da dachte man, sie werde vom Podium herunterwettern und den Nächssitzenden am Kragen packen. Und dann wurde sie wieder leiser und immer leiser, alles hielt die Hände an die Ohrmuscheln, und der Klavierspieler rollte sich wie ein Igel über seinem Instrument zusammen und wischte die Töne nur mehr herunter, wie wenn er es abstauben wollte.

„Röslein auf der Hei— —de!" Die Heide war unendlich lang. Es stand zwar keine Fermate drauf, aber das war eben das Feine. Die Frau Apothekerin blieb auf ihrer Heide sitzen, solange ihr Schnaufer reichte, und keine zehn Pferde hätten sie herunterziehen können. Endlich sah man bloß mehr den offenen Mund, aber man war doch noch nicht ganz sicher, ob das Lied schon aus war, denn das Pianissimo, das ganz Feine, das darf man gar nicht hören. Die Frau

Apothekerin klappte zusammen wie ein Taschenmesser, der Klavierspieler sprang auf und der Radau ging los. Die „nichtendenwollenden“ Beifallssalven — eines der schönsten Rezensentenworte unserer geduldigen Sprache — knatterten und prasselten los.

„Ist es jetzt aus?“ fragte der Major mit einem Seufzer der Erleichterung.

„O nein!“ sagte der Bürgermeister, „jetzt kommt Er!“

„Wer?“

„Er — der Apotheker!“

„Allmächtiger Gott!“ stöhnte verzweifelt der Major, „wird er auch singen?“

„Nein! Er ist Cellovirtuose. Großartig!“

Da kam er schon mit seinem Folterwerkzeug. Donnernder Applaus empfing ihn. Er schien die Sache höllisch ernst zu nehmen, er dankte kaum mit einem nachlässigen Kopfnicken, was er öfter von großen Virtuosen gesehen hatte, welche das Recht haben, flegelhaft zu sein — sonst würde ja das Publikum nicht glauben, daß sie gar so groß sind — also nach einem höchst mürrischen Kopfnicken platzte er auf einen Stuhl und fing ohne weiteres zu schaben und zu fiedeln an, als wären sämtliche Hornissen und Maikäfer der Erde in dem Saal losgelassen. Das war ein Gekribbel und ein Gekrabbel, wenn man lange hinsah wurde einem ganz schlecht.

„Was ist denn das?“ fragte Graf Delmensingen den Rittmeister. Dieser sah aufs Programm: „Hexentänze von Paganini, für Cello arrangiert; den Deibel auch — das ist ja eine Viechsarbeit! Der arme Kerl rackert da auf der Klampfe herum — völlig Mitleid kriegt man. Das muß sehr schwer sein. Ich versteh's leider zu wenig!“

„Donnerwetter — jetzt nimmt er den Daumen auch noch — er kann's kaum erreichen — vertraxte Angelegenheit das — aber ein sehr schneidiger Spie-

ler — und alles auswendig!" erwiderte Graf Delmensingen.

Der Herr Major wäre gern unter das Podium gekrochen, wenn das gegangen wäre. Mit einemmal wandten sich die Köpfe. Was ist los? Zwei Damen sind eingetreten. Ganz fremde Damen. „Donnerwetter, sehen Sie 'mal die hübsche Blondine!" sagte der Rittmeister zum Oberleutnant.

„Alle Wetter," machte dieser, „das laß ich mir gefallen! Scheinen Fremde zu sein. Nach der alten Dame zu schließen — Engländerinnen." Auch der Herr Major wandte seinen Kopf nicht mehr, nachdem er sich einmal umgesehen hatte. Ebenso viele andere. Es gab schließlich kein Mensch mehr auf den schweißtriefenden Cellisten acht. Ein allgemeines Flüstern und Kopfumwenden war durch den Saal gegangen. Der Cellist blickte wütend nach der Richtung, aus der die Störung kam. Dabei tappte er aber ordentlich daneben — der Faden ging ihm aus — noch ein paar schwache Versuche, von vorn anzufangen, die rettungslos mißlangen — der wackere Apotheker war total entgleist! Er packte verzweifelt sein Folterwerkzeug und wankte über das Podium herunter. Donnernder Applaus belohnte ihn — einige meinten boshaft, weil er so schnell aufgehört habe. Alles schnellte von den Sitzen auf und wendete sich jetzt ganz um. Die beiden fremden Damen hatten Sensation gemacht! Während die Stühle beseitigt und rings an die Wände gestellt wurden, um für den Tanz frei zu machen, schlängelte sich der Wirt vom „Goldenen Löffel" von einem zum andern und erzählte mit glückstrahlendem Gesicht, daß es ihm gelungen sei, die beiden Damen zur Teilnahme an dem Tanzkränzchen zu bewegen. Es seien zwei englische Ladys, Mutter und Tochter, die soeben 8 Uhr 15 Minuten mit dem Zuge angekommen seien, um morgen die berühmten Ruinen zu besichtigen.

„Wo sind denn die Damen her?" fragte der Major,

indem er mit einem Bürstchen über seinen kahlen Scheitel fuhr und sein Monokel einklemmte.

„Aus London, Herr Major!“

„So? wie heißen sie denn?“

„Lady Waterproof.“

„Was — Waterproof?!“

„So ähnlich — können auch anders heißen, hab's nicht deutlich lesen können auf dem Meldezettel. Sie müssen enorm reich sein, denn morgen kommt ihre Dienerschaft nach, acht Personen. Was sagen Sie, Herr Major, sieht die junge Lady nicht aus wie ein Engel?“

„Hm,“ machte der Major und packte den Wirt am Rockschößel, „stellen Sie mich augenblicklich den Damen vor!“

Der Rittmeister stieß den Grafen Delmensingen mit dem Ellenbogen an, indem er pfiffig zwinkernd seinen Schnurrbart drehte: „Mir scheint, der ewige Hochzeiter riecht schon wieder Lunte!“

„Sapristi!“ sagte der Oberleutnant, „er hat recht! Die Kleine — alle Achtung! Dieses wundervolle Haar, dieser herrliche Teint — das findet man eben nur bei Engländerinnen. Und wie sie sich hält, wie ein Soldat! Wirklich ganz famos; da sollte man sich doch ein bißchen 'ranmachen, unser Farmbach wird sich ärgern, daß er nicht gekommen ist!“

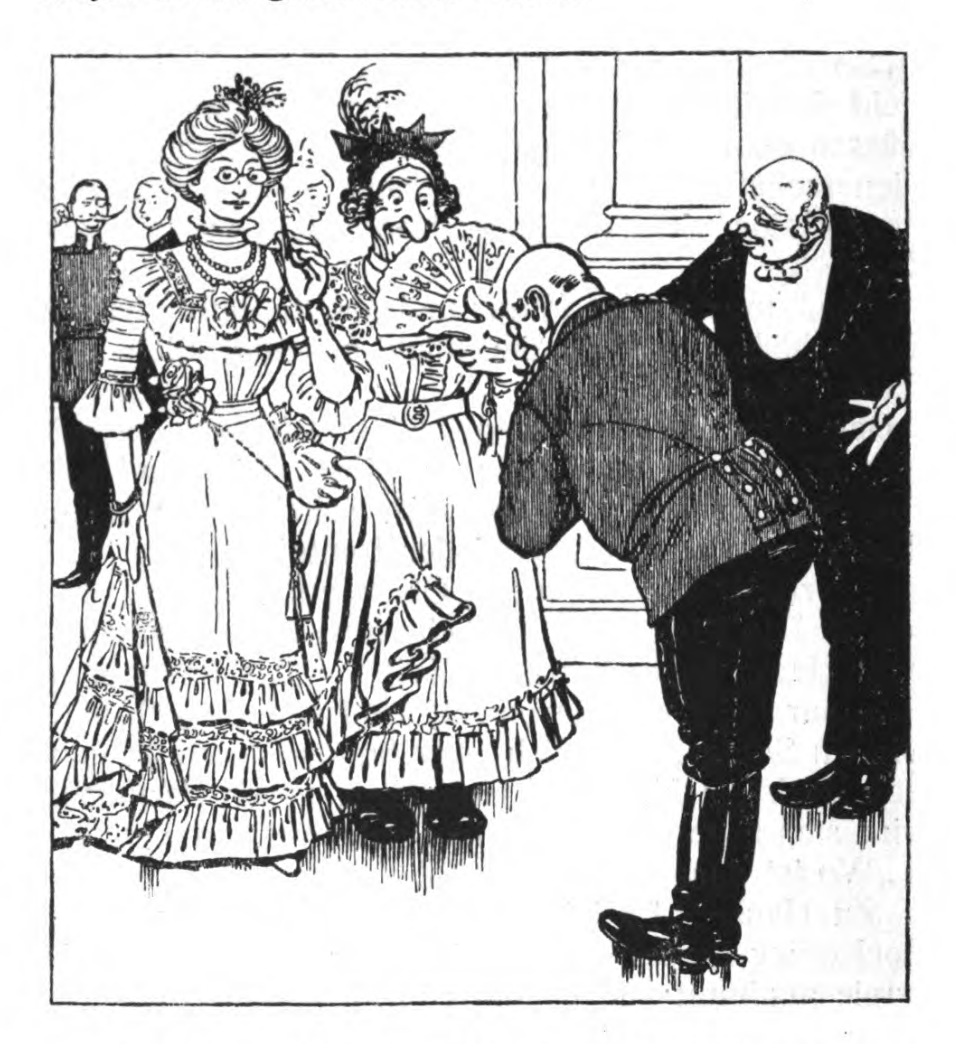
„Wo ist denn der?“

„Zu Hause. Er ist beleidigt, weil ihn der ewige Hochzeiter heute so angebrüllt hat. Sehen Sie, wie er sie annimmt und drauflos turnt. — Natürlich, die werden auf dich gewartet haben!“

Er meinte den Major, der leicht wie ein Jüngling, wenn auch ein bißchen steif, direkt auf die Damen losschassierte.

„Sie kommen zu spät, Delmensingen!“ lachte der Rittmeister. „Er wird Ihnen höchstens Old England überlassen! Na, viel Vergnügen. Ich gehe ins Bierstübchen!“

Der Major machte ein exquisit feines Kompliment vor den fremden Damen. Die ältere versteckte ihr Gesicht fast ganz hinter ihrem Fächer, während die junge ihn freundlich anlächelte, so daß dem eitlen Major schon ganz warm wurde.



„Gestatten die hohen Damen, daß ich Ihnen unseren schneidigen Herrn Major von Hösler vorstelle!" sagte der Wirt.

Die alte Dame senkte leicht den Kopf hinter ihrem Fächer, indessen die junge mit der Unbefangenheit einer vollendeten Weltdame den Major durch ihr Lorgnon betrachtete.

„Wirklich ein bildschönes Mädchen!“ dachte der Major schon ganz entflammt, „und aus der allerbesten Gesellschaft, wie man sieht!“ Er wiegte sich graziös in den Hüften, drehte den Schnurrbart und fing an, in einem etwas grammatikalischen Englisch den Damen Komplimente zu sagen.

Die junge Lady antwortete in fließendem, tadellosem Englisch, während die alte Dame hinter ihrem Fächer sich begnügte „Au Yes“ zu sagen.

Eben begann der Walzer und schon hopsten die Paare im Saal herum. „Can I have the pleasure?“ fragte der Major.

„Please!“ sagte die junge Dame, indem sie sich erhob, und die Alte stimmte mit einem „Au Yes“ bei.

Rudi schwamm in Vergnügen. Er hätte gerade hinaus „Juchhe!“ schreien mögen.

„Mama liebt es sehr, wenn Sie Deutsch mit ihr sprechen!“ sagte Rudi während des Tanzes mit leichter englischer Färbung. „Wir sprechen es ganz vollkommen!“

„Um so besser!“ ächzte der Major, dessen steife Knochen den Walzer nicht mehr recht vertrugen, „denn auf Englisch hätte ich Ihnen unmöglich alles sagen können, was ich heute empfinde! Die Art des Soldaten ist kühn,“ stöhnte er, während ihm der Schweiß herunterlief. „Darum zürnen Sie nicht, wenn ich schon in der ersten Stunde unserer Bekanntschaft Ihnen ein Geständnis mache, welches — —“

Da bekam der walzende Major von rückwärts von einem walzenden Jüngling einen solchen Stoß in den Rücken, daß er mit der Lady bis in die andere Ecke des Saales flog. Aber er ließ sich nicht irremachen.

„— welches ich als Reitersmann nicht in zögerndem Schritt, sondern in flottem Galopp über meine Zunge voltigieren lasse.“

Es war dies seine stehende Redensart. So fing er immer an, wenn er irgendwo Geld witterte. Vor allen Dingen eine Liebeserklärung — war seine Ma-

29

xime! Man konnte sich ja später trotzdem unter irgendeinem Vorwand zurückziehen, wenn die Sache nicht klappte.

„So lassen Sie es vom Start, Ihr Geständnis!" sagte Rudi mit innerlichem Triumph.

„Mylady — — ich liebe Sie!" keuchte der Major atemlos vom raschen Tanz.

Der Fähnrich hielt inne.

„Sie erröten!?" fragte der Major, „darf ich hoffen?!"

Allerdings war Rudi puterrot im Gesicht, aber nicht aus mädchenhafter Scham, sondern vor Anstrengung, das Lachen zu verbeißen, was ihm diesmal auch gelang. Er schlug die Augen nieder, der Schlingel, und flötete leise: „Sprechen Sie mit meiner Mutter!"

Ganz aufgeregt steuerte der Major, seine Tänzerin am Arm, zu dem Platz, wo die Mama voll Würde saß, nicht ohne mehrmals von seinem Kurs abzukommen und einige Fußtritte und Rippenstöße davonzutragen. Denn es ist eben so gefährlich, durch einen Saal tanzender Menschen zu gehen, die in Europa geboren sind, als sich durch Wilde zu wagen, die ihren Kriegstanz aufführen.

„Mama, der Herr Major hat mit dir zu sprechen!" sagte Rudi zu Zeck. Dann in einem Anfall mädchenhafter Ergriffenheit umarmte die Tochter ihre Mutter, indem sie das Taschentuch an die Augen führte, und flüsterte ihr ins Ohr: „Aufgepaßt, Zeck, er hält um mich an!" Während Oberleutnant Graf Delmensingen, der sich eben durch den emsigen Wirt der Lady vorstellen ließ, mit Rudi forttanzte, lud Zeck den Major mit eleganter Handbewegung zum Sitzen ein.

Hatten die beiden Helden beim Betreten des Saales auch ein wenig gezittert, so kam jetzt der Taumel des Erfolges über sie, und der Gedanke, anstatt im dunkeln Arrest sich hier in einer über jede Erwar-

tung gelungenen Weise zu amüsieren, erfüllte die beiden mit dem tollsten Übermut.

„Au, meine gute Mister Offizier — wir wollen zuerst Abendessen — ich sehr 'ungrig von die Eisenbahn!“ sagte Zeck im schönsten Englisch-Deutsch.

„Pardon! Mylady haben noch nicht soupiert?“

Der Major sprang auf und bot Zeck den Arm. Sie gingen nach den Nebenlokalitäten in einen kleinen Salon, in dem gedeckte Tische standen.

„Darf ich bitten, zu befehlen!“ sagte er, indem er ihr oder vielmehr ihm die Speisekarte reichte.

Sie war französisch — ein Unfug, der noch in manchen Restaurants herrscht, die fein sein wollen, und der von unsern Aristokraten gepflegt wird, die noch immer von der Zeit nicht wegkommen können, wo die Menschwerdung erst dann anfing, wenn man in Paris war. Seitdem das ganze deutsche Volk dort gewesen ist, brauchten wir uns wahrhaftig mehr darauf einzubilden Deutsch zu verstehen als Französisch!

Ob es gerade diese Erwägung war oder Mangel an Kenntnis dieser schönen Nasenquetschsprache — genug, er sah gar nicht auf die linksstehenden Namen der Speisen, sondern deutete mit dem Finger rechts auf die Zahlen — und zwar auf die größten, denn er wollte den Major ordentlich 'reinlegen.

Der Oberkellner stand respektvoll daneben und notierte die befohlenen Gerichte.

„Solospargel! — ganz wohl — Krebse — sehr schön — Chauteaubriand — bitte sehr — russischen Kaviar — den befehlen wohl als Hors d'œuvre — —?“

„Yes!“ sagte Zeck kühl, „geben Sie auch zweimal Hordevre!“ Er sah zu seiner Befriedigung, daß die Zeche schon ein nettes Sümmchen ausmachte, die Solospargel allein waren der frühen Jahreszeit wegen mit fünf Mark ausgezeichnet.

„Geben Sie dreimal von alles einstweilen, mein Tochter auch wird essen uollen!“

29*

„Und zu trinken befehlen?“ fragte der Kellner respektvoll zusammengebogen.

Zeck nahm ihm nachlässig die Weinkarte aus der Hand und machte es ebenso wie bei den Speisen, er deutete auf die größte Zahl.

„Sehr wohl — Heidzik Monopole extra dry — Mylady?“ sagte der Kellner ehrerbietig.

„Jawohl — extra drei Flaschen,“ sagte Zeck in aller Gemütsruhe und dachte sich dabei: „Warte! Für den Lakritzensaft, den du mich hast trinken lassen, werde ich mir auf deine Kosten die Gurgel mit was anderem schmieren!“

Der Major erzitterte inwendig. Es war ihm nicht recht klar, wer eigentlich bezahlen werde. Zwar hatte er der Lady den Arm zum Souper geboten. — „Na, gleichviel — nur jetzt nicht geknausert, wo einige Milliönchen jedenfalls auf dem Spiele stehen. Es wird ja alles wieder eingebracht werden!“ So dachte der noble Major von Hösler und machte der vermeintlichen Lady ein Kompliment über ihren distinguierten Geschmack.

„Ihre Tochter, Mylady, wird Ihnen ohne Zweifel gesagt haben, daß ich ihr ein Geständnis gemacht habe!“

„Au Yes!“ entgegnete Zeck, „Kell—när, 'aben Sie auch Bier?“

„Gewiß!“ antwortete dieser, indem er den Kaviar herbeibrachte.

„Dann geben Sie schnell ein Liter!“ sagte Zeck —

„Au Yes! — eine Geständnis — Sie wollen 'eiraten meine Tochter, aber — —“

„Ich weiß, was Sie einwenden wollen,“ unterbrach der Major schnell, „wir kennen uns zu wenig. Aber es gibt eine Liebe auf den ersten Blick. Sie sehen an meinem Rock, wer ich bin, und nachdem Ihre Tochter eingewilligt hat, braucht es nur Ihr ‚ja‘ — ich vermute, daß Sie Witwe sind?“

„Au Yes,“ sagte Zeck, einen langen Zug aus dem Bierglas machend.

„Sie sehen, Mylady — ich frage nichts über Ihre sonstigen Verhältnisse, das muß Ihnen eine Bürgschaft sein für die Lauterkeit meiner Gesinnung!“

„Au Yes!“ machte Zeck, indem er einen Suppenlöffel voll Kaviar zum Munde führte, aber ein sehr verdutztes Gesicht über den Geschmack machte, den er sich ganz anders vorgestellt hatte.

„Donnerwetter!“ dachte der Oberkellner, während er den Champagnerkübel hinstellte, „in England essen sie den Kaviar mit Suppenlöffeln!“

„Ich begreife,“ fuhr der Major in seiner Werbung fort, „daß Ihnen mein Antrag etwas überraschend vorkommen muß, aber ein Reitersmann kann eben nur im Galopp werben!“

„Au Yes! Mein beste ’err Major, ich ’abe nix dagegen, aber meine Tochter ’at gar keine Vermögen!“ Der pfiffige Zeck spann jetzt eine Intrige auf eigene Faust.

„Wie?!“ machte der Major, sich mit beiden Händen an den Tischrand haltend.

„Au Yes! Den Vermögen ’abe ich ganz allein — ich — sehr viel — große Vermögen!“

„Und Sie würden Ihrer Tochter nichts mitgeben?!“ fragte der ewige Hochzeiter ganz starr.

„Nix!“ sagte Zeck sehr bestimmt. „Weiß ja nicht, ob ich nicht selbst wieder ’eirate!“

„O du miserabler Strumpf!“ dachte der Major wütend. Aber nach der Art, wie die Dame aß und trank, traute er ihr eine gewaltige Energie zu und mit rascher Geistesgegenwart überdachte er die Situation. „Man soll sich nicht so blind hineinstürzen, es wäre doch viel vernünftiger, die Alte zu nehmen. Ich habe ja keine Zeit mehr, mich lange zu besinnen, und bin ich erst pensioniert, dann ist’s aus. Was mußte mich denn der Böse reiten, bei der Jungen gleich loszuschießen. Es ist ja natürlich, wenn das junge Mäd-

chen, so hübsch wie es ist, auch noch reich wäre, so wäre sie doch keine acht Tage ledig, das kenne ich



doch aus Erfahrung, da würde sie ja nicht auf mich warten. Die Alte sieht gut aus, sie geht ganz elastisch einher, und bei diesem Appetit und Durst, den sie hat,

da könnte ich zwanzig, dreißig Jahre auf die Erbschaft warten, wenn ich die Junge nähme. Nichts da! Und am Ende heiratet sie wieder, dann hätten wir das Nachschauen, kenne das, wie das so zu gehen pflegt mit den Erbschaften! Nein! Haben ist haben! Die Alte ist gar nicht so übel, je länger ich sie ansehe, desto besser gefällt sie mir!"

„Mylady!" fuhr er dann laut fort, „Sie werden mich nicht mißverstehen, wenn ich Ihnen sage, daß es mir in meiner Stellung einfach unmöglich ist, eine arme Frau zu heiraten!"

„O ich begreife vollkommen!" sagte der übermütige Lazarettgehilfe, der schon das sechste Glas Champagner vertilgte und eben im Begriffe war, sich über das köstlich duftende Chateaubriand herzumachen. „Es ist ganz natürlich, daß eine Offizier repräsentieren muß — o ich liebe die Offiziers sehr — besonders die Kavallerie — o Sie müßten eine sehr reiche Frau nehmen, 'err Major! — Sie ist nur meine Stieftochter — ich gebe ihr bloß Kleider — und so — aber Vermögen nix!"

Dem Major hingen die Augen heraus.

„Stieftochter! Ah, jetzt versteh' ich," dachte er und es wurde klar in seinem Geist, die Zweifel entflohen. „Die Alte oder keine!" dachte er sich, „ein solcher Zufall kommt nicht wieder im Leben. Eine kanonenmäßig reiche Engländerin, die für deutsche Kavallerie schwärmt, das stößt einem nicht zum zweiten Male auf!"

„Wenn ich wieder 'eiraten sollte," fuhr Zeck fort, indem er unheimliche Portionen einführte, „wäre mir am liebsten eine Kavallerieoffizier!"

Na, das war deutlich. „Großartig, diese Engländerinnen," dachte der ewige Hochzeiter, „wie sie gradaus gehen, kein solches Geziere und Getue wie unsre deutschen Damen! Großartig!"

„Und welche Eigenschaften," stotterte er, „müßte ein solcher Mann haben, dem das Glück zuteil — —"

Der ewige Hochzeiter hielt inne, denn Zeck warf ihm einen derartig schmelzenden, versengenden Blick zu, daß jede weitere Frage überflüssig wurde.

„Sie würden es also nicht unpassend finden, wenn ich langsam zu der Ansicht bekehrt würde, daß eigentlich — — unbewußt — — der Eindruck, den ich empfing — nicht sowohl — das heißt — daß ich mir augenblicklich nicht ganz klar war, von wem ich eigentlich den stärkern Eindruck empfing!"

Zeck fand es nicht im geringsten unpassend. Im Gegenteil, er wiederholte den mit so schönem Erfolg angewandten schmachtenden Blick, während er zugleich einen ganzen Spargel verkehrt in den Mund schob.

„Reden Sie offen! Sie gefallen mir sehr gut! Au Yes!"

„Ah!?" Der ewige Hochzeiter war über seinen Erfolg ganz paff. Einen Moment schoß ihm ein Zweifel durch den Kopf, ob das nicht am Ende zwei Abenteurerinnen wären. „Aber nein, was sollten die hier in dem winzigen Städtchen suchen, dergleichen gibt es nur in Großstädten. Nein! Es sind eben verrückte Engländerinnen und ich habe endlich einmal das Glück, das ich mir immer wünschte." Wenn es wahr ist, daß die Liebe blind macht, so ist dies im erhöhten Maße bei der Liebe zum Geld der Fall, und der ewige Hochzeiter war vor Geldgier blind und taub. Alle die Leute, welche ihr Geld gegen übermäßige Prozente zu Schwindelbanken tragen, oder es an Hochstapler geben, alle die Spieler, alle Leute, die ihr Dasein nicht ihrer Arbeit und ihrem Verdienst verdanken wollen, sondern auf außergewöhnliche Glücksfälle spekulieren — alle sind sie sinnesverwirrt, sie gleichen dem sonst so schlauen Auerhahn, der in seiner Tollheit nicht hört und sieht. Erst später, wenn sie gründlich hineingefallen sind, greifen sie sich an das weise Haupt und sagen: „Ich muß nicht recht bei Trost gewesen sein!"

Herr von Hösler war also vollkommen „wepsig". Daß Zeck den Kaviar mit dem Löffel und den Spargel verkehrt aß, sah er nicht, daß diese rasche Annahme seiner Werbung doch sehr verdächtig war, merkte er in seiner Eitelkeit nicht, für ihn gab es nur noch eine Frage: „Wieviel Geld hat sie?"

„Mylady!" rief er, „ich bin hingerissen über diese freie, vorurteilslose Art, womit Ihr Engländer in wundervoller Rücksichtslosigkeit auf das Ziel losgeht. Nun verzeihen Sie auch mir, wenn ich, obschon unsere Sympathie also eine gegenseitige ist, vorher noch die Bitte an Sie richte, mich einen Blick in Ihre finanzielle Lage tun zu lassen.

„Sie meinen, wieviel Geld ich 'abe?!" sagte Zeck, sein Champagnerglas austrinkend.

Der ewige Hochzeiter verbeugte sich stumm, ergriffen von so großartig einfacher Lebensauffassung.

„Wieviel meinen Sie?" lachte Zeck.

„Darf man Sie auf eine Million schätzen?" lächelte der Major.

„Und noch drüber!" log Zeck mit holdseligem Lächeln.

„In Pfund?" rief der Major, dem die Augen heraushingen.

„Au Yes! Natürlich," sagte Zeck, der die Frage nicht verstanden hatte.

Dem ewigen Hochzeiter tanzte es himmelblau vor den Augen. Also über zwanzig Millionen Mark. Das übertraf seine kühnsten Träume. „Auf unser künftiges Glück!" rief der ewige Hochzeiter strahlend, indem er das Champagnerglas erhob und mit Zeck anstieß.

„Au Yes!" sagte dieser austrinkend.

„Aber was sagen wir Ihrer Stieftochter?" meinte der glückliche Bräutigam.

„Lassen Sie — jupp — mich" — Zeck hatte den Schluchzer bekommen — „mit ihr — jupp — reden, bleiben Sie unterdessen hier!"

Zeck stand auf — oho — was wäre denn dieses — die gute Stube dreht sich ja im Kreise — öh — die Türe ist etwas weiter links — — jupp — so — hat ihm schon — — ui jemine, da wirbelt und dreht sich alles draußen. Zeck starrt auf einen Fleck und sieht nur mehr farbige Streifen, die sich durcheinanderschlingen. Zum Glück tanzte Rudi eben mit einem Herrn vorüber und nimmt ihn mit fort in das Zimmer, wo sie abgestiegen waren.

Dort sprang Rudi vor Vergnügen herum wie ein Besessener und lachte sich einmal ordentlich aus, den Zeck um seine eigene Achse wirbelnd. „Hören Sie auf — jupp" — stöhnte dieser, — „jupp — ich bin ja — jupp, ich bin ja total be— jupp — be—"

„Betrunken sind Sie — das merk' ich, Sie Kalfakter! Sie werden uns schön in die Tinte bringen, wenn Sie sich nicht zusammennehmen. Zeck — ich bin Ballkönigin — die Damen des Städtchens ärgern sich grün und gelb über mich! Nicht um alles gäbe ich diesen Abend her! Und was die Herren für erbärmlichen Blödsinn daher reden — jeder dasselbe!"

„Ach was — jupp," schrie Zeck mit gläsernem Blick, „Ballkönigin? Das ist noch gar nichts — ich bin ver— jupp — verlobt — mit dem — jupp — mit dem ewigen Hochzeiter!"

Rudi schlug ein wahres Hyänenlachen auf: „Was?! — Der hat doch um mich angehalten!"

„Tut nichts — jupp — hab's ihm ausgeredet!"

Rudi war auf dem Gipfelpunkt des Vergnügens angelangt.

Zeck ermunterte sich ein wenig mit frischem Wasser. Arm in Arm betraten die beiden wieder den Schauplatz ihrer Triumphe.

Unterdessen nahte sich das Unheil in Gestalt des geschwätzigen Friseurs. Dieser konnte der Neugierde nicht widerstehen und betrachtete von einer kleinen Galerie aus seine beiden Schöpfungen, die da unten im Saal Aufsehen erregten. Er empfand dabei

begründeten Stolz und unter dem Siegel der Verschwiegenheit vertraute er einem neben ihm finster in den Saal blickenden Herrn das Geheimnis der beiden Ladys an.

Schwachheit, dein Name ist nicht nur Weib, denn die Männer können Geheimnisse noch viel weniger bewahren.

Der finster blickende Herr nahm die Mitteilung mit höchstem Interesse entgegen.

„Wie? Wegen dieser dummen Jungen habe ich mich so schauderhaft blamiert!"

Es war der entgleiste Apotheker, der dies dachte, der verunglückte Cellist des heutigen Abends, der nicht mit Unrecht den beiden Spaßvögeln seinen Mißerfolg zuschrieb.

Wutentbrannt erzählte er dem Rittmeister, der im Bierstübchen tarockierte, die Geschichte.

Dieser lachte ihn aus und fiel ihm auf den Scherz nicht herein. So hoch sei seine Zeche doch noch nicht, daß er seinen Fähnrich mit einer fremden Lady nicht unterscheiden könne.

Da traf des Apothekers rachedürstiges Auge den Major.

„Haben Sie schon gehört, Herr Major, von dem Unfug?"

„Was?" fragte dieser traumverloren. Er hatte eben an eine große Papierschere gedacht, womit er im Geiste Coupons abschnitt.

„Der Fähnrich Tümmelkam und der Lazarettgehilfe Zeck erlauben sich den frivolen Scherz, hier in Damenkleidern als englische Ladys die Leute zum besten zu haben!"

Der Major sprang empor, wie von einer Tarantel gestochen.

Da kamen die Lady und ihre Tochter wieder. Der wackere Apotheker drückte sich.

Der Major starrte die beiden ganz bleich an! „So! — Es ist alles in Ordnung — jupp!" sagte Zeck und

setzte sich wieder — ebenso Rudi, der jetzt ganz barbarisch in die Speisen einhieb und entsprechend dazu trank.

Der ewige Hochzeiter blieb eine Weile stumm, denn sein Herz wurde zwischen Furcht und Zweifel hin und her gerissen. Der fortgesetzte Schluchzer des Zeck war endlich ausschlaggebend: Nein! So benimmt sich eine wahrhaftige Lady nicht!

„Wissen Sie?" sagte er auf einmal, wie aus einem Hinterhalt vorspringend, „wissen Sie, daß ich Sie für den Fähnrich Tümmelkam und den Gefreiten Zeck halte?!"

Durchbohrend sah er die beiden an. Jetzt mußten sie sich verraten oder wenigstens erbleichen.

Bei Rudi war dies auch der Fall, aber da er rot geschminkt war, so sah man es nicht. Zeck dagegen, der unaufhörlich Champagner trank, war bereits bei jenem seligen Stadium angelangt, wo die Welt und alles darinnen dem Menschen so rosig und hell, so selbstverständlich und klar wird. Er grinste den ewigen Hochzeiter seelenvergnügt an und trank sein Glas aus.

Und ehe der ewige Hochzeiter recht wußte, wie ihm geschah, war die junge Lady aufgestanden, hatte ihre wackelige Stiefmama beim Arm ergriffen und indem sie mit vernichtendem Blick dem Herrn von Hösler ein „shocking" zuschleuderte, verschwanden die beiden Damen, schwer gekränkt und tief beleidigt, in ihren Zimmern.

Jetzt wußte der Major gar nicht mehr recht, wie er daran war. Doch rasch entschlossen nahm er Säbel und Mütze und eilte fort: „Höchst einfach!" sagte er. „Sind die beiden Burschen im Arrest, dann ist's gut — nein, dann ist's erst recht nicht gut, denn dann habe ich die Damen grundlos beleidigt!" Mit solchen Qualgedanken eilte er hinaus in die Nacht, der Kaserne zu.

Nachdem Rudi die Tür hinter sich verschlossen

hatte, packte er seine Stiefmutter tüchtig am Kragen. „Sie Saufaus — Sie haben uns verraten!"

„Wa—a—s? — jupp — i—ich bin ver—lobt — mit — jupp — —!"

„Fort! Schnell nach Hause in den Arrest, das kann uns vielleicht noch retten! Vorwärts!"

Das Zimmer lag im ersten Stock. Rudi nahm seine Röcke zusammen und turnte hinaus in den Hofraum.

„Nehmen Sie mich doch mit, Herr Fähnrich — — jupp —" wimmerte Zeck oben.

„Schnell! Springen Sie!"

„Gleich! — Jupp — die Rö— die Röcke — hindern mich —" krach — da hing er schon mit seinem Kleid am Fensterhaken, zwischen Himmel und Erde.

„Kommen Sie doch — Sie Unglücksrabe!" flüsterte Rudi.

„Gl—gleich — Herr Fähnrich — jupp — ich hänge ein wenig —."

Rudi war wütend. Er packte eine Stange, die im Hof lag, und bemühte sich, seinen Spießgesellen herunterzustochern.

„Auweh!" brüllte Zeck. Endlich, kritsch — kratsch, plumpste er wie eine reife Zwetschge herunter. Das schöne Seidenkleid hing in Fetzen.

„Jetzt aber vorwärts, sonst sind wir geliefert!" Die beiden schlichen sich zum Tor hinaus und durch einige enge Gäßchen gerade gegen den Fluß zu.

„Wa—warum gehen wir — jupp — nicht über die Brücke?" keuchte Zeck hinterdrein.

„Die Brücke ist viel weiter oben und wir müssen dem Major einen Vorsprung abgewinnen, wenn er in den Arrest kommen sollte. Hoffentlich hat Mutschmann hier gewartet — hurra — da ist er ja!"

Sie waren am Ufer angekommen, wo der treue Trompeter mit seinem Kahn wartete. Überm Fluß drüben schimmerten die Lichter der Kaserne.

„Hurra!" rief Rudi und sprang ins Boot, den Zeck nachziehend.

In kurzen Worten erklärte er dem Trompeter die Lage.

Dieser begriff sofort und stieß vom Ufer ab. Rudi beeilte sich, die Kleider abzuwerfen und während der Überfahrt wieder in seine Uniform zu schlüpfen — als plötzlich, sie mochten den vierten Teil des Weges zurückgelegt haben, ein lauter Plumps hörbar wurde.

„Wo ist Zeck?" rief Rudi.

„Der Lali ist ins Wasser gefallen!" antwortete Mutschmann, indem er sich bereit machte, nachzuspringen.

Da tauchte Zeck schon wieder auf und strebte im Hundeschwumm dem Lande zu.

„Hierher — hierher, Zeck!" rief Rudi gedämpft. Aber Zeck strampelte in seiner Todesangst gegen das Land und war schon so weit, daß er waten konnte.

„Fahre ihm doch nach!" eiferte Rudi.

„Still! Es ist keine Sekunde zu verlieren!" herrschte der Trompeter, während er aus Leibeskräften nach der Mitte ruderte.

Zeck, der ans Land geplätschert war, winkte, was er konnte, wobei er einen Sprühregen von Wassertropfen von sich gab. Zu schreien wagte er nicht. Das kalte Bad hatte ihn wieder vollkommen nüchtern gemacht. „Die werden mich doch nicht da stehen lassen — — ah so was! —" Zeck rang verzweifelt seine Arme in den triefenden Puffärmeln und klapperte mit den Zähnen, denn der Morgen nahte und es war sehr frisch. Während der Trompeter mit kräftigen Schlägen über den Fluß fuhr, hatte sich Rudi rasch aus der blühenden Lady wieder in einen Ulanenfähnrich verwandelt. Er wusch sich den Puder vom Gesicht und war eben fertig, als der Trompeter bei der Kanalöffnung hielt.

„Aber — wenn Zeck jetzt fehlt —?" wollte Rudi sagen.

„Vorwärts!" trieb der Trompeter, und befestigte

schnell sein Boot an einem Strauch, der aus der Mauer wuchs.

Jetzt verstand Rudi. Beide krochen schnell durch den Kanal. Unter der Pritsche kam Mutschmann nur mit Mühe durch, da er stärker war, als die beiden andern. Kaum waren sie drinnen, so wurden Stimmen laut.

„Siehst du!" flüsterte der Trompeter, „hätte ich den Zeck geholt, so wären wir zu spät gekommen! Schlafen markieren!"

Die Schlüssel rasselten. Major von Hösler trat ein mit dem wachhabenden Unteroffizier. Bei dem Anblick der zwei schnarchenden Soldaten wollte sich ihm das Herz im Leibe umdrehen. „Also ganz zwecklos die Damen beleidigt. Vielleicht mein Glück auf immer verscherzt!" dachte er.

Rudi fuhr wie erschrocken in die Höhe und rieb sich die Augen, während der Trompeter, den Mantel über den Kopf gezogen, nur von rückwärts sichtbar war und auf der Pritsche in die Ecke gedrückt schnarchte, als ob er seit Stunden so daläge.

„'s ist gut!" machte der Major ärgerlich und ging wieder. „Ob sie mich jetzt noch nimmt?" sagte er laut in Gedanken.

„Wie befehlen Herr Major?!" fragte der Unteroffizier, den Arrest wieder zusperrend. Dieser antwortete nicht und eilte nach dem Goldenen Löffel.

„Na — wenn's dem nicht rappelt?!" brummte der Unteroffizier, während er wieder ins Wachlokal ging.

Die beiden im Arrest sprangen auf, als die Gefahr vorbei war.

„Jetzt will ich schnell den Zeck holen und dann mit dem Wirt vom Goldenen Löffel reden, sonst kommt Ihr doch noch heraus!"

„Mutsch! Du bist unser guter Engel gewesen!" lachte Rudi wieder seelenvergnügt.

„Nur piano! Ihr seid noch nicht im Trocknen. Von dem Zeck befürchte ich noch allerlei Dummheiten! —

Ich muß eilen! — Adieu! Morgen werde ich dir die Leviten lesen, leichtsinniger Strick!"

„Immer zu! Tausend Dank, Mutsch!"

Der Trompeter verschwand unter der Pritsche, kroch durch den Kanal und bestieg seinen Kahn wieder.

Zeck irrte unterdessen zähneklappernd am Ufer herum. Eine Weile dachte er, die andern würden ihn doch noch holen, als es ihm aber zu lange dauerte, entschloß er sich, auf eigene Faust einen Kahn zu suchen, um ungesehen wieder in den Arrest zu gelangen. Dort, oberhalb der Brücke, erinnerte er sich, waren immer welche angebunden. Er nahm sein zerfetztes, triefendes Kleid hoch und marschierte fröstelnd und schimpfend auf das Ziel los. Alles war still und menschenleer und sacht begann es zu dämmern.

Auf einmal, als er aus einem kleinen Gäßchen nach der Brücke zu einbog, stieß er an jemand, der eilig von der entgegengesetzten Richtung kam. Gerade unter einer Laterne fand der Zusammenstoß statt.

„Mylady!" rief der Jemand.

Zeck erkennt entsetzt den Major — an ihm vorbei — mit flatternden Gewändern — über die Brücke — die Stufen hinunter — ans Ufer — richtig, da sind Kähne, fünf, sechs Stück — er springt in den nächsten — der ist angekettet — er reißt den Pflock heraus in heller Verzweiflung — dabei fällt ihm die graue Perücke ins Wasser — tut nichts — das Ruder eingelegt — und hallo!

Der ewige Hochzeiter war ganz konsterniert bei der unverhofften Begegnung. „Mylady", rief er, „halten Sie — — Sie werden sich doch kein Leid antun — alles wird sich aufklären — vergeben Sie mir!" Atemlos säbelte er hinter Zeck drein. Der stand schon im Kahn und stieß eben ab, als der Major hart herangekommen war. Myla—d—y — —!" das Wort erstarb ihm auf den Lippen, als er den fliehenden La-

zarettgehilfen ohne Perücke mit dem zerfetzten Kleid sah. — „Ihr Millionenhunde!“ schrie er wütend, „euch werd' ich das Handwerk legen!“ Obwohl der Major den ganzen Zusammenhang augenblicklich noch nicht begreifen konnte, so war ihm doch klar, daß er der mehrfach geprellte Mitteleuropäer sei. Und als er mit Zeck seine vermeintlichen zwanzig Millionen den Fluß hinunterschwimmen sah auf Nimmerwiedersehen, ergriff ihn eine so unbändige Wut, daß er in den nächsten Kahn sprang, den Strick schnell mit dem Taschenmesser abschneidend und wie alle Wetter hinter der falschen Lady drein!

Eine regelrechte Regatta ging nun los. Die zwei zogen an, daß alles krachte. Zeck hatte zwar einen Vorsprung gehabt, aber der Major rückte ihm tüchtig auf, es war demselben klar, wenn er ihn entschlüpfen ließ, war das Rätsel nicht zu lösen. Doch schon winkte der rettende Hafen. Wie weiland Tell auf die Platte, so sprang Zeck in das rettende Kanalloch und ließ sein Schifflein auf den Wellen treiben.

Der Major, hoch erstaunt, wollte schon das gleiche tun, aber mißtrauisch, wie er jetzt geworden war, dachte er auch an den Rückzug. Er band seinen Kahn an den Strauch, der aus der Mauer ragte, und drang kühn dem Zeck ins Kanalloch nach, um der Teufelei auf die Spur zu kommen.

Zeck zwängte sich in einer schauerlichen Verfassung unter der Pritsche hervor und Rudi, der alle Gefahr beseitigt glaubte, überließ sich seiner alten Heiterkeit.

„Bscht — bscht!“ machte Zeck sehr ängstlich, „er kommt dicht hinter mir drein!“

„Wer?“

„Der ewige Hochzeiter!“

„Also haben Sie uns doch wieder in die Patsche gebracht! Sie sind doch ein —!“

„Bscht!“

30

Man hörte den Verfolger im Kanalloch rumoren. Rudi und Zeck blieben atemlos.

Währenddessen hatte der wachsame Trompeter, welcher sich auf der Suche nach dem Lazarettgehilfen befand, von fern den drolligen Rudersport mit angesehen. Kaum war der ewige Hochzeiter im Loch, so ruderte er heran und band dessen Kahn los, ihn ins Schlepptau nehmend. Dann wartete er mit klopfendem Herzen vor der Öffnung.

Der ewige Hochzeiter hatte sich indessen wieder bis zum Ausgang gekrabbelt, da er zu dick war, um unter der Pritsche durchzukriechen, und keine Ahnung hatte, wo er sich befand. Sehr verwundert riß er die Augen auf, als er im Morgengrauen den Trompeter mit den Kähnen lavieren sah.

„Haben Sie den Kahn losgebunden? Fahren Sie augenblicklich her, daß ich einsteigen kann!"

„Entschuldigen der Herr Major, aber ich muß zuvor die Bitte um Straflosigkeit für meine Kameraden stellen!"

„Ah — Sie stecken mit unter der Decke? Na, freut euch nur! Her mit dem Kahn!"

„Ich bitte den Herrn Major gehorsamst, mir zuerst gütigst das Wort zu geben, über die Vorgänge dieser Nacht zu schweigen!"

„Frecher Hallunke!" schrie dieser, „ins Zuchthaus bring' ich euch alle zusammen wegen Betrugs! Her mit dem Kahn!" Der Trompeter wurde bleich, aber er rührte sich nicht. Er wußte, daß sie alle drei verloren waren, wenn er die schlimme Lage des Vorgesetzten nicht ausnutzte, und was er für sich allein nie getan hätte, das fühlte er sich unwiderstehlich getrieben für den Kameraden zu tun, dessen ganze Existenz auf dem Spiele stand, und die seiner Familie damit.

„Wart', Bursche!" schrie der Major, als der Trompeter sich nicht vom Platze rührte. Er kehrte um. Es mußte doch da irgendwo hinausgehen. Durch

Zauberei konnte die vermeintliche Lady doch nicht verschwunden sein. Ah — da stieß er auf etwas Weiches — es raschelte wie Seide — eilig entfernte sich das Ding im dunkeln Gang. Den Major gruselte es einen Augenblick, aber sofort leuchtete es ihm ein, daß das nur der Verfolgte sein könne, und behend kroch er nach.

Es war Zeck. Er hatte geglaubt, der ewige Hochzeiter sei schon abgefahren, und wollte nachsehen. Als er im dunklen Schlund auf den Herrn von Hösler stieß, krabbelte er mit Händen und Füßen zurück, wütend über sein fortgesetztes Pech, das ihn jedesmal wieder seinem Verfolger auslieferte, wenn er ihm schon entronnen zu sein glaubte.

„Ist er fort?" fragte Rudi, als Zecks Kopf unter der Pritsche auftauchte.

„Helfen Sie — er hat mich beim Fuß!" stöhnte dieser. Rudi zog, aber Herr v. Hösler hielt unten im Kanal Zecks Bein fest und ließ ihn nicht aus. „Sie miserabler Kerl!" schrie er, „wollen Sie dableiben!"

„Zu Befehl!" schrie Zeck.

„Wo sind Sie denn eigentlich?" tönte es von unten.

„Im strengen Arrest, Herr Major," sagte Rudi, „man muß unter der Pritsche hervorkommen."

„So? Sie sind auch da! Na wartet!" Der Major ließ Zeck los, der eilig heraufturnte, um selbst in den Arrest einzudringen. Aber es ging nicht.

„Zum Donner — so hebt doch die Pritsche auf!"

„Es geht nicht, Herr Major, sie ist in die Wand eingelassen!"

Noch einen Versuch machte er, sich durchzuzwängen, daß die Knöpfe von der Uniform absprangen.

„Herr Major sind zu dick!" sagte Zeck mit innerlicher Freude.

„Halt's Maul!" schrie dieser wütend, indem er sich mit Mühe wieder zurückzog. Er kroch zur Öffnung. Der Trompeter war am selben Fleck.

30*

„Wollen Sie jetzt gutwillig herfahren, so sichere ich Ihnen für Ihre Person Straflosigkeit zu!"

„Herr Major, ich kann meine Kameraden nicht im Stich lassen!"

Nun bekam der Major einen Wutanfall. Er schimpfte und wetterte und drohte mit der fürchterlichsten Rache.

„Herr Major," sagte der Trompeter bescheiden, „ich glaube, wie die Dinge liegen, wäre es sogar im Interesse des Herrn Majors, die Vorfälle dieser Nacht als Scherz aufzufassen! Ich bitte noch einmal dringend um Verzeihung für unsern jugendlichen Streich!"

„Fahren Sie her, oder ich rufe Leute herbei!"

„Das sollten der Herr Major nicht tun, denn die Leute würden sich gar zu sehr wundern!"

Da hatte der Trompeter recht. Das war ja einfach unmöglich, der Major hätte sich bis auf die Knochen blamiert — und so wie er angeschrieben war, wenn das der Oberst erführe — alles eher als das!

Der Major lenkte notgedrungen ein.

„Also seien Sie vernünftig, ich will die ganze Geschichte als Scherz auffassen — jetzt fahren Sie her!"

„Sobald der Herr Major mir Ihr Ehrenwort darauf geben!" sagte der Trompeter unerschütterlich.

„Es ist gut!" knurrte dieser, sich auf die Lippen beißend.

„Ich habe also Ihr Wort?!"

„Es ist gut, habe ich gesagt; zum Donnerwetter, verstehen Sie nicht deutsch! Vorwärts!"

Der Trompeter, dem es überhaupt einen furchtbaren Kampf gekostet hatte, so gegen einen Vorgesetzten aufzutreten, wagte nicht mehr länger zu zögern. Er fuhr heran. Der Major sprang ins Schiff.

Der Morgen stieg herauf und vergoldete die Dächer des Städtchens. Sonntagmorgen! Der Trompeter ruderte eilig ans andere Ufer.

„Ich bitte den Herrn Major nochmals ganz gehorsamst um Entschuldigung," sagte er, während er landete; „es stand für meinen Freund zu viel auf dem Spiel. Es ist — — !"

„Was wollen Sie?" schrie der ewige Hochzeiter wütend. „Halten Sie Ihr Maul. Ihr werdet exemplarisch bestraft werden, ihr freches Gesindel!"

„Aber Herr Major! Ich habe doch Ihr Wort!" rief der Trompeter bestürzt.

„Sie frecher Bengel! Ich habe gesagt ‚es ist gut!' und was das bedeutet, werden Sie erfahren!" Der Major entfernte sich eilig nach dem Goldenen Löffel zu.

Der Trompeter wurde leichenblaß vor Zorn. Hätte er ihn doch sitzen lassen im Loch, bis er schwarz wurde! Einen Augenblick dachte der junge Mann nach, dann färbte wieder Röte seine Wangen und im Laufschritt eilte er nach der Kaserne.

Dort war alles schon munter. Alles putzte und bürstete, pfiff und sang, denn der Sonntag ist ein fröhlicher Tag, besonders für den Soldaten.

Der Trompeter eilte zum Wachtmeister und bat, vom Mittagappell wegbleiben zu dürfen. Dann studierte er den Fahrplan. Um 6 Uhr 50 Min. früh ging ein Schnellzug, mit dem fuhr der Major nach der Garnison zurück, der Wachtmeister wußte es, weil er noch an die Bahn befohlen war. Der Schnellzug kam um 8 Uhr 45 Min. dort an. Anfangs war der Trompeter entschlossen, mit demselben Zug zu fahren und dem guten alten Oberst alles zu erzählen, der seine Ulanen liebte wie ein Vater. Das war auf jeden Fall die einzige Rettung. Aber wenn er gleichzeitig mit dem Major fuhr, so mußte ihn dieser sehen und seine Absicht durchschauen. Dann war auch gar nichts geholfen, wenn er gleichzeitig mit diesem einträfe. Er mußte den Oberst zuerst und allein sprechen. Es galt also zuvorzukommen. Eben schlug es 6 Uhr. Da besann sich der junge Reiter nicht länger. „Jetzt

gilt's!" rief er und eilte in den Stall. Dort sattelte er die Vollblutstute des Fähnrichs, die lichtbraune „Maiden", welche sich über die Unterbrechung des Frühstücks etwas ärgerlich zeigte.

Fünf Minuten später ritt der Trompeter in langsamem Schritt zum Kasernentor hinaus. Eine Viertelstunde ließ er das Pferd so gehen, trotzdem er vor Ungeduld fieberte. Währenddessen studierte er eine Karte, die er aus der Kanzlei mitgenommen hatte. Nach kurzer Berechnung sah er, daß, wenn er der Landstraße folgte, bis zur Ankunft in der Stadt beim raschesten Tempo 2½ Stunden vergehen müßten.

Nach der Karte waren es gut über 80 Kilometer. „Es geht nicht!" seufzte der Trompeter, „selbst wenn ich das Pferd zuschanden reite, komme ich höchstens gleichzeitig hin, anstatt früher dort zu sein.

Auf einmal wendete er sein Pferd von der Straße ab und fing an, kurz übers Feld zu traben. „Hurra!" lachte er vor sich hin, „ich reite auf der Luftlinie, da erspare ich 20 Kilometer, denn die Straße macht zweimal einen sehr großen Bogen, um Ortschaften zu berühren, bei denen Brücken über den Fluß führen, der sich in der Gegend mehrfach krümmt! Was braucht denn ein deutscher Ulane Brücken, um durch den Fluß zu kommen? Heißa, Maiden — jetzt fangen wir an!"

Er ließ das edle Tier in Galopp übergehen, den er langsam und stetig immer mehr verschärfte. Die Felder waren noch größtenteils unbestellt, in blauem, sonnigem Duft lag das weite Land und der junge Reiter hob die Brust und erfreute sich des köstlichen Lebens, das einem so voll zum Bewußtsein kommt, wenn man hoch zu Roß über die Fluren sprengt. Eine halbe Stunde war er mit der Uhr in der Hand ruhig und gleichmäßig fortgaloppiert — da kam der Fluß zum erstenmal. Ohne Schwierigkeiten wurde er lustig durchschwommen. Drüben weiter! Alsbald ging es durch Wald. Auf jeden Stein am Wege gab der Rei-

ter acht, sein Pferd zu schonen, dazwischen ließ er es sorgsam nach der Uhr wieder ein paar Minuten im Trab und Schritt gehen, um dann aufs neue immer höhere Leistung zu fordern. Jetzt wurde der Weg schlecht. Aber da war keine Zeit zum Aussuchen; der Trompeter wich von seiner graden Linie nicht ab und wo es Hindernisse gab, da wurden sie einfach in hohem Sprung bewältigt. Auf einmal endet der Wald und senkrecht geht es hinunter auf den Fluß, der schon einmal durchschwommen, jetzt wieder im Weg liegt, da er einen weiten Bogen gemacht hat. Der Trompeter stößt einen Ruf des Ärgers aus. Es sind mindestens fünf Meter vom Ufer hinunter in den Fluß. Er schaut nach links und rechts. Es ist nirgends niedriger, eher noch höher. Die Zeit ist kostbar. „Pah — ein Sprung ist ja nicht so schlimm, das Wasser ist ja tief!" Er setzt die Sporen ein. Aber Maiden bedankt sich für den Spaß. Sie geht bolzgerad in die Höhe. Noch einmal will's der Trompeter zwingen. Jetzt wird Maiden scheu und fängt an zu drehen und zu stampfen. Da bröckelt es — da fängt es an zu rutschen — das unterwaschene Sandufer gibt nach und unter großem Getöse stürzen beide, der Trompeter und sein Pferd nebst Sand und Geröll ins Wasser. Der Trompeter, dem es den Atem benahm, kam unter das Pferd zu liegen. Das Wasser war hier hart am Ufer nicht tief genug, um das Gewicht desselben ganz unwirksam zu machen. Der kühne Reiter wurde einen Moment fast ohnmächtig unter dem Druck, stöhnend und instinktiv erfaßte er einen Bügelriemen und ließ sich von Maiden, die unversehrt gleich zu schwimmen anfing, hinüberziehen. Sonst wäre er, obwohl er sonst ein sehr guter Schwimmer, untergegangen, denn seine linke Seite war wie gelähmt und das Blut rieselte ihm vom Kopf über die Augen, daß er gar nichts mehr sah. So aber zog ihn das brave Pferd rasch durch die Strömung. Drüben angelangt, klopfte er zuerst seinem Pferd

zärtlich den Hals, dann untersuchte er seinen eigenen Kopf.

„Bloß ein paar Stückchen Fell eingebüßt," sagte er zu sich selber, „aber mir scheint, der linke Flügel ist kaput — oder doch nicht — hier alles ganz — weiter herauf auch nichts — oh — hier oben — da liegt der Has im Pfeffer — richtig — das Schlüsselbein ist ab! In Gottesnamen — könnte schlimmer ausgefallen sein — bin dem lieben Gott meiner alten Mutter wegen recht dankbar, daß es nicht das Genick gekostet hat. Den lumpigen Knochen, das ist der Rudi schon wert, er ließe sich auch für mich ein paar abschlagen! — Jetzt aber vorwärts." Nach diesem Selbstgespräch gab er seinem triefend und wie teilnahmsvoll dastehenden Pferd einen Kuß auf die Schnauze, legte die rechte Hand auf den Sattelknopf und sprang in den Sattel. Den Schmerz verbiß er und weiter ging es in scharfem Galopp die Böschung hinauf und querfeldein. Da wird ein Dunstkreis sichtbar am Horizont. „Hurra! das ist die Stadt!"

Immer deutlicher zeichnen sich die Türme und Umrisse ab. Maiden geht in voller Flucht, denn der Trompeter denkt nicht mehr, daß er es vor Schmerzen noch aushalten kann.

Die Reiterkaserne befindet sich außerhalb der Stadt, er sieht schon ihre Türmchen auftauchen. So braucht er nicht durch die Straßen zu reiten, denn die Leute gaffen schon nach dem nassen Reiter mit blutigem Kopf ohne Mütze.

Jetzt taucht eine neue Sorge im Herzen des tapferen Reiters auf. Er kann ja den Oberst nicht so ohne weiteres sprechen. Er sollte sich vorschriftsmäßig bei seinem Wachtmeister zum Regimentsrapport gemeldet haben. Ja, wenn er dem Oberst begegnen würde, er redet ihn ja immer an, wenn er ihn sieht! — Noch eine kleine Strecke Trab zum Ausschnaufen, jetzt Schritt — glücklich am Ziel. Wie er zum Ka-

sernentor hineinreitet, sieht er auf die Uhr. Es ist genau zehn Minuten über acht Uhr.

„Also eine gute halbe Stunde dem Herrn von Hösler abgewonnen! Die heißt es jetzt ausnützen!“ sagte er ganz vergnügt trotz seiner Schmerzen.

Und der Kühne hatte Glück! Wahrhaftig, da stand der Oberst mitten im Kasernenhof, mit dem Adjutanten sprechend, als ob er schon auf ihn gewartet hätte.

„Auf Leid folgt Freud'!“ dachte der Trompeter und sprang ab.

„Oho!“ rief ihn gleich der Oberst an, ein alter, braver Reitersmann mit blühend rotem Gesicht und schneeweißen Haaren und Schnurrbart, „oho — wie schauen Sie aus?! — Ah — das ist ja der Trompeter von der dritten Schwadron!“

„Zu Befehl, Herr Oberst!“

„Ist das ein Dienstpferd?“ fragte der Oberst nähertretend und die schaumbedeckte Maiden mit Stirnrunzeln musternd.

„Nein, Herr Oberst! Das Pferd gehört dem Fähnrich Baron Tümmelkam!“

„So, so! Dem kleinen Tümmelkam — na und Sie reiten es ihm wohl krumm? Sie müssen ja toll gejuckt sein — Sie sind wohl kopfunter gegangen? Und patschnaß sind Sie auch? Sie kommen wohl von Ihrer Garnison?“

„Zu Befehl, Herr Oberst!“

„Na, die Straße ist doch ausgezeichnet! Wie kann man denn so ausschauen! Wann sind Sie denn drüben weggeritten?“

„Sechs Uhr fünf Minuten, Herr Oberst!“

„Wa—was?“ Der Oberst sah auf seine Uhr. „Was, Sie wollen in zwei Stunden da herübergeritten sein?!“

„Zu Befehl, Herr Oberst!“

„Der Tausend! Das wäre ein sehr braver Ritt. Begreife aber nicht, wie Sie das gemacht haben, mein Lieber!“

„Ich bin auf der Luftlinie geritten, Herr Oberst!“

„Oho! Und vor lauter Luft ein bißchen ins Wasser gefallen? Wie?“

„Ich mußte zweimal durch den Fluß, Herr Oberst.“

„Ja, ja — ganz recht! Brav, mein Sohn, das mußt du mir erzählen!“

Nun war's gewonnen! Wenn der Oberst „du“ sagte, dann war er um den Finger zu wickeln. Und der Trompeter erzählte. Alles, Wort für Wort, wie es gewesen war.

Ein paarmal mußte der Oberst laut auflachen, aber wenn vom ewigen Hochzeiter die Rede war, runzelte er gar bös die Stirne.

Der Trompeter hatte geendet. Der Oberst sagte nichts, sondern ging ein paar Schritte weiter mit dem Adjutanten.

„Sind das Schlingel! Den Arrest da drüben müssen Sie untersuchen lassen — notieren Sie gleich! Aber was sagen Sie, wie dieser Hösler sich aufführt. So ein verdächtiger Schliefer und Schleicher — rennt hinter einer alten Lady drein, die ein verkappter Lazarettgehilfe ist, gibt einem anständigen Burschen, der ihn aus einer niederträchtigen Situation befreit, sein Wort und hält es dann nicht. Na, Gott sei Dank, daß es so kam, denn diesmal werden wir ihn los, den Schliefer, dafür garantiere ich!“

Dann wandte er sich zum Trompeter zurück. „Du bist ein braver Soldat! Mut, Kameradschaft und Humor, das sind mir die drei liebsten Eigenschaften bei meinen Jungen. Und wenn ihr auch über die Schnur gehauen habt, so soll es für diesmal durch deinen schneidigen Ritt ausgelöscht sein! Ihr — tollen Burschen, ihr!“ Der Oberst schaute dem jungen Mann freundlich in die Augen und schlug ihn mit der Hand auf die linke Schulter. Dieser konnte einen Schmerzenslaut nicht unterdrücken.

„Sind Sie aber wehleidig!“ sagte der Oberst.

„O nein, Herr Oberst!“ lächelte der Trompeter,

„aber ich habe mir vorhin bei dem Sturz ein wenig das Schlüsselbein gebrochen!“

„Ist das ein Bengel!“ polterte der Oberst, um seine Rührung nicht sichtbar werden zu lassen, denn er bekam ganz glänzende Augen, als er dem Soldaten auf die blühenden Wangen klopfte; „so ein ruppiger Bengel! Sagt kein Wort davon! Glaubst du denn, du kannst dir außer Dienst die Knochen brechen wie du willst?! Gleich laß dir deine Knochen einrichten. Marsch ins Revier mit dem Bengel!“

Glückselig machte der Trompeter „Kehrt“ und führte zuerst sein Pferd in den Stall.

„So!“ sagte der Oberst, „jetzt werde ich mir den ewigen Hochzeiter ausborgen!“ —

Der Trompeter bestürmte den Arzt so lange, bis er ihn mit dem Abendzug heimfahren ließ, nachdem der Bruch eingerichtet war. Maiden war nachmittags schon von einem Ulan zurückgeritten worden. Dieser erzählte von dem Sturz des Trompeters. Er machte die Sache natürlich schlimmer, und wie es zu gehen pflegt, bis die Geschichte zu den beiden in den Arrest hineingelangte, hieß es, Mutschmann habe sich sämtliche Rippen gebrochen und liege im Sterben.

Diese Nachricht war ein Donnerschlag für den lustigen Rudi. Er verbrachte qualvolle Stunden der Verzweiflung und machte sich die bittersten Vorwürfe, an diesem Unglück schuld zu sein. Plötzlich, um halb neun Uhr etwa, klirrten die Schlüssel, die Tür des Arrestes ging auf.

„Du lebst!?“ schrie Rudi, außer sich vor Freuden, und umarmte glückselig den Freund.

„An diese Stunde werde ich denken!“ sagte später Rudi ernst; „ich bin in ihr um zehn Jahre älter geworden.

Und er hielt Wort. Es war sein letzter dummer Streich. Er wurde Offizier und das Fideikommiß fiel ihm infolgedessen zu. Seinen Freund, den Trompeter, vergaß er nicht. Er gab ihm die Mittel zur

musikalischen Ausbildung, und heute ist der ehemalige Trompeter ein Künstler auf dem Waldhorn, dessen Name weit in der Welt genannt wird.

Auch dem Zeck hat Rudi in Erinnerung an gemeinsam bestandene Lustbarkeit und Gefahr zu seinem Glück verholfen. Er hat ihm die Mittel vorgestreckt, in der Hauptstadt ein großes Barbiergeschäft anzufangen, welches glänzend geht. Oft steht er mit seinem steifen Hals unter der Ladentüre, und wenn der pensionierte Major von Hösler vorbeigeht, schreit er ganz absichtslos: „Au Yes!" Dann wird der knurrige, gallige Pensionist ganz närrisch vor Zorn.

Und das geschieht ihm recht! Denn wenn es einer gar zu gut haben will auf Erden und gar zu schlau sein, so kann es ihm leicht passieren, daß er das Glück verfolgt bis — ins Kanalloch hinein, wo er dann schön blamiert sitzen bleibt — wie der ewige Hochzeiter!

Reiterleben eines Künstlers.

Eine meiner frühesten Erinnerungen ist die an ein Pferd. Es hieß Hudibras und gehörte dem Oberleutnant Vogel, der in Ansbach, wo mein Vater Staatsanwalt war, bei den Ulanen stand und in demselben Hause wie wir wohnte.

Ich soll damals ein sehr hübsches Kind mit wallenden, blonden Locken gewesen sein, was sich ja im Laufe der Zeit so ziemlich verlor, besonders die Locken. Oberleutnant Vogel verhätschelte mich und sein Pferdestall wurde meine Heimat. Hudibras, ein verständiger und gemütvoller Brauner, wurde jeden Mittag ins Gasthaus „Zum Stern“ geführt, wo sein Herr aß, und ich durfte oben sitzen.

Anfangs ging der Bursche mit, als aber einmal Hudibras allein mit mir hinging, blieb es dabei. Der Bursche setzte mich drauf und Hudibras schien sich seiner Verantwortung voll bewußt. Der Verkehr war damals nicht beängstigend in Ansbach. Ich roch immer penetrant nach Stall, da ich dem Braunen immer zwischen den Beinen herumkroch, was ihm offenbar Spaß machte. Schön war's auch in der Bedientenkammer und nach Hudibras war der Bursche mein bester Freund.

Wie war es interessant, wenn er das Zaumzeug im Sande rieb oder auf die Wichsbürste spuckte und die hohen Reitstiefel seines Herrn bearbeitete und dazu pfiff, daß einem die Ohren gellten. Ach, solche Stie-

fel zu besitzen, solche Stiefel mit Sporen dran, das wäre doch der Inbegriff menschlicher Seligkeit gewesen. Oberleutnant Vogel ließ mir aus einer alten Ulanka eine Uniform machen, auch Tschapka, Säbel und Sporen bekam ich zum Christkindel. Nicht zu vergessen ein Schilderhaus aus Pappe, in dem ich stehen konnte. Stundenlang schritt ich mit gezogenem Säbel ernsthaft davor auf und ab, salutierend, wenn ein Offizier vorbeiging, der mir dann lächelnd richtig dankte. Das war schön! Zu schön, als daß es dauern konnte.

Das Jahr 1866 kam. Hudibras und sein Herr zogen in den Krieg. Welcher Schmerz, welch brennendes Weh im Kinderherzen.

Fremde Truppen zogen durch Ansbach: Österreicher, Badenser, Württemberger und die bösen Preußen erwartete man. In der Küche, im Gartenhaus, im leeren Stall, überall lagen Soldaten auf Stroh, den eigentümlichen Leder- und Kommißbrotgeruch zurücklassend. Meine Mutter hatte Geld und Pretiosen in die Röcke genäht.

Eines Abends mußte mein Vater fortreisen. Sein Neffe, ein Infanterieoffizier, war bei Kissingen gefallen. Wie mochte es Hudibras gehen! Die weiteren Erinnerungen sind verblaßt. Wir Kinder bekamen die Masern, mein Vater wurde nach Bayreuth versetzt, ich kam in die Lateinschule. Gräßlich! Kein Garten, kein Pferd mehr. Der Ulanka war ich entwachsen, meine kleine Schwester zog sie noch manchmal an. Abends vor dem Einschlafen, nach dem eiligen Nachtgebet, versuchte ich mir immer intensiv vorzustellen, daß ich ritte, und während dieses Phantasierittes schlief ich immer ein. Die drei Jahre, die ich in Bayreuth zubrachte, verstrichen pferdelos. Auch die gefangenen Franzosen, die 1870 einmarschierten, kamen zu Fuß. Im Jahre 1871 wurde mein Vater nach München versetzt, kurz darauf starb meine Mutter. Das Gymnasium kam, aber nie mehr

fand sich eine Gelegenheit, meine Sehnsucht nach Pferden zu stillen. Damals wollte ich, da ich, meiner Zeit vorauseilend, das Griechische höchst überflüssig fand, musikalischer Clown werden, was bei meinem Vater nicht auf das gebührende Verständnis stieß. Ich konnte recht gut auf den Händen gehen und, den Fiedelbogen zwischen den Knien, die Geige in den Händen, Stückchen geigen. Hätte ich den zwanzigsten Teil der Zeit auf die unregelmäßigen Verba verwendet, so wäre ich ein großer Grieche geworden, aber wie gesagt, der Zirkus schien mir anziehender. Schließlich absolvierte ich dennoch mit Hilfe meiner guten Augen und trat als Einjähriger in das 3. Feldartillerie-Regiment Königin-Mutter, da mein Vater Schwolischeh und Budget nicht zu reimen vermochte. Reiten kann er ja bei der Artillerie auch, hieß es, und es ist viel billiger. Reiten? Na ja! Die 2. Feldbatterie nahm mich auf. Die Uniform war da. Besonders schön war sie nicht, auch fand ich den „Brrrd“ entsetzlich. „Brrrd“ nannte man beim Haufen das römische Gladiatorenschwert, das der bayerische Kanonier zwischen den Beinen zu balancieren pflegt, und das bei jedem Schritt mit einem deutlichen „Brrrd“ gegen die Waden haut. Machen kann man weiter nichts damit, nicht einmal Späne, es hat nur noch den ausgesprochenen Zweck, wenn man im Achssitz fährt, ins Rad zu kommen, wobei man achtzugeben hat, daß man nicht selbst zur Spirale gedreht wird. In Gottes Namen, in einem halben Jahre war man Gefreiter, dann gab es Schleppsäbel, Sporen und die hochgeschätzte Streifenhose, unten Glockenform und das Rote so breit wie das Blaue. Mit diesem roten Streifen muß ein Naturphänomen verbunden sein. Es schwillt immer an, wird durch Kommandanturbefehl wieder in die normale Breite gebracht, alsbald aber dehnt es sich wieder aus, bis eine rote Hose mit blauem Einsatz fertig ist.

Als ich meinem Pferde vorgestellt wurde, befiel

mich ein Schreck. Es schien eine Kreuzung von Kamel und Kleiderschrank zu sein. Es war so hoch, daß ich kaum zum Widerrist langen konnte, hatte einen Kopf wie ein beleidigter Elch und Haare wie eine Wildsau, aus denen ich, wie mir zur patriotischen Pflicht gemacht wurde, zehn Striche Staub täglich herauszuputzen hatte. Das würdige Tier hieß Unhold. Ganz passend. Aber einerlei, es war ein Pferd. Nun kam die schöne Zeit, wo man abends nicht mehr die Treppe hinaufkommt vor Reitweh, wo man um fünf Uhr früh durch den Kasernenhof patscht, im dickdunstigen Stall die zehn Striche herausputzt, wobei Unhold von hinten beißt, wo man schweißbedeckt am gefrorenen Brunnen steht, wo im grauen, loheduftenden Nebel der Reitbahn schattenhafte Gestalten Knopf im Zügel auf der Decke mit verzweifelt emporgereckten Armen wie Korkstöpsel auf den Wellen tanzen, wo beim Kommando „Stange herein!" unklare Erinnerungen vom Gesetze der Beharrung und der Tangentenbewegung einem durch den Kopf gehen. Unser Instruktionsoffizier war kein Mann der grauen Theorie. Am ersten Tage hatte er uns ohne Sattel und Bügel gleich im Freien ein Rennen reiten lassen. Die meisten fielen herunter, es sah aus wie nach einer Schlacht. Ich war unter den Obenbleibenden und kam als guter vierter an. Das war ganz schneidig, aber reiten haben wir eigentlich doch nicht gelernt. Von einer Wechselwirkung zwischen Faust und Schenkel, worin doch der ganze Witz des Reitens besteht, hörte ich zehn Jahre später in Wien zum erstenmal.

Eine der hübschesten Übungen war entschieden das Einzeln-aus-dem-Glied-reiten. Der Leutnant erklärte uns begierig nach den Geheimnissen der Hippologie Horchenden, wir müßten uns „mit dem Gesäß am Sattel ansaugen und eine schiebende Bewegung dazu machen". Wir saugten wie die Blutegel und schoben, daß es einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Aber kein Roß rührte sich vom Platze. Der

Saugapparat schien durch den Kommißsattel durch nicht gehörig zu wirken. Nachdem auch ich erfolglos eine Zeitlang hin und her gewebert hatte, flüsterte ich dem hinten stehenden Kanonier, der zum Ausmisten bestellt war, zu: „Stupf' 'n a bissel!“ Der Kanonier stach grinsend meinen edlen Unhold mit der „Mistkralle“ unter den Schwanz, und freudig eiste ich mich von der Menge los und trabte auf unseren hippologischen Leutnant los. „Na also, es geht ja!“ rief dieser. Meine Kameraden aber weberten erfolglos weiter.

Reit- und Singlehrer haben viel Verwandtes. Jeder hat seine Mätzchen. Bald muß man den Ton im Nabel, bald hinter den Ohren bilden, bald ein Stück Holz in den Mund nehmen, bald einen Stein behufs deutlicher Vokalisierung; geradeso ist dies durch den Sattel saugen. Schulmeistern ist schwer. Ob es wirklich der preußische Schulmeister war, der die Schlacht von Sadowa gewann? Die Balladendichter mit den gewissen „verhängten Zügeln“ wissen ganz gut, daß der Ritter in seinem „Zoren“, dem Roß die „Sporen“ gibt. Warum es unser Leutnant nicht wußte?

Nachdem ich ein halbes Jahr auf Unholden herumgehopst war, wurden wir vorgestellt. Es war sehr ehrenvoll für mich, daß ich für diese Vorstellung mit einem Kameraden das Pferd tauschen sollte. Dieses war ein kitzliches Aas und mußte immer als letzter gehen, weil es nach allen Seiten hin auszufeuern beliebte. Die Ursache dieser unzufriedenen Gemütsäußerungen zu ergründen, gab sich niemand die Mühe. Ach, wer sich mit einem Pferde so richtig unterhalten könnte! Der biedere Unhold zum Beispiel, wirklich ein hochanständiger Charakter, hatte eine Schwäche: er konnte absolut nicht husten hören. Wie einer hustete, fuhr er drauf los, und wenn's der Herr Oberst gewesen wäre. Offenbar hatten müßige Stallwachen ihm eine ganze falsche Erklärung dieses dem Men-

schen eigentümlichen Geräusches gegeben. Als ich später in meinem Berliner Theater den berüchtigten Hustenukas erließ, mußte ich oft an Unhold denken. Wenn er im Zuschauerraum gewesen wäre, hätte bald keiner mehr gehustet.

Also ich sollte das bucking horse reiten. Natürlich wollte ich sehr schön sein. Ich lackierte darum meine Wichsstiefel zu Hause und ging in die Kaserne. Um nicht verdorben zu werden — ich war damals achtzehn Jahre alt — hatte man mich zu einer bekannten Familie in die Liebigstraße gegeben. Von da in die Artilleriekaserne ist es eine gute Stunde. Meistens schlief ich noch im Gehen und war schon müde beim Antreten. Item ich wanderte mit den frisch lackierten Stiefeln durch die morgendämmernden Straßen. „Märzenstaub bringt Gras und Laub" — aber mir entschieden nur Mittelarrest, denn als ich ankam, waren die Stiefel so grau wie sämischlederne. Verzweifelt arbeitete ich nun auf dem Lack und Staub wieder mit Wichse. Das scheint die Stiefel geärgert zu haben, den jetzt wurden sie grün. Ich stürze in den Stall, die Kameraden sind schon angetreten; in meiner Wut und Hast reiße ich eine Strippe am Sattelgurt ab — Teufel! Herunter kann ich die Hälfte nicht hängen lassen. Also ganz heraus den Gurt. Jetzt ist's ja doch alles eins, mit den grünen Stiefeln werd' ich doch nicht Gefreiter.

Gerade wisch ich noch mit in die Bahn, bevor die Schranke geschlossen wird. Orlando, so hieß das Beast, freut sich königlich, daß er keinen Gurt hat und fängt an der Bande Xylophon zu spielen an, der Sattel tanzt am Hals herum. Aufgesessen! Oben bin ich. Das Vieh hat entschieden Humor. Es schreit wie ein Waldesel und bemüht sich, in regelmäßigem Tempo mich und den Sattel wieder auf den Hals zu balancieren. „Flinzerl", so nannten wir den Herrn General, weil er mit den Augen zwinkerte, fängt schon an, herzublinzeln, ihm nach der Oberst, der Major,

die ganze militärische Hierarchie. Und dazu grüne Stiefel und keinen Sattelgurt. Mich packt die Wut der Verzweiflung — Tarab — Orlando bemüht sich, die Vorderflossen auf der Kruppe des nächsten Pferdes, den ganzen Schwindel auf den Hinterbeinen abzumachen. Galopp! Jetzt geht's los. Buffallo Bill, wo bist du!

Bei den Ecken heißt's aufpassen — mein Gott, wenn Flinzerl sich doch um die anderen kümmern möchte, unverwandt dreht er sich mit und die anderen glotzen pflichtschuldigst auch mit. Jetzt ruft er den Leutnant — der stürzt hin mit hochrotem Kopf — er fragt ihn was — natürlich, wie das Schwein heißt mit den khakifarbigen Stiefeln — wir sind sterbliche Menschen, drei Wochen Mittelarrest — aber was liegt daran — der entsetzliche „Brrrd" taucht vor mir auf. Aus ist's mit dem Schleppsäbel, ich werde auch das zweite halbe Jahr mit dem „Brrrd" in der Maximilianstraße gehen — hupp, hupp — da reißt mir die germanische Geduld — ein Dutzend Sporenstiche blitzschnell hintereinander, dazu ebenso schnell die gleiche Anzahl Stockzahnparaden, daß Orlando vor Erstaunen buchstäblich auf den Hintern fällt. So, mein Junge, und ein paar Stahlschenkel dran, vorn eine Eisenfaust, gelt, jetzt geht's. Orlando seufzt, gibt den Kopf her und geht wie ein Affe. Daß die Zweibeiner so wenig Spaß verstehen, denkt er sich. Mir lauft die Sauce zu den Stiefeln — Herrgott, wenn das eine chemische Verbindung eingeht, schließlich werden sie noch blau! Endlich Schluß. Flinzerl lobt. Er lobt sogar sehr. Der Leutnant ist dunkelrot. Flinzerls Auge sucht. Wen sucht er denn? Hat mich schon. Er deutet auf mich. „Einjähriger Bonn!" brüllt der Leutnant. Ich verlasse mich nicht auf den Saugapparat, sondern hau' dem lieben Orlando ein paar in die Seiten, daß er einen Hupfer auf Flinzerl losmacht. Dieser schaut mich freundlich an, mit ihm grinst die ganze militärische Hierarchie. Was? Nichts

31*

von den Stiefeln, nichts vom Sattelgurt? Er lobt mich über den grünen Klee, daß ich das Mistvieh so ruhig geritten. Gerettet. Zu einem Links schwenkt — marsch!

Wenn der Mensch Glück hat, dann schadet ihm selbst das Pech nicht. Ich hatte nämlich gleich wieder Pech. Der „Brrrd“ tauchte noch einmal drohend auf. Unser Leutnant hatte uns tags vorher antreten lassen und jedem der Reihe nach gesagt, was er morgen fragen werde. Beim Hineinmarschieren ins Instruktionszimmer tritt mir mein Hintermann den Sporn herunter, ich stolpere, die anderen drängen nach, kurz, ich bin plötzlich um einen weiter unten. Ich hatte mich auf eine sehr gelehrte artilleristische Frage eingefuchst und höre entsetzt, wie mein Nachbar die Frage bekommt und sie mit Hängen und Würgen, nebst einem wütenden Seitenblick auf mich, beantwortet. Jetzt kommt's an mich.

„Aus welchen Teilen besteht die Hinterhand des Pferdes?“

„Die Hinterhand des Pferdes besteht aus — aus dem Schweif!“ war meine prompte Antwort.

„Weiter?“

Weiter wußte ich nichts. Ich war überzeugt, es gab noch mehr, aber nicht um zehn Häuser fiel es mir ein. Bloß ein großer „Brrrd“ taucht vor mir auf und klappert an zwei grünen Reitstiefeln.

Aber schon greift Flinzerl ein. „Das ist ja der brave Reitersmann von vorhin. Was studieren Sie?“ usw. Der nächste! Nun schnurrten wieder die Antworten. Wir wurden Gefreite. Schleppsäbel, Sporen, rote Streifen, so breit wie blau. Adieu Brrrd!

Bei der Batterie ritt ich alles mögliche Getier, am Lechfeld durfte ich mit den Chargen Remonten reiten. Mein schönster Dienst war aber, zu Ende des Jahres in der Theatinerstraße täglich den Kommandanturbefehl holen. Einen famosen alten Knaben aus dem Siebziger-Feldzug ritt ich, Bourbaki hieß er. Auf

dem Kugelfang ließ ich ihn Leine ziehen und drückte mich dann so lange herum, bis er wieder trocken war.

Manchmal kam ich auch auf ein Vollblutpferd. Die gingen mir immer durch.

Ein Vollblutpferd hat mit einer italienischen Geige viel Ähnlichkeit. Wer auf einer Schachtel geigen, auf einem Kommißgaul reiten gelernt hat, merkt, daß er nicht geigen und nicht reiten kann, sobald er eine Stradivari oder ein Vollblut in die Hand kriegt. Das sind feine Gefühlssachen, die eben den Reiz des Lebens ausmachen.

Im nächsten Jahr rückte ich als Unteroffizier und Vizefeldwebel ein und stöpselte auf verschiedenen Dienstmöpsen herum. Verschiedene wundervolle Ritte verdankte ich der Güte des jetzigen Generals Baron v. Horn (damals Oberleutnant). Namentlich eine Mondnacht wird mir unvergeßlich sein. Über die duftende Heide galoppierten wir stundenlang bis gegen Augsburg, schweigend und trunken von der Schönheit der Welt, dem Kraftgefühl der Jugend, auf den edlen Pferden. Einmal im Winter ritten wir um den Starnbergersee herum, und sogar später, als ich einmal in München gastierte, holte mich Baron Horn, der meine Reitleidenschaft kannte, mit den Pferden im Hotel ab, und wir ritten bei dem greulichsten Schneegestöber hinaus — weit in die Ferne. Menschen, die mich auf ihren Pferden reiten ließen, sind überhaupt in meiner Erinnerung geheiligt. Da war auch der damalige Leutnant Wenninger, Harlander, Baron Redwitz, v. Gropper, Kustermann, Graf Moy, der Erzgießer v. Miller, lauter edle Männer, die in der Walhalla meiner Erinnerung stehen.

Da kam die große Lebenswende. Ich feuerte das Corpus juris an die Wand und ging unters Theater, auf Anhieb alle Misere durchmachend, die sich bei anderen auf viele Jahre verteilt. Als dreiundzwanzigjähriger Witwer war ich in Wien auf der Rückkehr

von einem Engagement in Rußland. Zum erstenmal in meinem Leben hatte ich etwas Geld. Wo wohnt der nächste Pferdehändler? Ich kaufte ein Pferd. Dies oder keines paßt für Sie, hatte der Pferdehändler gesagt. Ich sah ihm nicht ins Maul — dem Pferd nämlich, obwohl es nicht geschenkt war. Achthundert Gulden — fünfzig wir es unter Brüdern wert.

Ich fuhr mit meinem Roß im Gepäckwagen nach München. Im Pelzmantel, Zylinder, den Gaul an der Hand, so zog ich ein im bierfrohen München. Beim Stachus behielten sie mich endlich. Also ich besaß ein Pferd! Armes Tier! Wenn es Seelenwanderung gibt, so gebe Gott, daß ich nicht auch einmal bei einem solchen Reitfexen Pferd sein muß, wie ich es war.

Ich nannte das Tier „Nitschewo", und so ritt ich es auch. Tag und Nacht. Alle Augenblicke lag ich da mit dem alten, struppierten Vieh, irgendwo bei Schleißheim oder im Isartal wurde ich dann aufgelesen. In den Sommerferien nahm ich Nitschewo an den Starnbergersee mit. Dort liebte ich gerade jemand und kam wochenlang nicht mehr zum Vorschein. Den Gaul stellte ich, ohne zu fragen, einer alten Cousine, die dort eine Villa hatte, in den Stall. So wie den armen Nitschewo behandelte ich damals auch meine Gesundheit, und so kam es, daß ich eines Abends aus dem Hoftheater mit einem schweren Nervenfieber fortgetragen wurde. „Broken down", sagten die Damen der Gesellschaft. Als ich Monate später aus dem Spital kam, hatte Leutnant von Hellingrat, der so gütig war, das Tier in seinen Stall zu nehmen (wie ein Kuckuck in fremde Nester, beglückte ich meine Freunde und Kameraden), den alten Nitschewo in eine Droschke verkauft.

In meiner damaligen Jugendroheit sah ich mich gar nicht weiter nach dem armen Tier um und kaufte sofort wieder ein Pferd, ein ehemaliges Renn-

pferd. Ich war inzwischen Leutnant der Reserve geworden und wegen meiner „Gewandtheit im Reiten“ zur reitenden Abteilung versetzt worden. Ich platzte vor Stolz! Gleichwohl hatte ich vom Reiten noch immer keine blasse Ahnung. So oft ich auf ein Vollblut kam, war es aus. Ich wußte damals von Schenkeln nichts. Ich wußte damals überhaupt recht wenig. Vor allem nicht, daß man ein edles Pferd nicht mit dem Zügel hält, daß man ein edles Weib nicht mit Grobheit behandelt und eine Stradivari mit dem Stock streicht.

Nach solchen Mißerfolgen beschloß ich einmal, zunächst reiten zu lernen. Leutnant Byschl, der meine Passion sah, nahm sich meiner an, brachte mir zunächst bei, daß ein Pferd kein Möbel und die Reiterei eine Kunst sei, gab mir Bücher und erteilte mir ganz regelrechten Unterricht. Leider wurde er alsbald Gestütsdirektor; damals wäre sicher was aus mir geworden!

Merkwürdig, wie reizend einst alle Menschen mit mir waren, wo ich eigentlich nur ein ungegorener, dummer Junge war. Später als Mann, wo ich das Gute und Edle verfocht, welche Fülle von Haß mußte ich erfahren!

Zur Übung auf das Lechfeld einberufen, bat ich den Hauptmann, mir das schwierigste Pferd der Batterie anzuweisen. Er lächelte verschmitzt und bestimmte mir einen gewissen Wolf — es war das Strafpferd der Batterie. Nie gab es ein härteres, zäheres Vieh, nie ein hartmäuligeres und stützigeres. Nicht zu halten, nie zu ermüden. Aufsitzen ließ er unter keiner Bedingung.

Doch das war eine Kleinigkeit für mich. Ich konnte damals mit gleichen Füßen über ein mittleres Pferd wegspringen. Ich sprang also immer ohne Bügel in den Sattel, was Wolf sehr erstaunlich fand. Beim Exerzieren war er immer in der vorderen Abteilung,

was bin ich da angeknurrt worden! Mit seinen langen Beinen konnte er springen wie ein Heuschreck. Einmal sprang ich mit ihm die sämtlichen ausgerichteten Protzkastendeichseln des Regiments. Das trug mir eine Mordsnase vom Herrn Obersten ein, dem der „Zirkus“ nicht gefiel. Bei einem furchtbaren Gewitter legte ich Wolf den Sattel auf ohne Zaumzeug und ließ ihn mit verschränkten Armen im strömenden Regen unter einer Kanonade von Blitzen durchgehen bis gegen Augsburg. Das war herrlich! Mein eigenes Tier, das ehemalige Rennpferd, ritt ich abwechselnd mit dem harten Wolf. Zum Schluß der Schießübungen kam das Kanonierfest und die Brigaderennen. Zum Kanonierfest schrieb ich ein Stück: „Die Prinzessin Radibumbserl“. Sehr fein und literarisch war es nicht, aber es fand großen Anklang und regte nicht die ganze deutsche Presse gegen mich auf, wie meine späteren Werke. Es spielte bei den Zulus. Die Kostüme waren daher einfach. Ich strich die Darsteller mit Schuhwichse schwarz an. Nun das Rennen. Ob ich wohl mitmachte? „Nu nee!“ sagt der Berliner. Zu sämtlichen Rennen nannte ich, immer mit demselben alten Rennpferd, Wolf war nicht schnell genug. Mit einem Dutzend Herren ging es zur Steeple chase an den Start.

Beim Kanter zitterte ich am ganzen Leib vor Aufregung. Das sind Sachen, die sich nicht analysieren lassen, wenn beim Rennen die Flagge sinkt, wenn's beim Duell heißt: „Los!“ wenn man als Dichter bei der Premiere den Vorhang emporrauschen hört oder wenn die angebetete Frau . . . kurz, es gibt Momente von höchster Spannung im Leben, die durch nichts ersetzt werden können. Also die Flagge fiel. Fast in einer Reihe ward die erste Hürde genommen. Ich hatte den schlechtesten Platz ganz außen. Gleich nach dem Sprung nahm ich die Führung und ritt schief auf das zweite Hindernis los, um in meiner Gewinnsucht gleich die Innenseite zu nehmen. Da —

nach dem Sprung ein Gefühl des Erstaunens, keine Luft, Pferdebäuche mit weißen Gurten und blinkende Hufe über mir. Ich springe auf. Weit drüben galoppiert das Feld, neben mir liegt bewußtlos Hauptmann Baron Redwitz, aus Mund und Nase blutend, dessen Pferd über mich gefallen war. Eine schreckliche Verzweiflung erfaßte mich. Ich war schuld! Wenn ich nur wenigstens auch irgend etwas gebrochen hätte! Der Bewußtlose wurde auf einer Bahre weggetragen. Zerknirscht folgte ich. Einige schnitten nur Gesichter. Baron Redwitz dagegen, als er am nächsten Tage zu sich kam, tröstete mich echt kameradschaftlich. Es hätte mir doch auch passieren können, meinte er.

Mein nächstes Pferd war ein sehr nettes Jagdpferd. Mit ihm ritt ich auch oft die Jagden der königlichen Equitations - Anstalt. Kein künstlerischer Erfolg hat mich damals so froh gemacht, als das Reiten hinter den Hunden. Wenn es so hinausgeht im rötlichen Schimmer des Herbstes, die Hunde mit den Schweifen in der Höhe, die Hornklänge, die einen so übermütig stimmen, die roten Röcke in dem braunen Gezweig — wer das nie mitgemacht hat, der kennt nicht einen der Höhepunkte des Lebens.

Herzog Max Emanuel und seine rechte Hand, Rittmeister (jetzt General) Buxbaum, führten damals einen ritterlichen und reiterlichen Geist in München ein, der schöne Blüten getrieben hat. Wie imponierte mir der Pikörstall mit den sinnvollen Sprüchen an den Wänden und der wundervollen Ordnung. Man sah, daß Rittmeister Buxbaum nicht nur ein vorbildlicher Reiter, sondern auch ein geistvoller Mann, eine Liebe, eine Begeisterung hergab, die sich bald auf das Ganze übertrug. Schneidig genug waren die Jagden, nicht so zahm wie in Berlin. Wenn man auf einen Koppelrick losackerte und die niederste Stelle ersah, wurde man weggedrängt und mußte wohl oder

übel an der allerhöchsten springen, oder wenn es durch Kiesgruben und Wassertümpel ging oder bei Hubertus der Schneewind pfiff, daß man dachte, vom Knie und Ellbogen ab sei man amputiert, da fühlte man hundertfach, daß man lebte, daß man jung war, daß einem die Welt gehörte, denn dem gehört sie, der um nichts den Hals dran wagt. Das ist's, was der Philister nie begreifen wird, was den Edelmann von ihm unterscheidet. Mein passioniertes Jagdreiten wurde sehr verschieden beurteilt. Eine Anekdote, die manchmal wieder bei einem Gastspiel in einer Zeitung auftaucht, illustriert das Verhältnis. Mein amerikanischer Biograph hat sie folgendermaßen erzählt:

„Herzog Max Emanuel hatte einmal dem passionierten Schauspieler vor allen Herren ein Lob über sein beherztes Reiten ausgesprochen. Darüber ärgerte sich einer, der beim Nachhausereiten Bemerkungen über die Schauspieler machte, welche für ihr bißchen Gesichterschneiden Gagen wie Generäle bezögen. Bonn erwiderte nichts, sondern zwang sein Pferd plötzlich, über eine Steinmauer zu springen, welche die Straße entlangging.

‚Können Sie das auch?' rief er dem Sprecher herüber.

Dieser brachte seinen Gaul nach einigem Kampf schließlich auch hinüber.

‚So,' meinte Bonn lachend, ‚jetzt habe ich bewiesen, daß ich mindestens ebensoviel reiten kann wie Sie — aber — nun spielen Sie einmal heute abend den Hamlet."

Ganz und gar nicht einverstanden waren mit der Jagdreiterei die Kollegen im Hoftheater. Der rote Rock ärgerte sie wohl, wenn ich am Theater vorbeiritt. Einmal traf es sich, daß um elf Uhr Generalprobe eines Stückes von Heyse war, im Kostüm natürlich, und um zehn Uhr war Rendezvous zu einer

Regimentsjagd beim Hirschgarten. Die Jagd auslassen — nie und nimmer! Beim Bühneneingang standen die Kollegen. Na, diesmal fällt er hinein. Der kann sich freuen, wenn er nicht da ist, und wir freuen uns auch. Ich muß gestehen, ich sah ziemlich oft nach der Uhr. Ich rechnete und rechnete. Vor halb zwölf Uhr dürfte mein Stichwort kaum fallen. Die Jagd begann. Ich dachte an nichts anderes mehr. Halali! Fünf Minuten nach elf. Nun aber Beine. Da fängt's zu regnen an. Auf einmal sitzt die Decke hinten auf der Kruppe. Na, ich komme ja noch hin; schon tauchen die Häuser der Stadt auf; ich steige ab und mache den Sattel los, den ich neben mich lege, richte die Decke und will den Sattel wieder auflegen. Ja, hat sich was. Mein edles Roß faßt die Sache humoristisch auf. Wir tanzen im Kreis herum, in der linken Hand die Zügel, in der rechten den Sattel, dazu schüttet es, was herunter kann. Ich werde wütend, die Minuten entfliehen, niemand weit und breit, den ich rufen könnte. Wie werden sich die Kollegen freuen! Mein Pferd schaut mich höhnisch an, wie ich die Hand mit dem Sattel hebe, geht das Tanzen los. Eine Viertelstunde dauert das. Nun aber Schluß! Der Sattel fliegt in den Schmutz, ein Sprung, droben bin ich und jetzt Sporen rein, was rausgeht. „Hopp! — hopp!" schrei ich nur immer. Menschen schreien, alte Weiber purzeln, Gendarmen schreiben ins Notizbuch oder drohen hinter mir her. Ein Verrückter oder einer, dem der Gaul durchgeht? Nein, nur ein äußerst pflichteifriger Hofschauspieler, der nicht zu spät kommen will. Da Land — das Hoftheater — runter vom Gaul — wird allein nach Hause finden, rauf die Treppe. „Mein Stichwort schon gefallen?" — „Nein, aber sofort."

Runter, runter das triefende Zeug, an jedem Bein, an jedem Arm zieht einer, hinein in die paar Lumpen — einen Schäfer hatte ich zu spielen. „Herr Bonn, auftreten!" ruft der Inspizient, für die Sandalen hat's

nicht mehr gereicht — warum soll ein Schäfer nicht barfuß gehen? Stichwort — da bin ich. Die Gesichter von den Kollegen! Ich war so außer Atem, daß ich kaum schlucken konnte, zum Glück hatte ich irgend etwas Aufgeregtes in meiner Rolle zu sagen. Der Intendant kam nach dem Akt herauf und sagte: „Dies Atemlose und Nervöse in der Erzählung haben Sie mit einer solchen Naturwahrheit gemacht, daß ich Ihnen nächstens wieder eine große Rolle gebe. Sie machen ja riesige Fortschritte!"

Ein braver Reitersmann kommt eben überall durch.

Wenn man sich vorstellt, was für ein anderes Gesicht die Weltgeschichte bekommen hätte, wenn Ludwig XVI. ein Reitersmann gewesen wäre. Bei Varennes noch, ein Sprung über den umgestürzten Wagen an der Brücke, und kein Napoleon existiert in der Geschichte. Äußerst charakteristisch ist, daß Robespierre, als er zur Macht kam, reiten lernte. Es fehlte ihm aber jedes Talent dazu, er mußte es aufgeben und zu Fuß beim Fest des höchstens Wesens erscheinen. Die eifersüchtigen Kollegen verulkten ihn, traten ihm auf die Hacken und mit dem Imponieren war's nichts.

Meine wilde Reiterei war aus, als ich ans Burgtheater kam. Ich ritt dann und wann auf Mietpferden, aber das viele Gastieren und der harte Kampf um die Position vertrieben den frohen Reitergeist. In Berlin bin ich dann wieder fleißig geritten, aber auch nur auf Manegepferden. Die vier Amerikafahrten und die sonstige Unruhe der Existenz verboten einen Luxus, der schließlich nur für den Diener dagewesen wäre. Erst im letzten Jahre als Theaterdirektor, als ich daran war, gemütskrank zu werden, weil ich monatelang aus dem Zivilkabinett keine Antwort durchsetzen konnte zur Erlaubnis eines patriotischen Dramas, kaufte mir meine Frau eine dreijährige ungezogene Stute, die mich wieder aufrüttelte. Einmal begegnete ich dem Kaiser im Tiergarten. Er hatte

mich sehr gern gehabt — ich sah es in seinem Blick, daß er dachte, „der Mensch sieht eigentlich dem gar nicht gleich, was man mir von ihm erzählt hat“. Ich machte Front. „Schönes Pferd,“ sagte der Kaiser im Vorbeireiten. „Der junge Fritz ist viel schöner, Majestät!“ rief ich, daß die Bäume wackelten. Er lacht, schüttelt den Kopf, „verrückter Künstler,“ denkt er, „man kann ihm nicht bös sein“. „Der junge Fritz,“ so heißt nämlich der erste Teil meiner Hohenzollern-Trilogie, die ich für den Kaiser geschrieben und auf die ich keine Antwort bekam, weil eine Berliner Zeitung mich wie einen Hochverräter hinstellte.

Mein Biograph sagt: „Dies Stück ist ein starkes patriotisches Werk,wäre mit einem hohen Preis zu belohnen gewesen. In einer Zeit, wo alles nur zersetzend und niederreißend schreibt, wo der nur auf Erfolg hoffen konnte, der negierte, Ehre, Heimat, Familie, Ehe, Religion angriff, in dieser alle Fundamente unserer Kultur unterwühlenden, nach abwärts sinkenden Zeit fand ein Künstler begeisterte Worte für Königtum, Ehre, Treue, Glauben, Mut und alle ritterlichen Eigenschaften. Man hätte gar nicht genug tun können, um ein solches Talent auf dem idealen Weg zu befestigen, ein Talent, das nicht um das goldene Kalb der Tantieme tanzen wollte und weitab von dem dekadenten Literaturpöbel eine positive Kraft zeigte, die in eine schöne Ferne blicken ließ.“ Und der Kaiser ritt vorbei — mas man ihm sagte, das hat gewiß ganz anders gelautet! Ich gab vor geladenem Publikum eine Generalprobe, da kam die Polizei, fast hätte es Tote gegeben, da sagte ich mir, jetzt ist es Zeit, den Säbel einzustecken.

Hier, auf meinem Gut in Bernau am Chiemsee, bin ich natürlich viel im Sattel. Mein stämmiger Hunter ist ganz manierlich geworden, springt über alles, obwohl das Tier früher vor jeder Katze, jedem Sperling umkehrte. So Gott will, krieg' ich auch Fohlen, die werden gleich ins Zimmer gewöhnt. Etwas Wahres

ist sicher daran, was mir jüngst ein hervorragender Kavallerist schrieb, als ich auf geistigem Gebiet eine siegreiche Schlacht geschlagen:

„Das macht eben, weil Sie ein Reitersmann sind."

Freilich, „ein tüchtiger Regen und ein braver Reiter kommen überall durch".

Geschrieben 1909 für die

Kavalleristischen Monatshefte.

Franz Mejo Nachf. Dr. F. Poppe, Leipzig-R.

